Die Königin der Nacht.

Die
Königin der Nacht.

Roman

von

Levin Schücking.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

Erstes Kapitel.

Der geheimnißvolle Gast.

Aus einem freundlichen kleinen Hause, das sich mit dem Rücken an die Stämme und das üppig wuchernde Unterholz eines dunklen Parkes lehnte, erscholl eintöniges, cascadenartiges Stimmengemurmel. Es wurde drinnen der Abendsegen gebetet, wie es auf dem Lande Sitte ist; eine wohlklingende Männerstimme betete vor und ein helleres Frauenorgan fiel mit den Antworten ein. Die frommen Bewohner des Häuschens hatten in der That wohl Ursache, dem Himmel dankbar zu sein; denn der liebe Gott hatte ihnen ein so wohnliches Dach bescheert, wie ein bescheidenes Menschenherz es sich nur wünschen kann. Grüne Reben und Clematis waren in üppiger Fülle an den blanken weißen Wänden heraufgezogen; zur Seite der Eingangsthür prangten auf sauberen Lattengestellen ganze Reihen schöner ausländischer Blumen; hinten hoben die präch=

tigen hohen Eichen sich wie eine undurchdringliche Schutzmauer gegen die Stürme, die von draußen, von der „Welt" aus, dieses friedliche Idyll bedrohen konnten; und vorn und zu den Seiten lag ein wohlgepflegter Garten ausgebreitet. Es war eine poetische Siedelei, wie sie ein liebendes Paar für das Höchste seiner Wünsche ausgibt und — wie sie nach der Hochzeit doch noch von keinem bezogen worden ist! Daß dies auch hier nicht geschehen, war desto besser für den ehrlichen Burschen, für den sie mithin frei geblieben, und der sich eben damit beschäftigte, seinen Schöpfer zu loben; er hieß Martin, war ein tüchtiger Gärtner, eine kräftige, stämmige Gestalt, und noch nicht dreißig Jahre alt. Die hübsche junge Frau, welche ihm gegenüber saß in dem engen Wohnstübchen und, die Hände in den Schooß gelegt, die hellblauen Augen auf den glatten braunen Scheitel geheftet hielt, den der Mann, über das Buch gebeugt, ihr zukehrte, war sein treues Eheweib Gertrude. Also doch einem liebenden Paare war die Siedelei zugefallen . . .! Nein, Martin und seine treue Gertrude hätten wol befremdet gelächelt, wenn es Jemandem eingefallen wäre, sie so zu nennen! Er war eine redliche Haut und seiner braven jungen Frau so treu wie Gold; aber aus „Liebe" hatte er sie nicht genommen, und das hatte er ihr

auch nie gesagt, und sie, glauben wir, ihm wol eben so wenig. Er war der Sohn eines Bauers; der Gutsherr hatte ihn als Gehülfen seines Gärtners angenommen, und nachdem dieser, wie ein verdorrtes Gewächs, nach achtzigjährigem Perenniren endlich sich selbst zu seinen Samen in die Erde gelegt hatte, da war Martin feierlich in dessen Stelle eingesetzt worden. So mußte denn der junge Mann auch eine Frau heimführen, die das Hauswesen in dem rebenumsponnenen Hüttchen besorgte und zwei hülfreiche Hände hatte, wo die seinen nicht reichten. Er suchte sie und glaubte sie gefunden zu haben. Es wohnte eine redliche Witwe in seiner Nähe, die zwei Töchter besaß; sie hießen Anna und Gertrude, und auf Anna hatte Martin sein Auge geworfen und auch den Brautwerber gefunden, der seine Fürsprache einlegte. Dann hatte er sich selbst eines schönen Nachmittags aufgemacht und war in die Hütte der Frau getreten, „um im Vorbeigehen seine Pfeife anzuzünden." Die Frau hatte ihm einen Stuhl gesetzt und hatte die Herdgluth angefacht und geschürt, und dann hatten sie zusammen vom Wetter und von der Heuernte gesprochen, kaltblütig, als ob nichts in der Welt sie näher angehe. Unterdeß hatte die Frau die Pfanne herbeigeholt und sie langsam blank gescheuert und sorgsam übers Feuer

gehängt. Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Martin's Herz zu schlagen anfing. Gespannt sah er auf das Thun der Frau. Nahm sie Mehl, Milch, Eier zu einem Pfannkuchen, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als die dicke silberne Uhr hervorzuziehen und mit der Behauptung, daß er durchaus keine Zeit mehr zu verlieren habe, sich zurückzuziehen; aber nein, sie griff zu Speck und Eiern — das hieß in der sinnigen landesüblichen Pfannensymbolik, daß seine Werbung angenommen war; er durfte jetzt sein Wort anbringen, und Anna wechselte mit ihm am andern Tage die „Treue", ein Paar große silberne Schaustücke.

Martin's Brautstand sollte jedoch nicht lange dauern; Anna erkrankte und starb; und so fühlte sich der arme Schelm denn wieder hülflos und verlassen wie vorher. Da war es nun nichts Anderes als Christenpflicht, daß Gertrude in ihrer verstorbenen Schwester Stelle trat; ob ihr Herz sie zu dem jungen Gärtner ziehe, danach wurde sie nicht, hatte sie selbst sich schwerlich viel gefragt: sie trat in die Ehe, die ja ein von Gott eingesetzter Stand ist, mit einem Herzen voll Frömmigkeit und einem Kopf voll guten Willens; und als Martin neben ihr vor dem Altar stand, da wußte auch er nur Eines — daß er ihr sein Leben lang treu sein werde — über

mehr sich Rechenschaft zu geben, daran hatte er nicht gedacht.

Wie wenig Poesie liegt in solcher Leidenschaftslosigkeit, in solcher Unbewegtheit der Seelen, die wie ein stehendes Gewässer ist, dessen Spiegel nie ein Lufthauch kräuselt, nie eine Strömung durchrauscht!... Doch — es liegt doch Poesie darin ... der See, den nichts aufwühlt, spiegelt desto treuer das Stück blauen Himmels, welches die Wolken über ihm freilassen ... es liegt Poesie in dem resignirten Vorüberwandeln an den Gärten, in welche Leidenschaft und Gefühlsleben wie trügerische Geister locken, zu den Freuden und Gefahren der Müßigen und Leichtfertigen ... es liegt Poesie in der freiwilligen Armuth frommer Herzen, welche den Luxus des Gefühls um der Schlange willen, die unter den Blättern lauert, Gott aufopfern, wie all' den andern Luxus der Welt, auf den die Armuth sie zu verzichten zwingt. — —

Der Gärtner hatte sein Abendgebet vollendet; Gertrude ging Holz herbei zu holen, um es am andern Morgen zum Feueranzünden gleich bei der Hand zu haben. Martin trat in die Hausthür, welche er mit seiner stattlichen Gestalt beinahe ganz ausfüllte. Es war ein wunderbar schöner Sommerabend, oder vielmehr es war Nacht — es mochte etwa zehn Uhr

sein; vom dunkelblauen Himmel goß ein eigenthümlich helles Mondlicht seine bläuliche silberne Fluth herab. Man sah alle Gegenstände ringsum beinahe so klar wie am Tage. Drüben, über den Wipfeln des Obstbaumgartens und zwischen den hohen canadischen Pappeln hoben sich schwere breite Thürme mit spitzen Wetterfahnen und runden glockenförmigen Schindeldächern auf; zwischen ihnen ein eigenthümlich geformter Giebel mit gothischen Zacken, der so hoch und so schmal war — es sah aus, als hätte er in feudalem Hochmuth und aus Aerger über das kecke Emporschießen der Parvenus von Pappeln sich so gewaltig in die Höhe gereckt und gespreizt, bis er diese schmale und dünnleibige Figur bekommen. Rechts und links hinter dem Gärtnerhause zog sich der Eichenwald hin; vor Martin dehnte sich die ganze Fläche seines Gartens aus mit einer Welt von Bäumen, Stauden, Beeten, mit den pyramidenförmigen Zwergobstbäumen, den feinen Spargelaufschüssen voll rother Beeren, und den sauberen Buxeinfassungen der reinlichen Pfade. Dem Gärtner gerade gegenüber lag ein stattliches Gitterthor aus kunstreich geschmiedetem Eisen, und an beiden Seiten von diesem Thore zogen sich niedrige Gebäude, Stallungen und Remisen hin, welche nach dem Garten zu keinen Ausgang hatten und deren

Mauern mit Spalieren bedeckt waren, und weiter oben schimmerte das Mondlicht durch das Rebenlaub eines langen, dichten Berceaus.

Das Alles lag hell im klarsten Mondschein vor dem Gärtner, aber eben so still war es rings umher. Selbst die Mücken, welche am Abend in vollen Schwärmen über den Gießkannen des Gärtners gesummt, hatten sich ihre kleinen Schlafstellen bei dem großen Herbergvater aller Obdach- und Heimatlosen aufgesucht. Martin hörte weit her die Schritte seines Weibes auf dem Sande und das Reisigholz in ihrer Schürze knistern, als ihre lichte Gestalt am Saume des dunkeln Waldes entlang zurück kam: es war ihm wohl ums Herz, als er die hellgekleidete Frau, etwas gebückt von ihrer Last, auf sich zuschreiten sah; es war ihm, als gehe leise sein Glück auf ihn zu. Er hatte die Arme untergeschlagen, Schulter und Kopf an den Thürpfosten gelehnt; so kam eine gewisse Schlaftrunkenheit über ihn, und mit müden Blicken verfolgte er den sonderbar planlosen, trunkenen Flug einer großen Eule, die über ihm völlig unhörbar sich hin und her fallen ließ in der Luft, ein verlorenes Geschöpf, dem Gott so gut Schwingen gab, wie den andern Vögeln, aber das nicht vorwärts will zum Ziel und zum Lichte, sondern irrwähnig in der Nacht taumelt.

Martin fielen die Augen zu bei diesem trunkenen, schwindelig machenden Treiben: er gerieth in einen halbwachen Zustand, worin ihm war, als hebe sich leise die große Dachglocke von dem breiten Thurme jenseits des Gebüsches, auf den er geblickt hatte, in die Höhe und gerathe in langsame Schwingungen und bewege sich stärker und stärker, wie eine Glocke, welche zum Geläute geschwungen wird. Und dann war ihm, als wenn der Abendwind die höchste Pappel hin und her beuge und damit gegen die inneren Wände der Glocke schlage, so daß ein Tönen, ein Geläute entstand, welches einen wunderbar bezaubernden Metallklang, etwas unendlich Süßes und Schwermüthiges und Herzbezauberndes hatte, obwol es nur leise, bald anschwellend, bald ganz verwehend, herüber scholl.

Martin hatte eine Weile so im Traum gelauscht, als er plötzlich mit einem gellen kreischenden Ton die Glocke, welche sich eben noch in Wunderklängen gewiegt, zerspringen hörte — es mußte ein großer klaffender Riß sein ... doch nein, die Glocke war es ja nicht — Martin fuhr erschrocken aus seinem Halbschlummer auf — sein Weib stand neben ihm und umklammerte mit beiden Händen seinen Arm; sein Weib hatte den Schrei des Entsetzens ausgestoßen!

Unser Kind! rief sie, unser Kind ist fort!

Sie stand nur einen Augenblick da, einen Augenblick hatte Martin Zeit, während sie ihr Gesicht ihm und dem Mondlichte zuwandte, ihre Leichenblässe, ihre von der Todesangst entstellten Züge zu sehen — dann eilte sie zurück in die offenstehende Thür, links im Hintergrunde des schmalen Hausganges, wo die Schlafkammer lag, hinein ... Martin war mit einem Sprunge neben ihr, sein erster Blick fiel auf die leere kleine Bettstatt seines Söhnchens, und sein Herz erstarrte.

Das Kind — fort?! stammelten seine Lippen.

Vor einer Stunde erst habe ich nach ihm gesehen, sagte Gertrude, mühsam so viel Athem sammelnd, um die Worte aus der gepreßten Brust zu stoßen — er lag im ruhigsten Schlaf.

Das kleine Zimmer hatte nur Ein Fenster, das nach hinten auf den Wald hinaus ging, zwischen welchem letzteren und dem Hause hier ein breiter Pfad herlief. Dieser Pfad zog sich an der ganzen Länge des Gartens, den Park und die Beete trennend, dahin; wer ihn wandelte, war durch die dichten und tiefen Schatten des Waldes verborgen. Das Fenster der Schlafkammer stand offen, unterhalb des breiten

Fensterbrettes befand sich das leere Bettchen des verschwundenen kleinen Heinrich.

Der erschrockene Vater warf sich darauf, er fühlte, ob die Kissen noch warm waren — sie waren kalt — und dann stürzten beide Gatten in ihrer Herzensangst hinaus, um die nächste Umgebung des Hauses zu durchsuchen, und mit dem vergeblichen Rufe: „Heinrich — Heinrich — wo bist du?" die ruhige Stille der schlummernden Nacht zu durchbrechen und die Nachtvögel aus den Zweigen aufzuschrecken. Hin und her eilten sie in furchtbarster Qual und flogen vergebens zwischen den Gartenbeeten, zwischen den Stämmen des Waldes hindurch; fast instinktartig, wie von einer Ahnung des Schlimmsten, welche sie sich zu gestehen sträubten, abgehalten, vermieden sie Anfangs die Seite des Gartens, wo sich die Thürme und die Giebel des Gebäudes zeigten und wo breite Wassergräben und Weiher das Gebiet Martin's abgrenzten. Und doch, es war, als ob etwas Unwiderstehliches sie dahin zöge, und immer näher und näher kamen sie bald jener Gegend; auf Beider Brust lag Ein Gedanke, aber sie wagten nicht, ihn auszusprechen, und sie riefen sich, wenn sie in hastigem Suchen an einander vorüberschossen, nichts als kurze, abgebrochene Laute zu — ein: Nichts! ein: Sieh du dort! ich will

hierhin! und abermals ein: Nichts, nichts! o Gott im Himmel — wo ist unser Kind?!

Plötzlich blieb Martin stehen. Wunderbare Töne schlugen wieder an sein Ohr. Er wußte nicht recht, erhoben sie sich erst in diesem Augenblicke, oder waren sie schon länger, so wie sie jetzt es thaten, durch die stille Nachtluft geschwommen, und hatte er sie in seiner Herzensangst nur nicht beachtet — es waren dieselben Töne, welche durch seinen Traum klangen, wie von den Schwingungen einer riesigen, in der Luft schwebenden Glocke herrührend; jetzt, das hörte er wohl, war es kein Glockengeläute, es war eine menschliche Stimme, welche zu einem fremdartigen Saiten-Instrumente wie aus der Luft herab sang, aber mit unbeschreiblichem Wohllaut, so wie der Gärtner in seinem Leben nicht hatte singen hören. Martin blieb stehen, lauschte, athmete hoch auf, die Töne hatten etwas Lockendes, sie zogen ihn sich nach; es war ihm, als lockten gute Geister darin, die ihn riefen, um ihm sein Kind wieder in die Arme zu legen; er folgte ihnen unwillkürlich, und so kam er dem vordersten Schloßthurme mit dem Glockendach, welcher seinen grabenumgürteten Fuß bis in den oberen Theil des Gartens geschoben hatte, immer näher; er trat endlich unter das Dunkel einer kreisförmigen Gruppe von hohen

Maulbeerbäumen, in deren Schatten eine Moosbank angelegt war — dunkel war es unter diesen Bäumen, ganz dunkel, aber ein Strahl des Mondes fiel durch das Laubgewölbe, und gerade da, wo dieses todte bleierne Licht unten auf der Moosbank lag, da schimmerte ein schwaches, rothes Glühen, wie ein trüber Docht durch ein mattgeschliffenes Glas, und dunkle Formen eines kleinen Körpers waren da, der auf der Bank ausgestreckt lag — ein blonder lockiger Kopf und zwei Aermchen, welche im Schlummer von der Bank niedergesunken waren; und: Gertrude, Gertrude! rief Martin halblaut und doch mit einer Macht, als ob er Felsen damit sprengen wolle; und Gertrude kam herbeigeflogen, hielt sich athemlos an seinem Arme aufrecht und sank dann schluchzend vor ihrem wiedergefundenen Kinde in die Kniee.

Martin wischte sich den Schweiß von der Stirn; er sprach kein Wort. Auch die Frau trocknete rasch und verstohlen ihre Thränen, nahm das Kind, das dabei erwachte und schlaftrunken mit den runden Händchen die Augen rieb, auf ihren Arm, schlug die Schürze um seine nackten Beinchen und sagte mit vorwurfsvollem, aber noch immer beklommenem Tone:

Heinrich, Heinrich, wie bist du hierhin gekommen? wie bist du aus der Kammer gekommen?!

Das Kind war zu schläfrig, um zu antworten: es klammerte sich mit seinen beiden Armen um den Hals der Mutter und ließ den schlummertrunkenen lockigen Kopf auf Gertrudens Schulter sinken.

Martin hatte sich unterdessen gebückt, um den Gegenstand aufzunehmen, welcher ihm vorhin entgegenglühte und der auf den Boden gerollt war, als Gertrude das Kind in die Höhe gehoben. Es war ein schöner großer Stein, in einen schmalen Goldreif gefaßt, der als Spange dienen konnte. Martin zeigte ihn seiner Frau, aber diese warf nur einen flüchtigen Blick darauf, sie eilte zum Hause zurück, weil sie fürchtete, daß das Kind sich in seinem dünnen Nachtröckchen erkälte. Martin folgte ihr, so einsylbig und still wie seine Frau. Hatte Gertrude, die eng und warm ihren Liebling ans Herz gepreßt hielt, keine Worte, ihr Glück auszudrücken? . . . war die Brust Martin's zu voll, als daß er hätte reden können? Nein, das war es nicht, was ihren Mund verschlossen hielt — sie schämten sich vor einander, so laut gejammert und geschrieen, solch' ungezügelter Aufregung und Angst sich hingegeben zu haben — sie machten sich vielleicht keine Vorwürfe darüber, aber sie fühlten es, als etwas Beschämendes, als Kleingläubigkeit, daß im Augenblicke des Schreckens der Gedanke, wie

der liebe Herrgott uns Alle und also auch das Kind in seiner Hand habe, nicht in ihr gepeinigtes Herz Einlaß gefunden. Darum gingen sie so stumm zurück, die Frau mit raschen Schritten voraus, während das Kind, jetzt von der schnellen Bewegung ganz aufgeweckt, dem nachfolgenden Vater das Händchen zustreckte, das dieser erfaßte und worauf der Knabe nicht mehr loslassen wollte; so schwebte die Gruppe lautlos, vom vollen Mondlichte übergossen, an den Stauden und Gebüschen entlang, bis sie in der Thür des Gärtnerhauses verschwand. Das Kind ward zu Ruhe gebracht; Gertrude bettete es sorgsam; dann erhob sie sich, und mit gefalteten Händen blickte sie eine Weile auf ihr gerettetes Kleinod nieder. Eine Thräne stieg in ihre Wimper, eine zweite, schwerere folgte und rollte über ihre Wange . . . sie hielt sich nicht länger, sie warf sich an die Brust ihres Mannes, der ihr zur Seite getreten war, und barg ihr Gesicht an seiner Schulter: er legte die verschränkten Hände auf ihr blondes Haar und drückte seine Wange darauf . . . es war zum ersten Male, seit sie sich kannten, daß diese starken Herzen überwallten.

Eine Weile später, als Martin wieder im andern Zimmer saß, neben der noch flackernden Lampe, und mit gespannten Blicken das Kleinod betrachtete, wel-

ches er aus der Tasche hervorgezogen hatte — es zeigten sich seltsame verschlungene Züge einer unbekannten Schrift auf dem rothglühenden Steine eingegraben — trat Gertrude rasch zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter, und indem sie mit erregten, aber blassen Zügen zu ihm niederblickte, sagte sie:

Das Kind will nicht einschlafen, es ist jetzt hell wach, und es erzählt etwas Sonderbares — eine fremde Frau in prächtigen lichten Kleidern sei an dem offenen Fenster der Kammer vorübergekommen, sei stehen geblieben, habe sich herein gebeugt, mit dem Kinde gekos't, und da Heinrich ganz dreist aus seinem Bettchen auf die Fensterbank gestiegen, habe sie ihn auf den Arm genommen und sei mit ihm fortgegangen.

Martin sah eine Weile sprachlos vor Erstaunen zu ihr auf.

Das Kind sagt, es sei eine große schöne Dame gewesen — sie habe ihm etwas geschenkt.

Diese Spange, fiel Martin ein, seiner Frau das Kleinod zeigend.

Sie betrachtete es neugierig beim Lichte. Dann sagte sie: Wirf es in den Weiher — wer weiß, was es ist und was daran klebt!

Martin schüttelte mit dem Kopfe; eine Zeit lang

betrachtete er das Ding wieder, dann sagte er halblaut und ohne die Augen zu seiner Frau aufzuschlagen:

Gertrude, hast du nie etwas gesehen oder gehört im Garten . . . Abends, oder in der Nacht . . .?

Gertrude schwieg einen Augenblick. Du meinst, sagte sie dann stockend, den Schwarzen . . .?

Den? fragte Martin — ich habe ein schwarzes Weib gesehen.

Ich einen schwarzgekleideten Mann!

Martin schüttelte den Kopf.

Und den Gesang! fuhr Gertrude fort.

War es Gesang? Es war mir wie eine wundersame Musik — ich dachte nicht, daß es Gesang von einer Menschenstimme sei.

Es war Gesang — gestern in der Nacht noch hörte ich es. Das Kind weckte mich um Wasser. Du schliefst. Ich stand auf, und wie ich über die Schwelle der Kammerthüre trat, hörte ich den Gesang wieder, aber weit näher als früher, und doch nicht so laut wie sonst, wenn er . . .

Wenn er da aus der Gegend des alten Baues zu kommen scheint . . .

So ist's . . . Darum öffnete ich leise das Fenster in der vorderen Stube und blickte hinaus . . . ich sah

es unter dem Rebengeländer langsam vorüber gehen. Das Mondlicht fiel nur schwach in das Berceau hinein, aber ich sah es deutlich daher gehen, und der Gesang kam von derselben Seite, von ihm!

Martin stützte sein Kinn auf die Hand des über der Tischplatte ruhenden Arms, und da das Eis nun einmal gebrochen war, erzählte auch er, was er gesehen.

Es ist thöricht, den Aberglauben in Menschen verdammen zu wollen, denen die Erziehung von frühester Jugend auf den Glauben zu festigen gestrebt hat, deren Gemüth von der Wiege an mit Gläubigkeit wie durchtränkt worden ist, während nichts gethan wurde, in ihnen Scharfsinn, Unterscheidungskraft und analysirende Thätigkeit des Verstandes zu entwickeln. Wie sollten sie die Fähigkeit haben, eine feste Linie zu ziehen, an welcher der Glaube aufhören muß, um nicht jenseits in Aberglauben überzugehen? — wer von uns vermag denn überhaupt eine solche Linie zu ziehen? Martin und Gertrude aber ahnten gar nicht einmal, daß es eine solche Linie gebe: in ihrem Geiste waren beide Gebiete eines und dasselbe, und die Vorstellungen des einen aufs innigste mit denen des andern verwebt; der kirchliche Glaube hatte von abergläubischen Vorstellungen eine Art dichterischer und roman-

tischer Färbung erhalten, und der Aberglaube von den kirchlichen Vorstellungen wieder eine christliche Weihe und eine Art kirchlicher Bestätigung.

Diese Erscheinung, welche sich bei dem Landvolke der Gegend, die den hier erzählten Ereignissen als Schauplatz dient, und wol überall bei religiösen Bevölkerungen sehr ausgebildet findet, hat eine andere zur Folge. Die Drangsal und die Schwere des Erdendaseins macht dem Armen den tröstenden Gedanken an ein Jenseits so zum Bedürfniß, läßt ihn so fest an die Ueberzeugung, daß geistige Wesen als „Nothhelfer" und Schützer und Gnadenerbitter für ihn da sind, sich klammern, läßt ihn überhaupt die Vorstellungen vom Zusammenhang der „drei Kirchen" so sehr als handgreifliche Wahrheit fühlen, daß er nicht allein an das Durchflossensein unserer Welt von einer Geisterwelt und an Einflüsse des Jenseits glaubt; nein, seine grobsinnliche Weise der Auffassung macht auch, daß er unsere Schauer dabei viel weniger kennt, ja im Stande ist, sich auf einen ganz vertraulichen Fuß mit einem etwa ihm aufstoßenden Gaste jenes Reiches zu setzen,

from whose bourn
No traveller returns — —

(und aus dem doch Shakespeare selbst, in demselben

Stücke, worin er diese Versicherung gibt, einen Reisenden leibhaftig zurückkehren läßt). Der schlichte fromme Bauer hegt nicht wie wir „Gebildeten" vor einem Geiste ein stilles Entsetzen; er setzt nicht voraus, daß der Geist ein ihm feindseliges Wesen sei, welches ihm Böses thue! Mehr als Ein altes Weib aus dem Volke würde dem ewigen Juden, wenn er an ihre Hütte klopfte, Brot oder Milch zur Erquickung reichen mit einer Hand, die nicht stärker zitterte, als die Zahl ihrer Jahre es verursachte, und würde ihn dann beim Scheidegruße ruhig auf die ewige Barmherzigkeit verweisen. An dem glühenden Manne, welcher an der Schnat, den Waldessaum entlang, umgeht, will mehr als Ein Dorfphilosoph sich den Pfeifenstummel angezündet haben. Jener einsame Pflüger, welcher einem Mohren in rother Lakaien-Livree, der auf dem Felde zu ihm herankommt, um ihn nach dem Wege zu fragen, mit aller Gemüthsruhe einen Pfad beschreibt und dann den Einwurf, es müsse noch einen kürzeren Weg nach demselben Ziele geben, dem Schwarzen mit den Worten beantwortet: Ja, aber an dem Wege steht ein Crucifix, an dem wird der Herr wol nicht vorüber dürfen! — dieser Pflüger ist der stärkste Ausdruck jener, statt mit Furcht, mit

Wohlwollen gegen jegliche Creatur ausgerüsteten Naivetät, welche das Gottvertrauen gibt.

So waren auch Martin und seine Frau nicht eigentlich erschrocken bei den Beobachtungen, welche sie seit einigen Nächten gemacht hatten, wenn auch in eine gewisse Spannung und Erregung versetzt, die ihren gewöhnlichen Ernst erhöhte. Keiner hatte mit dem Anderen von Dem, was er gesehen, sprechen wollen, aus einer gewissen Scheu, unnöthige Worte über einen Gegenstand zu machen, von dem es besser war zu schweigen, wie er sich selbst in Schweigen und in Dunkel hüllte.

Jetzt aber waren die Lippen gelöst, und der Gärtner erzählte seinem Weibe, daß er mehrmals Abends — aber immer nur sehr spät — die eigenthümliche Musik vernommen, welche ihm wie aus dem sogenannten „alten Bau" — jenen Thürmen mit dem schmalen Giebel in der Mitte, von denen oben die Rede war — herzukommen geschienen, so sehr er sich auch gesträubt habe, dies anzunehmen, da er ja wisse, daß der alte Bau seit undenklichen Zeiten nicht mehr bewohnt gewesen sei. Endlich, vor mehreren Tagen — es sei an dem Abende gewesen, an welchem seine große „Königin der Nacht" aufgeblüht — habe er sich um elf Uhr noch einmal in das Glashaus oben

im Garten begeben, um seine schöne Pflegebefohlene zum letzten Male anzusehen, bevor sie das große strahlende Blumenauge, das sie um die Dämmernngsstunde aufgeschlagen, für immer wieder schließe. Da habe er, nachdem er eine Weile in den Anblick versunken dagestanden, einen dunklen Schatten an sich vorübergleiten sehen; rasch habe er sich gewendet und nun draußen eine an der Glaswand herwandelnde Gestalt gewahrt, ein ganz schwarz gekleidetes weibliches Wesen, mit todtenblassem Gesicht, Niemandem, den er je gekannt, irgend ähnlich sehend; langsam, die Arme untergeschlagen, das Haupt etwas gesenkt, und völlig unhörbar sei sie einhergeschritten, als wenn sie den Boden nicht berühre, sondern schwebe. Einen Augenblick sei ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren, hinauszuspringen und ihr zu folgen; gleich darauf aber, nachdem er kaum drei Schritte gemacht, habe er sich diesen Vorwitz als freventlich vorgeworfen und sich wieder zu der Blume gewandt; die Blume aber, die eben noch voll und strahlend geblüht, sei jetzt welk in sich zusammen gesunken gewesen, mit Einem Male wie fort, in ein welkes, vergilbendes Blattgekräusel eingeschrumpft . . . unwillkürlich habe er an einen geheimnißvollen Zusammenhang alles Dessen denken müssen, und ihm sei gewesen, als sei die Königin der

Nacht in der schwarzen Gestalt mit dem lilienweißen Antlitz scheidend an ihm vorüber und davon gegangen.

Gertrude hörte diese Mittheilungen an, ohne Martin zu unterbrechen. Dann erzählte auch sie. Sie hatte zweimal in geringer Entfernung ein fremdes Wesen nächtlich die Pfade des Gartens entlang vorüberwandeln sehen. Das erste Mal, vor etwa acht Tagen, als sie spät Abends Reisig geholt, war es aus dem Düster des Parks unfern von ihr hervorgekommen und, durch den oberen Theil des Gartens schreitend, nach der Gegend des alten Baues hin verschwunden; es sei, das hatte Gertrude deutlich gesehen, in dunkler Männertracht gewesen, oder vielmehr wie ein Knabe habe es ausgesehen; einen grauen piemontesischen Hut und einen faltenreichen Mantel ohne Kragen beschrieb sie ihrem Manne und erinnerte daran, daß es im Schlosse ihrer Herrschaft alte Bilder mit solchen spitzen Hüten gebe. Das zweite Mal, theilte Gertrude ihrem Manne mit, habe sie es in der vorigen Nacht gesehen; in dem Berceau links von dem Gitterthore, welches den Haupteingang in den Garten bildete, sei es, langsam wie immer, auf und ab geschritten, und dieses Mal habe es den sonderbaren, aber eigenthümlich ergreifenden, schwermüthigen Gesang hören lassen, den auch Martin vernommen hatte.

Heinrich aber bleibt dabei, schloß Gertrude, eine Dame in hellem oder weißem Kleide habe mit ihm gespielt und habe ihn auf dem Arme mit sich fortgetragen ... Das Kind ist erst vier Jahre alt, aber du weißt, wie verständig es schon ist, und man kann ihm glauben, was es sagt. Unser Herrgott wird es in seinem Schutze gehalten haben, daß ihm nichts angethan worden ist — ich will ihm das Agnus Dei unter das Kopfkißchen legen und die Palme unten am Fußende feststecken. Du solltest morgen mit der Herrschaft reden oder wenigstens mit dem Herrn Caplan.

Martin schüttelte mit dem Kopfe; ihm war ein Gedanke gekommen, den er freilich früher schon hätte haben können; er nahm die Lampe und ging hinaus, und indem er das flackernde Licht sorgsam mit der Hand vor dem Luftzuge zu schützen suchte, eilte er nach der Rückseite des Hauses; dort, unter dem Fenster der Schlafkammer, bückte er sich mit dem Lichte und untersuchte genau den Boden. Er brauchte nicht lange zu suchen — auf dem weichen Grunde unten an der Mauer, gerade da, wo das Fenster sich befand, zeigten sich die deutlichen frischen Spuren eines schmalen, etwas langen, aber feinen Frauenfußes.

Martin hatte weder die Spürkraft eines wilden Naturmenschen, einer irokesischen Rothhaut, noch hatte

er den beispiellosen und unvergleichlichen Scharfsinn des witzigen Beaumarchais, welcher aus einem weißen Atlasschuh einer Dame, den er auf den Boulevards fand, den Wuchs, das Alter, die grazienhafte Taille der Besitzerin entdeckte, ja, daß sie verheirathet, aber kinderlos sei, und daß sie ausgezeichnet den Menuet de la reine tanze; aber Martin entging dennoch nicht, daß nie der Fuß eines der adeligen Fräulein, welche von Zeit zu Zeit in seinen Garten kamen, in dem weichen, von ihm sauber gerechenten Grunde einen so feinen, zierlichen Eindruck hinterlassen, eine solche elastische Flüchtigkeit des Schrittes verrathen hatte und eine solche feine Zeichnung der Umrisse. Martin folgte mit der Lampe den Spuren; er entdeckte sehr bald neben den größeren Fußstapfen die, welche die kleinen nackten Beinchen seines Heinrich zurückgelassen hatten; unter dem Fenster waren sie einmal tief eingedrückt in den Sand — das Kind war also hinabgesprungen: dann folgten sie den andern, theils ihnen zur Seite, theils zwischen, hinter ihnen bleibend; es war deutlich, das Kind war nicht getragen worden, sondern es war neben und hinter dem Wesen einhergeschritten, von dem es, vielleicht aus Furcht vor Strafe, behauptete fortgetragen worden zu sein.

Martin und Gertrude begaben sich zur Ruhe, ohne

weitere Anstrengungen zu machen, das Räthsel zu lösen. Aber der Schlummer floh sie und so unterhielten sie sich noch lange über das Ereigniß und alles Das, was sie beobachtet und wahrgenommen hatten.

Martin meinte endlich:

Es ist Schade, daß unser junge Herr, der Baron Maximilian, seit er sich verheirathet hat, nicht mehr auf dem Schlosse wohnt. Der würde gewiß der Sache auf den Grund kommen; denn was ihm nicht entgegen kam, das begegnete Keinem, und was er nicht fand, das war auch verloren für Jedermann!

Ja, ein Sonntagskind war er, der junge Baron, fiel Gertrude ein, und wenn etwas Auffallendes geschah, so war es immer der junge Herr gewesen, dem es aufgestoßen, darauf konnte man wetten.

Es ist sonderbar, sagte Martin, wie für Leute, welche einmal das Glück haben, Alles aufgespart wird: wenn der Baron Maximilian reiste und es geschah etwas Großes oder Seltsames um die Zeit, so war es sicher unter seinen Fenstern vorübergezogen; war ein weltberühmter Mann im Lande, so hatte er an der Tafel neben ihm gesessen; war der junge Herr auf der Jagd, und wir trieben, so kam der Hirsch oder der Eber sicher neben seinem Stand heraus; und wenn irgend ein merkwürdiges Ding am Himmel, ein

Nordlicht oder sonst ein feuriges Zeichen erscheinen wollte, so wartete es sicherlich, bis der junge Herr zufällig einmal Nachts vor Schlafengehen den Kopf zum Fenster hinausstreckte, um nach dem Wetter zu sehen.

Aber „Glück haben" kann man das nicht nennen, meinte Gertrude; denn wenn ein Unfall sich ereignete, so war auch immer darauf zu wetten, daß es dem Baron geschehen; wenn böse Buben mit Steinen warfen und einer traf, wenn ein Pferd scheu ward oder stürzte, wenn beim Angeln Einer ins Wasser glitt — der Baron brauchte nur dabei gewesen zu sein und man konnte sich darauf verlassen, daß Niemand anders als er der Unglücksvogel war!

Es ist eben doch ein Glück, versetzte Martin; es begegnet ihm doch immer Etwas, und das Leben ist für ihn dadurch voll Abwechselung, voll Zufälligkeiten und unvorhergesehener Ereignisse, während es andre Menschen gibt, denen es so still und sacht dahinschleicht, daß es öde und traurig wird. Die Gaben sind eben ungleich vertheilt; dem Einen scheinen mehr Schutzengel und Geister zu folgen als dem Andern; es ist wie wenn ihrer Mehrere Abends über Land gehen; dem Einen hüpfen die Mückenschwärme wie Bälle um den Kopf und wollen nicht von ihm ablassen;

dem Andern folgt keine einzige; an solche Leute machen denn auch die Wespen und die Stechfliegen sich mehr als an andre.

Gertrude sprach den Gedanken nicht aus, welcher bei diesen Worten ihres Mannes in ihr aufstieg; sie dachte, daß es also eine unerklärliche Aristokratie des Glückes gebe, welche die Geister des Zufalls und des Abentheuers wie aus bloßer Laune eingesetzt zu haben schienen. Und da der Geist des Zufalls eben kein Zufall mehr ist, so lag darin eine vom Jenseits ausgehende Begünstigung der Unterschiede zwischen den Menschen, gegen welche nur ein so gläubiges Gemüth wie das der Gärtnerin sich nicht auflehnte. Aber Gertrude wußte nicht wie mit Worten ausdrücken, was sie dachte, und legte, um einzuschlafen, ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes.

Wir wollen unterdeß, während sie entschlummern, uns aufmachen und den jungen Herrn aufsuchen, von dem sie zuletzt redeten und der nach ihren Worten eines jener Sonntagskinder ist, welchen in einer Zeit arithmetischer Ordnung, in einer Zeit, welche sich von dem dürrsten und phantasielosesten aller Dinge, der Zahl, knechten und mishandeln läßt, noch das Abentheuer in den Lebensweg tritt, noch der Dichtung lieblichste und verwöhnteste Tochter erscheint.

Zweites Kapitel.

Der Diplomat.

Nicht sehr weit, nicht eine halbe Tagereise von dem Gute entfernt, auf welchem die im vorigen Abschnitt erzählten Ereignisse vorfielen, lag die Hauptstadt der Provinz. Am Morgen nach dem Abende, an welchem Martin und Gertrude ihr einziges Kind geraubt wähnten, waren in dieser Stadt mehrere blauäugige, blondhaarige und blühende junge Männer mit großen Bärten versammelt. Sie standen in einem von der Straße durch ein eisernes Gitterwerk mit stattlichem Einfahrtsthor abgeschlossenen Hofe eines großen Hotels. Im Hintergrunde dieses Raumes erhob sich das ansehnliche Hauptgebäude mit hoher Treppe, rechts und links schlossen Stallungen, Remisen und Diensträume den Hof. Die jungen Leute hatten sich in einer Reihe aufgepflanzt und sahen mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen eines auffallend schönen Pferdes zu,

welches ein Groom in blau und weiß gestreifter Stalljacke gestreckten Trabes an ihnen vorüberführte.

Trägt und sticht ausgezeichnet! rief einer der jungen Männer, der pockennarbig war, einen großen blonden, ins Fuchsige schillernden Bart hatte und was Pferde- und Reiterkünste anging, für den Graf Sandor der Provinz galt . . . aber, fügte er hinzu, er ist noch etwas steif in den Ganaschen.

Das wird sich bald geben; das Thier hat Bewegungen so elastisch wie eine Stahlfeder, versetzte ein anderer der blonden Hippologen — nur vielleicht etwas zu kräftig durchschlagend für eine Dame.

O, Margarethe liebt das! antwortete der Herr vom Hause, ein schöner junger Mann, kaum in den Dreißigen, der sich von den Andern dadurch unterschied, daß seine Gestalt noch etwas größer und schlanker und seine Züge etwas dunkler und gebräunter waren, als die seiner Freunde; Margarethe liebt das, sie spottet immer über die andern Frauen, die auf einem Pferde wie auf einem Sopha sitzen wollen — o, sie hat Courage!

Dann wird sie ihre Freude an dem Braunen haben; wahrhaftig, es ist ein hübsches Namenstagsgeschenk! fiel ein Vierter ein; unglaublich, daß du nur

sechzig Friedrichsd'or für das Pferd gegeben hast — und die Wahrheit zu sagen, man glaubt auch nicht daran.

Der Hausherr winkte dem Groom, das Pferd in den Stall zurück zu führen, und die Männer wandten sich ab, um in das Gebäude zu treten, in welchem sie ein Frühstück im Zimmer des Hausherrn erwartete. Es war ein hübscher Salon im ersten Stock, wo sie bewirthet wurden, eingerichtet im Geschmacke der Kaiserzeit, die gelben Kirschholzmöbel mit grünbronzirten Köpfen ägyptischer Sphinxe verziert, wie sie einst aus der Fabrik von Jakob Desmalter in Paris kamen; aber an den Wänden hingen moderne Gemälde, mehrere prachtvolle, farbenglühende Landschaften von Hildebrand, welche reizende Küstenpunkte von Südspanien und den Balearen darstellten; auch einige Bossuets mit herrlichen Lichteffekten, ebenfalls spanische Scenerien, maurische Wasserleitungen und Befestigungsthürme, oder einzelne Architektur-Partien aus spanischen Städten darstellend, wie dieser Belgier sie zu malen versteht; aber deutlicher noch als diese Bilder verrieth eine große rothe Baskenmütze, die über gekreuzten kostbaren Waffen aus Toledanischen Werkstätten an der Wand hing, daß der junge Hausherr Cantabrien und die pyrenäische Halbinsel besucht ha-

ben mußte und daß er es liebte, sich mit Erinnerungen daran zu umgeben.

Als die jungen Männer um den Tisch vor dem Sopha Platz genommen hatten, und als die Gläser gefüllt waren, erhob der Provinz-Sandor das seine mit den Worten:

Nun, Margarethe, deine schöne junge Hausfrau, diese Zierde ihres Geschlechtes, soll leben!

Das soll sie! sagte Der, welcher vorhin seinen Zweifel an dem angegebenen Preise des Pferdes geäußert hatte, ein schlauer Jüngling, welcher sich, wenn man ihn anders dabei nicht störte, mit sehr großen und deutlichen Buchstaben, die Alles eher als Uebereilung verriethen, Fritz Freiherr von Nagler unterschrieb; das soll sie — um ihrer selbst willen und weil sie uns Maximilian jetzt für immer hier an die Erde seiner Väter fest gebannt hält.

Maximilian von Rauschenloo, der Herr vom Hause, stimmte sehr geschmeichelt in den Toast ein, den man seiner jungen Gattin brachte, aber er protestirte gegen die Annahme, daß er nun für immer sich an sein Vaterland gebunden glaube.

Wer weiß, wie bald ich wieder meinen Posten einnehme! sagte er.

Ah bah, fiel der Sandor ein . . . deinen Posten!

Ich möchte wissen, was du auf deinem Posten machst! Es ist ja doch nur die alte Geschichte von Dem, der nichts thut, und Dem, der ihm hilft. Bei Dem, was Graf X., dein Gesandter, thut, — dabei kannst du ihm hier gerade so gut helfen wie in Madrid.

Oho! Maximilian ist durchaus nicht ein schlechter Diplomat, fiel Fritz Nagler ein; ich habe ihn einmal gefragt: Glaubst du, daß unser Ministerium sich noch lange halten kann? Da hat er mir mit wichtiger Miene geantwortet: Seine Majestät der König befinden sich vortrefflich, und dann hat er sich still beseitigt. Wenn das nicht eine fein ausweichende diplomatische Antwort ist, so weiß ich's nicht!

Alle brachen in ein Gelächter aus.

Talent verräth sie doch, sagte Der mit dem fuchsig schillernden Bart — er hieß Philipp von Mainhövel — das Talent, die Leute ins Gesicht zum Besten zu haben, das ist die Hauptkunst der Diplomaten!

Ja, ja, der Max ist ein Diplomat! hieß es — — sonst hätte er uns auch nicht das Juwel, die Krone aller Mädchen im Lande wegzufischen gewußt.

Und das so rasch, fiel ein Andrer ein, so gleich Cäsar, der kommt, sieht und siegt —

Das ist nun wieder nicht diplomatisch, rief Main-

növel; die Diplomatie kommt langsam, sieht schlecht und gesiegt hat die unsere wenigstens noch nie.

Ist dir irgend ein liebenswürdiger Bösewicht von Attaché kürzlich ins Gehege gekommen, daß du der armen Diplomatie so böse Dinge nachsagst? fragte Maximilian von Rauschenloo.

Mainhövel wollte antworten, aber er wurde unterbrochen; denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Salons, und das Juwel, die vielbesprochene junge Frau, trat ein; die Männer sprangen von ihren Stühlen auf, nur Maximilian blieb sitzen; es war ihm unangenehm, daß Margarethe sich in diesen Kreis wagte.

Margarethe war in der That eine schöne Erscheinung, und weil sie schön war und lebhaft, so war sie auch Das, was ihre Freunde geistreich nannten. Schönen Frauen ist es so leicht gemacht, geistreich zu sein, wie Königen, populär zu werden. Weil sie nur Huldigungen begegnen, und weil sie eine Art von Herrschergewalt üben, so entwickelt sich leicht in ihnen jene Kühnheit, alle Gedanken und Einfälle frischweg auszusprechen, welche den unschönen Frauen oft weit mehr mangelt, als die Einfälle selbst ihnen mangeln. Die Welt will betrogen — aber sie will in noch höherem Grade mishandelt sein. Der Uebermuth des Selbst-

gefühls imponirt ihr — je naiver, sprudelnder, kecker dieser Uebermuth hervortritt, desto mehr wird er verehrt. Beatrix in „Viel Lärmen um nichts" wird um so glühender geliebt, je kühner und rücksichtsloser sie mit Benedikt umspringt. So war auch Margarethe „geistreich", das heißt, sie war schön, lebhaft, gebildet, und sagte Jedem, was sie von ihm dachte; sie hatte den Muth ihrer Ideen, und jedenfalls war sie ein Phönix in dem Lebenskreise, in welchem sie sich bewegte.

Ich komme, dich zu fragen, Maximilian, begann sie, ob du nach Tisch mit mir ausfahren willst, um Besuche zu machen — aber ich sehe und höre, du wirst von Fritz Nagler und Philipp Mainhövel in Beschlag genommen und mußt ihnen erklären, was Diplomatie ist; nun werdet ihr so tief in die Politik gerathen, daß du nicht Zeit hast, an so etwas wie Besuche machen zu denken!

Du irrst, Margarethe; wenn ich ihnen erklären müßte, was Diplomatie ist, so würde ich sie zu dir gesandt haben, die Frauen verstehen das weit besser als wir.

Einer der jungen Herren hatte unterdeß für die Dame einen Sessel herbeigeschoben, sie setzte sich und lächelte dabei neckisch Maximilian an, als ob sie sagen wollte: Sieh, ich bleibe doch, kleiner Haus-Tyrann,

wenn du mich auch wieder fortschicken möchtest! Und dann wandte sie sich an Mainhövel.

Was haben Sie gemacht, seit ich Sie nicht sah, Vetter Philipp?

Ich war auf meinem Gute draußen und habe Rehböcke gebirscht und Füchslein aufgegraben, um sie mit jungen Dachshunden zu hetzen.

Ihr unglückseligen Jäger, wie wird es euch einst ergehen, wenn ihr allen euren Opfern Aug' in Aug' gegenüber treten müßt und sie Rechenschaft von euch verlangen!

Wann wird dieser Tag der Rechnungsablage mit den Rehböcken und Sechszehnendern kommen?

Nach dem Tode, jenseits, in der andern Welt!

Kommen die Hirsche, Rehe und Eber denn auch ins „Jenseits"? fragte Philipp Mainhövel.

Könnt ihr daran zweifeln? antwortete Margarethe mit dem scherzhaften Tone des Erstaunens; dahin kommen Thiere wie Menschen. Leere Menschen freilich, in denen nichts steckt, von denen kann auch nichts übrig bleiben; wer keine Seele hat, dessen Seele kann auch nicht unsterblich sein. Eben so ist's mit den Thieren: die stumpfen vergehen; die, in welchen Naturel, Race, Intelligenz, Treue vorhanden sind, gehen aber in das Jenseits über . . . verlaßt euch fest

darauf, die gescheidten Menschen und die guten Thiere ...

Zu diesen gehören die Hirsche, die Rehböcke und alle Gehörnten! unterbrach Mainhövel.

... sind unsterblich, fuhr Margarethe leicht erröthend fort.

Das ist eine sehr schöne Glaubenslehre! antwortete Maximilian, sie hat nur Einen Fehler, liebe Margarethe, man glaubt nicht an sie!

Du nicht, als echter Ehemann, — wie glaubte auch ein Mann an Das, was seine Frau behauptet! — aber ich will doch versuchen, dich zu überzeugen. Stelle dich einmal bei einer öffentlichen Festlichkeit, einer Truppenmusterung, einem Aufzuge an eine Stelle, wo eine Menge glänzender Carrossen und Reiter an dir vorüberziehen muß, oder bleibe nur zehn Minuten lang auf dem Perron eines Theaters vor dem Beginn einer Vorstellung stehen. Das heißt, in einer Stadt reich gewordener Plebejer, in einer so recht modernen Fabrik- oder Handelsstadt muß es sein. Dann fasse einmal scharf die Wesen vor und die Wesen in diesen glänzenden Carrossen ins Auge. Vor denselben siehst du zwei der edelsten Geschöpfe Gottes, welche allen Ansprüchen, die du an schöne Formen machen kannst, genügen; die Physiognomie ist vornehm, stolz,

und die Bewegungen sind voll Anmuth und voll Selbstgefühl, die Augen blitzen von Muth; es sind Thiere, aber es sind edle Thiere, vielleicht aus uralten Geschlechtern; die Ahnen dieser Pferde können vor einem halben Jahrtausend Helden in die Schlacht getragen haben, sie können für einen Kaiser, einen Feldherrn, dem sie das Leben retteten, indem sie ihre Brust der Kugel boten, den letzten Tropfen ihres edlen Blutes vergossen haben. Dieses normannische Roß kann von einem Hengst abstammen, welcher sich unter Wilhelm dem Eroberer in der Schlacht von Hastings tummelte; jener Mecklenburger hat vielleicht eine Ahnin in der Familie, welche unter Gustav Adolph an den schönsten Treffen des dreißigjährigen Krieges Theil nahm! . . . Und nun vergleiche damit diese ignoblen Sackträger-Figuren, welche sich im Fond des Wagens spreizen, diese Herrscher durch die Gnade des Geldes, diese geschmückten, aufgeputzten, sündhaften Weiber . . . welches ist da das edelste Wesen, das vor oder das im Wagen?

Die Männer lachten, und Maximilian warf ein, daß damit noch nicht die Unsterblichkeit der edleren Thiere bewiesen sei.

Ach, mit deiner Gründlichkeit! Mathematisch bewiesen ist sie nicht, aber für das Gefühl bewie-

sen, und das ist genug. Ihr Alle werdet es einst erfahren.

Ich hätte ein unbändiges Vergnügen, wenn ich im Himmel der Seele meines alten arabischen Schimmels begegnete, der neulich das Genick unter mir brach, scherzte Mainhövel; ich würde ihm vor Freude weinend um den Schwanenhals fallen, und ich versichere euch, es würde eine rechte Seelenfreundschaft geben. Und darum will ich Ihnen auch glauben, meine gnädigste Cousine.

Ich nur dann, wenn du so weit gehst, auch die Unsterblichkeit der Ehemänner zuzugeben, fiel Maximilian lächelnd ein.

Ich gehe so weit, sagte die junge Frau mit komischem Pathos. Es wäre übrigens sehr thöricht von euch, wenn ihr euch wider meine Dogmen sperren wolltet; denn da ich nur die gescheidten Menschen in den Himmel lasse, so . . .

So können wir doch jetzt als „edle Thiere" hinein kommen, unterbrach Fritz Nagler sie lachend.

Fritz Nagler zum Beispiel als blindes Huhn! antwortete Margarethe neckisch zustimmend.

Und ich? fragte Mainhövel.

Als Bär!

Danke schön!

Man muß sich also von nun an ganz gewaltig in Acht nehmen, fuhr Maximilian fort, einem würdigen alten Ochsen keine Injurien zu sagen, oder einen verständigen und respektabeln Esel nicht zu beleidigen; man weiß nicht, in welche Beziehungen man später zu ihm kommt.

Allerdings, und deshalb mit der Wahl seiner Vergleiche vorsichtig sein, wenn man von den heutigen Staatsmännern spricht! meinte Mainhövel.

Nun habt ihr wieder etwas von einer Frau gelernt, plauderte Margarethe weiter. So muß endlich dieser Zeit alle Weisheit von den Frauen kommen. Die Männer sind mit der ihren vollständig zu Ende. Der männliche Geist ist ein erschöpfter Boden, der einer Schonung, des Brachliegens bedarf. Und weshalb? weil er es verschmäht hat, zu rechter Zeit Nahrung aus dem weiblichen Geiste an sich zu ziehen. Daher kommt es, daß alle unsere Staaten dem Untergange zuwanken: die Männer haben nicht mehr Kraft und Saft genug in sich, um die gesellschaftlichen Gebilde lebenskräftig und frisch zu erhalten. Die Zeit der Frauen ist gekommen; bei den Frauen muß man sich Raths erholen, sie muß man herrschen lassen, aus dem Quell des Frauenthums muß das alte Eu-

ropa verjüngte Lebenssäfte ziehen, die Frauen allein haben noch Muth!

Den Muth zum Dulden, vielleicht auch zum Handeln, aber nicht den Muth zum Denken, sagte Maximilian.

O, es ist schon viel zu viel gedacht, das ist ja eben der Fehler der Männer, dieser „Denker"!

Es hat Zeiten gegeben, in welchen die Frauen große Rollen spielten, und diese Zeiträume waren allerdings die, in welchen die Männer Weiber geworden; da haben sich die Weiber der Herrschaft bemächtigt; aber so viel ich weiß, ist es dadurch nie besser, sondern nur schlimmer geworden, daß die Geschichte so „de glaive en quenouille" gefallen. Auf die Zeit der Placidia folgen die Gothen, auf die Zeit der Anna Komnena die ...

Jetzt wird mein Max „Denker", neckte Margarethe, und jetzt gehe ich — von Placidia und Anna Komnena mag ich ohnehin gar nichts hören; denn, man sollte es nicht glauben, aber es ist doch wahr, mit diesen beiden uralten, verblühten Prinzessinnen hat Max ein zartes Verhältniß, er ist verliebt in sie!

Das bin ich auch, lachte der Angegriffene.

Und du glaubst wol noch, es stände dir gut, daß du das in Gegenwart deiner armen Frau bekennst,

sagte schmollend Margarethe . . . das ist auch ein Zeichen der Zeit, daß die Männer solche Liebschaften mit so alten garstigen Personen gestehen.

Wie so?

Wie so? gerade so, wie auch das Heirathen alter und häßlicher Frauen, wo es oft vorkommt, eine Zeit als eine sittlich abgestumpfte und verwilderte charakterisirt. Liebe zur Schönheit und Sittlichkeit sind weit enger verwandt, als man glaubt. Darum sind die Frauen Probirsteine, Höhenmesser für den Charakter ihrer Männer, ja, oft sogar auch für ihr Talent. Ein Dichter oder ein Künstler, der eine häßliche Frau nimmt, hat in neun Fällen unter zehn auch kein Talent; die Frau ist ein Theil vom Talent ihres Mannes.

Ich wußte nicht, sagte Philipp Mainhövel, sich erhebend und mit großem Pathos eine tiefe Verbeugung vor Maximilian machend, daß wir in Maximilian von Rauschenloo eines der größten Talente des Jahrhunderts zu verehren hatten!

Nun wird es wirklich Zeit, daß ich gehe, sagte Margarethe, drohte Philipp Mainhövel mit dem Finger und verließ den Salon, wo die Männer mit den rothen amusirten Gesichtern wieder zu ihren Cigarren griffen und ihre Bewunderung für die charmante,

heitere, glänzende Frau aussprachen. Wenn man diese begeisterten Hausfreunde des glücklichen jungen Ehepaares hörte, so war es ein wahres Wunder, daß sich an Margarethens Vermählungstage nicht mindestens hundert Jünglinge niedergelegt hatten, um an gebrochenem Herzen zu sterben — gerade so wie die zehntausend liebenden Jungfrauen, welche starben an dem Tage, als jener arabische Antinous, der Kalif Abderrhaman, die myrthengeschmückte Erwählte heimführte. Max von Rauschenloo schüttelte auch seinen Freunden sehr bewegt die Hand, als sie mit bedeutend rötherem Teint, denn der war, mit welchem sie gekommen, von ihm schieden.

Als sie gegangen waren, warf sich Max etwas ermüdet in seinen Fauteuil, zündete eine spanische Papier-Cigarette an und ließ unwillkürlich seinen Blick auf einer der zauberischen Landschaften ruhen, welche seine Phantasie in die farbenglühende Welt des Südens lockten. Es war als ob ein düsterer Gedanke dabei über seine Stirn ziehe und einen leisen Schatten ihr aufpräge; aber er verscheuchte rasch diesen Eindruck und änderte geflissentlich zugleich seine Stellung, so daß seine Augen jetzt nicht mehr auf die Scenerie an der Wand, sondern durch das geöffnete Fenster auf das blässere Grün einer deutschen Vegetation, auf

die Bosquetstauden und Zierbäume eines kleinen Gartens fielen.

Der junge Freiherr von Rauschenloo war einer der besten Menschen, welche es je gegeben hat, es war, wie man sagt, kein Tropfen böses Blut in ihm; und obwol sein Geist nicht gerade die glänzenden Eigenschaften besaß, welche, mit den Vorzügen des Gemüths und des Charakters verbunden, die höchste Liebenswürdigkeit hervorbringen, so waren doch andere Seiten seines Wesens, welche ihn höchst anziehend, für Frauen auch pikant machten. Dazu gehörte vor Allem die große Offenheit und die Kindlichkeit seines Wesens, welche bei einem so auffallend schönen Manne für Frauen etwas höchst Verführerisches haben mußte. Denn schön war er, er sah aus wie ein mittelaltriger Ritter, wie ein Sanct Georg der Drachentödter, wie ein höchst unternehmender Heiliger — und wie einen Heiligen hatte ihn das Schicksal ja auch auf einen g o l d e n e n Grund gestellt. Sein Glück bei den Frauen hatte ihn nicht im Mindesten verdorben; in jeder Don-Juan-Situation wäre er selbst unfehlbar weit eher über seine eigene Tugend gefallen, als die betreffende Schöne über seine etwaigen Verführungsversuche. Seine Stirn war vom Niedrigen und Schlechten unentweiht, sein Auge hell geblieben, und

damit hing die tiefe Verehrung zusammen, welche er den Frauen widmete. Wenn er den Schalk machte, wenn er den Roué, den Blasirten spielen wollte, wie ihn zuweilen die Eitelkeit stachelte, sobald er unter seinen ausgelasseneren Freunden war: es gelang ihm recht herzlich schlecht, und Margarethens Mutter hatte ihm auch mit dem rückhaltlosesten Vertrauen ihre Tochter in die Arme gelegt. Er sei ein guter Mensch, sagte die alte Dame, weil er schöner werde, wenn er lache. Das sei ein untrügliches Kennzeichen. Maximilian lachte und scherzte gern, aber sein Muthwille war immer harmlos. Die kleinen Schalkheiten, welche ein vom Glück getragenes Dasein in ihm genährt hatte, gingen nie über die Grenzen der Anmuth hinaus, und die Anmuth des Witzes und des Scherzes ist der sicherste Höhenmesser des Wohlwollens in einer Menschenseele.

Nur Einen Fehler hatte unser Freund: er war verwöhnt, über alles Maß verwöhnt — von den Frauen, die er erobert hatte, und von dem Glücke, das ihn gehätschelt hatte. Darin lag die Quelle des großen Lebensschmerzes, der, wie wir auf den nachstehenden Blättern sehen werden, über sein unglückliches Haupt kommen sollte. Denn dieser große Schmerz trat in sein Leben, weil er es nicht über sich

vermocht hatte, in der rechten Stunde einem kleinen, oder besser nur einer unangenehmen Empfindung, zu trotzen.

In seinem Verwöhntsein lag auch wol der Grund einer gewissen gereizten Stimmung, in welcher er jetzt sich befand. Es war ein Gefühl wie von Eifersucht in ihm, von Eifersucht nicht auf irgend einen bestimmten Gegenstand, sondern auf die ganze Welt, die sich um Margarethe drängte, die entzückt von ihr war und sich um sie riß. Margarethens glänzende Eigenschaften schienen ihm mehr die des Geistes und hoher Bildung, als die des tiefern Gemüths, und so war es natürlich, daß mit der Bewunderung der Welt, welche am meisten durch die Eigenschaften des Geistes gelockt und geblendet wird, die Ekstase des Gatten nicht gleichen Schritt halten konnte, weil er sich auf die Eigenschaften des Gemüths angewiesen sah. Denn was den Geist anging, so war Maximilian von Rauschenloo nicht immer in der Stimmung, mit ihr im selben Elemente zu schwimmen, in der wechselseitigen Berührung nur das Sprühen geistiger Funken, das Schäumen des moussirenden Stoffes zu suchen, der in geistig erregten Naturen wie im Champagner immer nach oben quillt und den bessern Theil überdeckt und dem Auge verhüllt. Und weil nun, wie gesagt,

Maximilian's Begeisterung für seine Frau natürlich mit der fremder Personen, welche sie nur von Zeit zu Zeit sahen, nicht auf gleicher Höhe bleiben konnte, so war das Aufsteigen eines eifersüchtigen Gefühls in ihm unausbleiblich; es war ihm, als gehöre sie jenen fremden Personen, welche sie bewunderten, zu viel an, und jedenfalls weit mehr, als er der Welt gönnte. Er hatte Stunden, in welchen er sich mit ihr auf die einsamste Insel wünschte, von allen Menschen fern, um dort ganz allein mit ihr zu sein, allein mit ihrem Herzen. Aber von einer solchen „Insel der Seligen" wollte Margarethe nichts hören; sie wollte nicht einmal auf dem Lande wohnen; sie zog die Anregungen der Stadt vor, sie bedurfte der Menschen, um ihre Eindrücke und ihre Gedanken an sie los zu werden — und auf diese Menschen eben war Maximilian eifersüchtig. Ueberhaupt ist es ein großer Irrthum, wenn man die ersten Monden der Ehe als die glücklichsten betrachtet. Es ist das die Zeit, in welcher man sich an einander zu gewöhnen hat, in welcher die Verschiedenheiten von Ansichten und Neigungen durch gegenseitiges Nachgeben ausgeglichen werden müssen, wo zuerst entgegengesetzte Wünsche dem Wesen, dem Geschmack, dem ganzen Sein des einen wie des andern Gatten Opfer abverlangen.

Maximilian hatte eine Weile so gesessen und endlich sich gesagt, daß man eine solche glänzende Erscheinung nicht der Welt entziehen dürfe, daß er ein Egoist sei, ein Wesen, welches der Expansion und des Spielraums bedürfe, ganz für sich gefangen halten zu wollen; und dann, um sich mit diesem Gedanken tiefer zu durchdringen, hatte er einzeln für einzeln an seinen inneren Sinnen die Tugenden seiner Gemahlin vorübergehen lassen — es waren recht große, recht stattliche Tugenden darunter, Tugenden, die mit königlichen Schritten, mit kronendurstigen Stirnen, mit weiten, viel Raum einnehmenden und rauschenden Staatsgewändern einherzogen . . . Maximilian sah sie deutlich, er hielt die Hände voll Andacht gefaltet, das Haupt voll Ehrfurcht auf die Brust gesenkt, während diese Schemen an ihm vorüberzogen — denn wirkliche Bilder, die Bilder eines Traumes waren sie geworden. Der junge Ehemann war über der Betrachtung der Vorzüge seiner Gattin allmälich eingenickt. Da öffnete sich leise die Thür des Gemaches, der Groom trat ein und überreichte seinem in die Höhe fahrenden Gebieter einen Brief, den eben der Postbote abgegeben hatte.

An die gnädige Frau! sagte Maximilian verweisend.

Gnädige Frau sind nicht mehr zu Hause und . . .

So? — Nun, es ist gut!

Der Groom ging, und Max legte den Brief vor sich hin auf den runden Marmortisch. Nach einer Weile nahm er ihn wieder in die Hand und betrachtete die Adresse. Sie lautete:

Madame la Baronne M. de Rauschenloo.

und trug den Poststempel Köln. Eine feste, sehr deutliche Männerhand hatte die Worte geschrieben.

Aus Köln? — Wer kann von dort aus an Margarethe schreiben?

Er wandte den Brief: die Rückseite zeigte den Abdruck eines stattlichen Wappens mit allerlei schönen Sachen, einem geschienten Arm und einem Schwert, um welches sich ein Lorbeerkranz schlang, und darüber prangte ein offener Turnierhelm, als dessen Zimir eine steigende Jungfrau mit drei vollen Rosen in der Hand sich präsentirte . . .

Das hat sich Einer selber gemacht! dachte Maximilian mit spöttischem Lächeln — wie kann sich Margarethe mit Jemand eingelassen haben, der solch' ein schandbares Petschaft führt!

Er warf den Brief auf den Tisch zurück . . . aber das weiße Couvert blickte ihn an wie ein Räthsel, das durchaus von ihm gelöst sein wollte; es war in

dem großen rothen Siegel, das rund und schillernd vor ihm lag, etwas wie von einem neckischen Kobold, der ihn anblinzelte, etwas wie das Auge eines rothen Salamanders, der einen Schatz hütet; und die Jungfrau oben hielt ihm so spöttisch ihre drei Rosen hin, als wollte sie ihn geflissentlich reizen, zuzugreifen ... es ist eben ein abscheuliches Ding, wenn einmal ein Gelüst nach Verbotenem in uns aufgestiegen ist — man äugelt, man spielt, man tastet so lange daran umher, bis ...

Das Siegel springt — es ist schlechter Lack! sagte Maximilian von Rauschenloo, und während er den Brief aus dem Couvert nahm und die Blätter entfaltete, beschwichtigte er sein Gewissen aufs Ausgiebigste mit dem Gedanken, daß ja morgen seiner geliebten Margarethe Namenstag, daß der Brief ja möglicher Weise etwas Unangenehmes oder Beunruhigendes und Störendes enthalten könne, und daß sie ihm jedenfalls für die zarte Aufmerksamkeit dankbar sein werde, womit er sich jetzt die Mühe gebe, ihre Briefe aufzufangen und zu öffnen, auf daß Nichts an sie gelange, was die ungetrübte Heiterkeit der jungen Frau an einem solchen Tage stören könne.

Aber Maximilian's Ruhe sollte bald selbst gestört

werden, seine Hand begann zu zittern, als er nur die erste Zeile überblickt; er las folgende Worte:

Enfin, ma belle fugitive, petite mauvaise tête que vous êtes, me voilà en Allemagne. Où es-tu, mon enfant chéri — où me faut-il diriger mes pas, pour avoir le bonheur de te retrouver, de t'embrasser? Mais j'oublie . . . je dois voir quelqu'un ici qui me guidera. Aussitôt qu'il se sera présenté, je cours à toi!

Cologne, mercredi. Ton Alphonse.

Max von Rauschenloo wurde todtenblaß, und seine Lippen bebten, und sein Herz stand still wie im Krampf, und dann schlug es in einzelnen langsamen Schlägen so heftig, als müsse es jedes Mal, bevor es sich bewegen könne, erst einen Stein fortschleudern.

Mein Gott, mein Gott! sagte er halblaut; und dann wischte er den Schweiß von der Stirn, der darauf zu perlen begann, und dann hob er die zitternde Hand mit dem unglaublichen Billet wieder empor, um zum zweiten Mal zu lesen . . .

Mein Gott — was ist das?! Margarethe hätte . . . wer kann das sein, dieser Alphonse?! — Margarethe war in Belgien in der Pension . . . diese verfluchten Pensionen . . .!!

Er sank in seinen Sessel zurück, und die qualvollsten Empfindungen wühlten sich in ihn ein, bis sie ihm unerträglich wurden, bis er aufsprang und heftig die Klingelschnur zog und dann durch das Zimmer auf und nieder stürmend ausrief:

Mord und Todtschlag! Diesem Alphonse will ich einige Loth heißes deutsches Blei in den wälschen Hals jagen und Margarethe . . .

Der Bediente trat ein.

Wo ist meine Frau? fragte der junge Mann mit einem Gesichte, daß der Diener unwillkürlich zurückschrak.

Gnädige Frau sind eben nach Hause zurückgekommen . . .

So geh und sag ihr . . . Nein, sage Anton, er solle meine kleine Jagd-Kalesche anspannen.

Gnädiger Herr, Anton ist mit den Wagenpferden zum Hufschmiede.

So soll Peter meinen Fuchs satteln — marsch!

Als der Bediente davon geeilt war, stellte Maximilian sich an das Fenster; er lehnte die Stirn an eine der Scheiben, und Thränen stiegen in seine Wimpern. In raschem Umkehren zur Besinnung hatte er sich gesagt, daß mit kindischem Dreinschlagen nichts zu gewinnen stehe, daß sich um seine beiden Hände

eine Fessel, so hemmend und fest wie eine Gefangnenkette, schlinge — die Rücksicht auf seine Ehre, auf die Welt, auf den Scandal — und dann hatte er sich von einem weicheren, aber einem namenlosen Schmerz ergriffen gefühlt: von dem Schmerz über den Undank ... Dich, dich, der sein rothes Herzblut für sie hergegeben hätte — dich hat sie verrathen ... Sie, die du als einen Engel auf den Händen tragen wolltest, hat dich verrathen! Dabei war ihm, als sänke die Welt und als sänke Alles, was ihm groß und edel und rein und glänzend geschienen auf der Welt, in Asche der Verwesung, in einen Pfuhl von Schlamm unter. Er war namenlos unglücklich.

Nach einer Weile raffte Max sich aus seinen Gedanken auf.

Ich will zum Onkel Ruprecht Mildenfurth, sagte er, er mag rathen, wie es wieder zu lösen ist, was auch er so eifrig zu knüpfen war; denn lösen will ich es. Ja, sie haben so laut über diese Ehe gejubelt draußen in Mildenfurth ... wer weiß, ob sie nicht Margarethe gegen ihren Willen geschoben haben! ob sie nicht eigentlich ein armes, bedauernswerthes Geschöpf ist, die einen tiefen Kummer vor mir verbirgt! O, leicht, leicht möglich — wir Männer werden immer hinter unserem Rücken betrogen ... aber verra-

then, aber betrügen hätte sie mich nicht sollen ... das hättest du nicht thun sollen, Margarethe! — Er dachte an die häufigen Fälle, wo man junge Mädchen durch eine Familientyrannei, die in seinen Lebenskreisen so oft vorkam, geopfert hatte. Ob Margarethens Charakter dazu geschaffen sei, sich unter eine solche Tyrannei zu beugen, das untersuchte er nicht. Von allen Leidenschaften ist keine blinder als die Eifersucht; auch Maximilian war nie weniger im Stande, zu erwägen, zu schließen und zu urtheilen, als eben jetzt. Aber an seiner Verzweiflung fühlte er, wie namenlos er Margarethe liebte: der Gedanke, Margarethe von seinem Herzen losreißen, als eine falsche Schlange fortschleudern zu müssen, war in ihm einer und derselbe mit dem Gedanken an seine eigene Vernichtung, er fühlte sich selbst zu gleicher Zeit wie verflucht, wie todt und verloren.

Der unglückliche Mann wischte sich die Tropfen von den Wimpern. Nach einer Weile erschien sein Reitknecht mit der Meldung, die Pferde seien gesattelt.

Ich komme! sagte er und rüstete sich schnell für die kurze Reise. Er konnte zwar wenig Trost zu finden hoffen bei seinem Oheim, seinem einzigen näheren Verwandten, der Vaterstelle bei ihm vertreten; aber

er hatte ja Niemand auf der Welt sonst, dem er sich vertrauen konnte, und es drängte ihn zudem mit Gewalt hinaus ins Freie, in die Weite.

Wenige Augenblicke später stand Max von Rauschenloo im Hofe seines Hotels, an den Hals seines treuen Fuchses lehnend und so wartend, bis sein Diener sich noch einen Mantelsack auf der Kruppe seines Kleppers festgeschnallt hatte. Während dessen hatte sich leise Maximilian gegenüber ein Fensterflügel in dem Gebäude geöffnet, und eine weiche silbertönige Stimme sagte:

Wohin, Max? Willst du fort?

Maximilian Rauschenloo sah mit einem unbeschreiblichen Blicke über die gestrählte Mähne seines Pferdes zu seiner Frau empor. Es lag darin eine Bitterkeit, ein Gekränktsein, ein Schmerz — eine Beredtsamkeit der Verzweiflung, die nichts weiter als die Worte: So schön und doch . . .! sprach und damit dennoch Alles ausdrückte, was ein Herz brechen, den Menschen mit der Welt abschließen läßt!

Max, sagte Margarethe, gibst du mir keine Antwort? — Ach, setzte sie lachend hinzu, ich glaube, du ziehst auf irrende Ritterschaft aus, um mir zu morgen etwas ganz Besonderes bescheeren zu können — nicht wahr — z. B. das Lebenswasser, welches die drei

Prinzen von Sardinien in den drei Welttheilen suchten, daß ich mir meine Sommersprossen damit vertreibe. Deshalb willst du nicht sprechen!

Maximilian antwortete noch immer nicht, Maximilian stand noch immer da mit demselben sonderbaren Blicke; die junge Frau stutzte einen Augenblick, dann ihren Ton ändernd, mit komischem Pathos und doch schmelzend weich sagte sie:

Max — bleibe bei mir! — ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!

Statt aller Antwort schwang sich Maximilian in den Sattel und ritt stumm und schweigend zum Gitterthor hinaus.

Das schöne junge Weib erbleichte und wurde dann dunkelroth; sie verschwand vom Fenster und schritt in den Hintergrund des Zimmers.

Was ist das — er compromittirt mich vor den Domestiken mit seiner Rücksichtslosigkeit! sagte zürnend die an Huldigungen gewöhnte Dame. Aber nachdem die kleine Aufwallung über solche Bärenhaftigkeit vorüber war, dachte sie mit Angst daran, daß ihrem Gatten etwas Unangenehmes zugestoßen sein könne, daß er vielleicht einen verdrießlichen Handel zu schlichten gegangen sei, den er ihr verborgen halten wolle.

Marie! rief sie ihrem im Nebenzimmer beschäftig-

ten Kammermädchen zu, erkundige dich augenblicklich bei den Stallleuten, wohin der Herr geritten ist!

Nachdem Marie gegangen, lehnte sie sinnend das rosige Haupt in ihren Fauteuil zurück; es sah auf dem schwellenden grünen Sammtpolster aus wie eine schöne Centifolie auf dunklem Blättergrunde. Das glänzende goldblonde Haar war an beiden Seiten der schmalen Stirn emporgestrichen und à la Marie Antoinette aufgeschlagen, so daß die zartgerundeten Wangen mit ihrem feinen Incarnat ganz frei geblieben und die blauen Adern an den Schläfen durch die sammtweiche und blendendweiße Haut schillerten. An ihrer schlanken Gestalt nieder fluteten die Falten einer Robe von silbergrauem Atlas, mit grünen Schleifen besetzt, und eine Brosche mit einem grünen Smaragd folgte den Wallungen des ungewöhnlich bewegten Busens. Sie war eine verführerische Erscheinung, die junge Frau, mit den trotzig unter der leicht gebogenen Nase aufgeworfenen Lippen, auf denen eine bitterböse Kriegserklärung zu schweben schien, ein „Dafür sollst du mir büßen!" — während doch auf der kindlich stark gewölbten Stirn eine Wolke der Sorge und der Angst ruhte.

Der Herr ist nach Mildenfurth geritten, meldete Marie zurückkehrend.

Nach Mildenfurth? So weit? Und heute — am Vorabend meines Namenstages? Unmöglich!

Der Reitknecht hat es im Stalle zurückgelassen.

Margarethens Unruhe wuchs, sie erhob sich und ging eine Weile auf und ab. Dann sagte sie:

Lege mir mein Reisekleid zurecht. Und laß den Kutscher sich bereit halten, ich werde morgen in der Frühe auch hinausfahren — in aller Frühe! Ja, vielleicht noch heute Abend!

Ich habe keine Lust, setzte sie für sich hinzu, morgen die Besuche zu empfangen und hundert Mal wiederholte spitze Fragen nach dem Herrn Gemahl zu beantworten. Daß wir Beide morgen draußen, kann Niemand auffallen!

Und dann setzte sie sich wieder und kehrte, um sich zu zerstreuen, zu ihrer Arbeit zurück . . . sie hatte vorhin gearbeitet; sie studirte ihrem Manne zu Lieb eifrig Spanisch, vor ihr lagen in gelben und rothen Heften die neuesten Erzeugnisse der spanischen Dramatiker des Tages, Werke von Rubi, Hartzenbusch, Lopez de Ayala und der geistreichen Sennorita Gertrud von Avellaneda; und neben ihr und auf Stühlen und Fauteuils waren Lexika und Grammatiken und rosenfarbene Papierblättchen, beschrieben mit Ausdrücken und Redewendungen, die sie ihrem lieblichen blonden Kopfe

einprägen wollte, niedergelegt. Aber nicht lange währte es, da hatte Marie die Reise-Toilette herbeigeschleppt, ein Stück nach dem andern; denn über jegliches war mit der Gebieterin zu berathschlagen; und so kam es, daß nach Verlauf einer unglaublich kurzen Zeit die Herrscherin „Mode" wieder ihr ganzes Recht im Frauengemach zurückerobert hatte und die Gelehrsamkeit tief unter den Chiffons begraben lag; der gestrenge Magister Grammaticus war von einer violetten, wie ein Opal schillernden Atlas-Mantille überhüllt, und der grundgelehrte Lexikolog war ins tiefste Dunkel zurückgewiesen, versteckt unter einer Robe von ungefärbter venetianischer Seide — die ganze Majestät spanischer Dichter-Grandezza war untergegangen im Flitter des Jahrhunderts!

Das ist ja das Neidenswerthe des Frauencharakters — groß ist der Schmerz, doch größer ist — die Heilkraft der Natur!

Drittes Kapitel.

Schloß Mildenfurth.

Maximilian Rauschenloo hatte so hastig wie möglich seinen Weg zurückgelegt. Er näherte sich um die Abendstunde seinem Ziele, dem Wohnsitze seines Oheims Ruprecht, des alten Freiherrn auf Mildenfurth. Sein Weg hatte ihn durch eine anmuthige, wohlangebaute Landschaft geführt, durchzogen vom Wellenschlag kleiner Hügelerhebungen von sehr geringer Höhe, reich an Wald und Gebüsch, übersäet mit höchst malerischen, nach altsassischer Weise zerstreuten Siedlungen; im Schatten der Eichenkämpe lagen die Oberhöfe; an den langsam schleichenden Wiesenbächen, welche der Sommer ausgetrocknet hatte, neben den getreideüberfluteten Halden hoben sich der Heuerlinge bescheidenere strohgedeckte Hütten. Es war die Zeit der Aernte; alles Volk war draußen auf den Feldern, man hörte überall das Rauschen der unter rastlosen Streichen nieder=

schießenden Halme, das Gedengel der Sensen, das Gelächter und Scherzen der Dirnen, welche, Garben bindend und aufrichtend, den mähenden Männern auf dem Fuße folgten; während als dritte Reihe, als die Tertiarier dieser friedlichen Schlachtordnung, die nacktbeinige Schuljugend in ihren Holzschuhen nachgerückt kam, um die liegen gebliebenen Aehren zu lesen. Das johlte, sang, lachte und prügelte sich aus Freude über den lieben Gottessegen! Selbst der Luft schien warm und wohlig zu Muthe zu sein, sie hauchte unserm einsamen, düsterblickenden Reiter zuweilen ganze Fluten von kräuterhaften Wohlgerüchen ins Gesicht, den würzigen Duft aus den gemähten Pflanzen, die das Korn durchwachsen. Maximilian aber blieb derselbe düstere Mann, der theilnahmlos und beinahe widerstrebend nur, die heiteren Bilder um ihn her in seine Augen, die warme Sonnenluft in seine verschlossene Brust aufnahm. Er hatte einen besondern Aerger noch; er hatte heute einen wahren Guignon mit seinen Vettern und Muhmen und Cousinen; es war, als ob sein böser Geist sie sammt und sonders hergelockt und ihm auf seinen Weg getrieben hätte, um ihn aufzuhalten, um ihm höchst ausführlich ihre Meinung über den Werth der Aernte, die Beständigkeit des guten Wetters und den Stand der heurigen Jagdaussichten mitzutheilen; und

dann, wenn er endlich ihrer los zu sein glaubte, dann fing zumeist erst recht ihre Beredtsamkeit an, sich zu entwickeln, dann fragten sie nach Margarethen — dann wollten sie wissen, wie es Margarethen gehe und weshalb Margarethe Maximilian nicht begleitet habe, und wann Margarethe einmal aufs Land herauskomme, und wie sich Alle freuten, die liebe, liebe Margarethe wieder zu sehen . . .

Maximilian Rauschenloo wurde darüber in seinem Innern so bitter und gallig zu Muthe — es ging ihm zum ersten Male in seinem Leben eine Lord Byron'sche Weltverachtung auf. Bei der letzten dieser Begegnungen verlor er beinahe die Geduld. Es war ein vierschrötiger Landjunker, der mit seiner Gemahlin, drei Söhnen und vier ellenlangen, aber auch ellendünnen Töchtern von seinen Feldern kam und nun in die benachbarte väterliche Burg, deren Giebel seitwärts aus einer Baumgruppe hervorlugten, heimkehrte; wie echter Raubadel machten ihm diese Leute die Heerstraße unsicher und überfielen ihn und „verstrickten" ihn, wie die Stegreifritter einst es nannten, in ein unendliches Gespräch nämlich!

Maximilian wollte endlich die Zügel des Pferdes, die der Landjunker ergriffen, ihm aus den Händen zerren; aber der Baron von Bursbeck ließ sich durch

diesen schüchternen Wink nicht irre machen und plauderte weiter, und seine kleine Gemahlin, die einst, als sie noch jung und naiv war, das hübsche Füchschen geheißen hatte und jetzt, wo sie alt und naiv war, schonungslos die brandrothe Christine genannt wurde, wollte erst durchaus noch wissen, ob es denn wirklich gar keinen besondern Grund habe, daß Margarethe nicht mitgekommen? Dabei fiel der Raubritter mit schallendem Gelächter ein:

Du meinst wol, sie hätte Zahnweh oder dergleichen!... ein Scherz, dessen Zartheit und Schicklichkeit in Gegenwart der jungen Damen Maximilian heute ganz besonders zu schätzen geneigt und aufgelegt war, und für den er dem rothnasigen Edelmann gern mit seiner Gerte in die impertinent weißen, großen Zähne geschlagen hätte. Und dann fragte Elle I noch ganz besonders nach der lieben, lieben Margarethe, ob sie noch so viel lese und studire, und Elle II wollte wissen, ob sie noch viel singe, und Elle III war nicht zu trösten, daß Margarethe ihr nicht einmal ein paar Zeilen geschrieben, und Elle IV konnte sich nun völlig nicht zufrieden geben, daß sie ihre herzige Margarethe so lange nicht gesehen, und ließ nicht undeutlich merken, daß sie nächstens bei allen Verwandten der Reihe nach eine große Razzia auszuführen beabsichtige und

dann auch Margarethen in der Stadt überfallen wolle; bei welcher Verheißung sie sehr laut in die Hände klatschte, um einen schwachen Vorgeschmack von der außerordentlichen Freude zu geben, welche, wenn dieser geniale Gedanke zur Ausführung komme, jedermänniglich erfüllen werde.

Maximilian hielt es jetzt nicht länger aus, er gab seinem Pferde, das sehr unruhig den Boden stampfte, eine leise Mahnung in die Weichen, und das Thier riß sich los. Max grüßte zum letzten Male, athmete hoch auf . . . aber o weh, da kam ja noch der Onkel Wennemar, das Original, von jenseits, von den Feldern her, den trockenen Chausseegraben herunter gekollert und diesseits keuchend wieder herauf — da half nichts, Maximilian mußte dem Onkel Wennemar erst guten Abend wünschen, und dabei umzingelte ihn aufs Neue die Raubritterschaft, und die vier Ellen standen wieder vor ihm und um ihn wie Palissaden, oder wie die häßlichen Grazien, die Macbeth's Roß nicht weiter ließen auf der Haide von Fores.

Guten Tag, Maximilian, rief der Onkel Wennemar und schüttelte dem Reiter die Hand — wo kommst du her? was macht Margarethe? Ei, morgen ist ja Margarethen-Tag, und du bist auf der Reise?

Ich habe unaufschiebbare Geschäfte mit dem Onkel Ruprecht Mildenfurth.

So, mit dem Onkel Ruprecht? Nun, ich hoffe, du hütest und hegst mir sonst die Margarethe, deine „Perle", gut, du weißt, sie ist mein Herzblatt, das rosige Gretchen, und wenn es ihr je an einem Ritter fehlen sollte, so weiß sie, was sie am Onkel Wennemar hat!

Onkel Wennemar war kaum vier Schuh hoch, er hatte fünfzig ungetrübte Lebensjahre hindurch daran gearbeitet, seinen ätherischen Geist durch möglichste Wohlbeleibtheit an diese Erde zu fesseln, und der Gedanke, ihn als Ritter im Harnisch zu sehen, hatte etwas unendlich Komisches.

Ich glaube, sie wird dich nicht bemühen, lieber Wennemar, antwortete Maximilian mit einem ironischen Zucken um seine Lippen und dabei dachte er: Immer Margarethe — o, wenn alle diese thörichten Menschen wüßten . . .! ich glaube, dieses gute kindliche Herz, dieser Wennemar könnte tiefsinnig darüber werden, wenn es je an den Tag kommt!

Maximilian hätte sich in andrer Stimmung jetzt gern verweilt, denn er liebte Wennemar, und wol nie hat eine ehrliche Haut ein solches Gefühl mehr verdient. Der kleine Freiherr Wennemar von Waterlapp war

der Bruder der rothen Christine und lebte als „Einspänner" im Hause seines Schwagers von einer ansehnlichen Leibrente. Er war durch die Gunst des Schicksals von allen Mühsalen des Lebens, unter denen andere Sterbliche keuchen, vollständig entbunden, und als Folge davon war der gutmüthige und lebhafte kleine Mann mit einer unsäglichen Masse Geschäfte und Arbeiten und Aufgaben geplagt. Onkel Wennemar hatte ja nichts zu thun, Onkel Wennemar hatte Zeit, an Onkel Wennemar wandte sich Jedermann. Onkel Wennemar mußte Briefe aufsetzen, Onkel Wennemar mußte Rechnungen nachsehen, Onkel Wennemar mußte Urkunden abschreiben, Onkel Wennemar mußte die Hauschronik führen und sorgfältig Alles darin eintragen, was sich von Wichtigkeit auf den Adelshöfen der Nachbarschaft ereignete; Onkel Wennemar mußte, so oft mit Advokaten oder Geschäftsleuten zu verhandeln war, bei Wetter und Wind auf dem kleinen offenen Jagdwagen, der so abscheulich stieß, hinaus — das Stoßen des Wagens hielt Schwager Bursbeck für so außerordentlich gesund, bei Onkel Wennemar's Complexion . . . und die einzige Erholung, welche ihm vergönnt blieb, war, zur Belehrung seiner Nichten, Elle I bis IV, die Weltgeschichte in gereimte Verse zu bringen, weil sie ihnen

sonst zu schwer im Gedächtniß zu behalten wurde; auch durfte er in seinen Mußestunden über einer ererbten alten Handschrift brüten, welche Codex miraculosus betitelt war und wunderbare Recepte zu allen möglichen Dingen, zur Anfertigung des Steins der Weisen, untrüglicher Mittel wider die Hundswuth, des schwedischen Lebens-Elixirs, echter Perlen und Diamanten u. s. w. u. s. w. enthielt. Onkel Wennemar ging auch nach Anweisung des Buches zur Praxis über und verwendete viel Mühe und Geld auf diese thaumaturgischen Processe. Freilich nur mit zweifelhaftem Erfolg, denn seine eigene ehrliche Hand hatte in seinen Codex miraculosus unter die meisten der untrüglichen Anweisungen, Gold zu kochen und Perlen aus dem Tiegel zu zaubern, die entsagungsvolle Randbemerkung gezeichnet: „Hab' ich probiret, ist mir aber nicht geglückt." Dies, wie seine übrigen Drangsale, hatte jedoch weder seine immer gleiche rosige Laune, seine unverwüstliche heitere Dienstbeflissenheit, noch auch seine unerschöpfliche, gutmüthige Theilnahme an Allem und Jedem, was in seinem Kreise auftauchte, erstickt. Wir müssen noch hinzufügen, daß Onkel Wennemar nicht frei von gewissen Renommistereien war, daß er z. B. unter martialischem Augenverdrehen zum unbeschreiblichen Vergnügen seiner Neffen und

Richten die Melonen in Schnupftabak getunkt aß und behauptete, er bade den ganzen Winter hindurch im Freien, was freilich — wol Dank seinem grenzenlosen Anstandsgefühle — noch kein Sterblicher mit eigenen Augen erblickt hatte.

Nun, nichts für ungut, erwiderte Wennemar auf Maximilian's letzte Worte — also nach Mildenfurth reitest du — höre, Maximilian, ich habe dir etwas zu sagen.

Ich habe Eile, lieber Wennemar, du verzeihst...

Nun, so laufe ich eine Strecke nebenher, fiel das Original ein und setzte sich sofort in kollernde Bewegung.

Maximilian grüßte noch einmal die Uebrigen und trieb sein Pferd an, froh, doch wenigstens weiter und fort zu kommen. Anfangs ließ er es in raschem Tempo vorwärts schreiten... aber sehr bald erhielten die Mittheilungen, die ihm wurden, ein Interesse, welches ihn veranlaßte, die Zügel mehr und mehr anzuziehen, um seinen Gefährten zu Athem kommen zu lassen. Dieser trippelte, wie erzählt, neben dem Pferde seines düstern Vetters Maximilian her und achtete des Staubes nicht, der seine Schuhe und weißen Strümpfe und die etwas fleckigen schwarzen Beinkleider aschgrau färbte, während er den Obertheil des

grünen Sergeröckleins, um größere Kühlung zu erlangen, auf die Schulterblätter und Achseln zurückgeschoben hatte und mit beiden Händen in dieser Lage fest hielt.

Ich wollte, Maximilian, du wärest über Nacht bei uns in Bursbeck geblieben, wir hätten dann in größerer Ruhe mit einander reden können, begann er.

Ich muß Onkel Ruprecht noch heute sprechen, und außerdem weißt du, Wennemar, daß ich mir vorher keinen Geleitbrief, keinen salvum conductum gegen euren großen Familien-Humpen von deinem Schwager ausgewirkt habe: ohne den komme ich nicht gern nach Bursbeck.

Der raubritterschaftliche Historiograph lachte herzlich.

Was ich dir sagen wollte, Vetter Max, fuhr er dann fort, es geht etwas vor in Mildenfurth.

In der That? Und was könnte das sein?

Höre, Maximilian... du mußt mir Eins versprechen — du mußt mir versprechen, mir sogleich Mittheilungen für meine Hauschronik zu machen, wenn...

Ich will dir Mittheilungen für deine Hauschronik machen — also, was geht vor beim Onkel Ruprecht?

Ja, wer es wüßte! Aber so viel ist gewiß, es

sind mehr Köpfe unter deines Oheims Dach, als die Leute glauben.

Was willst du damit sagen?

Es ist Etwas vorgefallen in Mildenfurth ... was, das weiß Niemand ... Onkel Ruprecht hat sich auch seit einiger Zeit so abgeschlossen, daß Niemand mehr zu ihm dringt, und wenn irgend Jemand in seine erhabene Gegenwart vorgelassen wird, so macht er solch' ein Gesicht, daß sich Jedermann und auch der Keckste schönstens hütet, ihn mit Fragen zu belästigen... und deine Tante Amalgunde, nun, du weißt, von Frauen-Eigenschaften besitzt Amalgunde manche nicht, und darunter gehört auch die Gesprächigkeit: sie kann schweigen, wie ein Abgrund, wie die Meerestiefe — es ist zum Verzweifeln — schon zweimal in dieser Woche war ich dort, aber ich habe auch nicht das Allermindeste wahrgenommen ...

Wer hat denn Etwas wahrgenommen?

Mehrere von unsern Bekannten. Kurt Prallhofen, Hedwig Raesfeld ... sie haben ihn gesehen; es ist ein junger Mann, sagt Hedwig Raesfeld, es ist eine junge Dame, behauptet Kurt ... fein gebaut, wunderbar schön, mit dunklen, blitzenden Augen und einer Haltung so stolz und keck, wie die Feenkönigin Titania ... und was das Wunderbarste ist, wenn er

oder sie erscheint, so springt dein Onkel Ruprecht vom Sessel auf und verbeugt sich vor ihm oder ihr, wie vor einem überirdischen Wesen, und wird gerade so freundlich und zuvorkommend wie ein Ohrwürmchen.

Das ist allerdings höchst wunderbar, sagte lächelnd Maximilian von Rauschenloo — so habe ich meinen guten Oheim noch nicht erblickt!

Ja, nicht wahr? fiel lebhaft der Historiograph und Alchymist ein, dessen Inneres mehr als Eine noch nicht ganz verharschte Wunde barg, welche Onkel Ruprecht's sprüchwörtlich gewordene Unumwundenheit ihm geschlagen . . . nicht wahr, das ist höchst wunderbar, und eben so unglaublich ist Amalgundens Aufmerksamkeit für den jungen Menschen; ihr saures, gelbes Gesicht . . . du nimmst nicht übel, Maximilian, Amalgunde ist deine Tante, aber . . .

Sauer und gelb ist ihr Gesicht doch, ich gebe es dir zu, lieber Wennemar, fiel Maximilian ein — also was geschieht damit? . . . sprich, denn in der That, es ist, glaube ich, das erste Mal, daß sich Männer für Amalgundens Gesicht interessiren.

Nun, es strahlt von Süßigkeit: um ihren anmuthig sich spitzenden Mund schaukeln sich die Genien der Zuvorkommenheit und Zärtlichkeit . . . Beide aber, Ruprecht und Amalgunde, verwenden kein Auge von

dem jungen Menschen, setzen sich neben ihn, flüstern mit ihm, und dann dauert es nicht lange, bis Tante Amalgunde ihn in eine Fensternische gezogen hat, ihm sehr eifrig Etwas zuraunt und unmittelbar darauf ihn unter den Arm faßt und mit ihm verschwindet.

Tante Amalgunde, die einen fremden jungen Menschen unter den Arm faßt . . . ich bitte dich, theuerster Wennemar, nimm das nicht eher in die Chronik auf, als bis du es selbst gesehen hast!

Maximilian von Rauschenloo und sein Begleiter hatten jetzt eine Stelle des Weges erreicht, wo eine Gruppe hoher Eichen und Buchen einen reichlich sprudelnden Quell zur Seite der Chaussee mit ihrem Laubdache überschattete. In der Kühle dieses zum Rasten einladenden Ortes hielt der Reiter sein Pferd an, stützte seine Rechte auf die Kruppe des Thieres, und während sein Fuß nachlässig den Bügel in die Höhe warf und wieder auffing, beugte er sich neugierig zu dem Erzähler nieder.

Wird denn der geheimnißvolle Fremde nicht vorgestellt, nicht genannt? Sagt denn der Onkel nicht, wer er ist? Wissen denn die Dienstboten . . .

Nichts sagt Ruprecht Mildenfurth, wenigstens nichts mit dem Munde, aber desto mehr mit den Löwenblicken, wenn er eine Frage auf eines Fremden

Lippen schweben sieht. Und die Dienstboten ... ich weiß nicht, ob Jemand sie gefragt hat, aber falls es sollte geschehen sein, so würden sie sicherlich keine Sylbe verrathen aus Angst vor ihrem Gebieter. Ich habe freilich Jemanden, der darum hätte wissen können, gefragt, fuhr Onkel Wennemar mit leiserer Stimme und geheimnißvollerem Tone fort: es ist Ruprecht's Gärtner, der Martin.

Nun, und was erwiderte der ehrliche Bursche?

Er wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, blickte betroffen auf den Boden und zeichnete Figuren mit seinem Stecken in den Sand. Er hatte, behauptete er, keine Sylbe vernommen von allem Dem: er stellte sich einfältig wie ein listiger Bauer; und als ich in ihn drang, da hob er endlich melancholisch den Kopf auf und sagte: O, gnädiger Herr, ich weiß nicht anders, als daß es die Königin der Nacht ist.

Die Königin der Nacht? Man nennt so eine große, prachtvolle Blume. Deine Erzählung wird immer wunderbarer: ich muß annehmen, daß es sich um einen verführerischen Hausgeist handelt, der in meines Oheims Schloß gezogen ist und der Jedem in der Gestalt erscheint, welche ihn am meisten lockt. Kurt sah darin ein schönes Weib, Hedwig einen hübschen jungen Mann, und der Gärtner eine Blume!

Spaß bei Seite, flüsterte Onkel Wennemar, in dem jede Fiber, von der Spannung der Neugier angezogen, zitterte und dem vor Aufregung die Augen aus dem Kopfe quollen, wie bei einer Gespenstergeschichte... Spaß bei Seite, es ist etwas Unerklärliches... Ruprecht, der sich herabläßt, höflich zu werden wie ein junger Candidat, ja, zu erschrecken vor der oder dem Fremden, wenn er eintritt — denn man hat Ruprecht roth werden und erschrecken gesehen — Amalgunde, die einen jungen Menschen mit süßem Gelispel umkost und ihn schnell aus Aller Augen zu bringen sucht, um ihren Edelstein allein zu hüten...

In der That — in der That! sagte Maximilian Rauschenloo, der nur zu gut wußte, mit welch' urweltlicher Grobheit gegen Jedermann auf Erden sein edler Ohm das Imposante seiner hochfreiherrlichen Erscheinung zu würzen liebte, und wie schneidend und dictatorisch Tante Amalgunde ihre lange und magere Jungfräulichkeit vor alle ihre Mitchristen, weß Ranges und Standes sie waren, hinstellte.

Und dann denke dir! Ruprecht Mildenfurth, der doch regelmäßig Schlag vier Uhr Nachmittags seine Spazierfahrt machte, tritt nicht mehr über die Schwelle seines Hauses; Amalgunde, die täglich Morgens elf Uhr durch die Gärten, die Allee nach dem Dorfe und

bis an das Haus des Pfarrers lustwandelte, kommt nicht mehr ans Licht . . . sie liegen Beide wie Drachen vor dem Eingange der Höhle und hüten ihren Schatz! Eine Bedeutung muß das haben . . .

Das ist richtig! nickte Maximilian.

Und was mich angeht, so bin ich erbötig, dir meine Vermuthung mitzutheilen, aber halte mir dein Versprechen . . . nicht meinetwegen . . . ich bin nicht neugierig, das weißt du — es ist nur . . .

Der Chronik wegen, ich weiß, Onkel Wennemar — du sollst Alles erfahren, was ich entdecken werde!

Sieh! etwa ein Sohn von Ruprecht . . . oder von Amalgunde . . .

Maximilian konnte trotz seiner Stimmung bei dieser Voraussetzung sich eines Lächelns nicht erwehren.

Das, siehst du ein, kann es nicht sein . . . aber wer es sein kann . . . das ist — ich bilde mir ein, es ist der Graf von Paris!

Wer?!!

Ja, ja, der Graf von Paris! Du kennst ja doch Ruprecht's streng monarchische, unerschütterlich loyale Denkungsart . . . du kennst ja auch seine Verbindungen mit mancherlei Höfen — wäre es nicht sehr möglich, daß ihm die Hut eines Prinzen, auf dessen Haupt so große Hoffnungen ruhen, anvertraut wäre? Der

alte Ludwig Philipp ist schlau und durchtrieben ... Wartet, wird sich der gesagt haben, ich will ihn unterbringen, wo ihn keine Dolche schnöder Republikaner erreichen, wo ihn kein Sterblicher vermuthen wird — bei meinem lieben Freunde Mildenfurth, tief in den deutschen Wäldern, da ist er sicher! O, der Ludwig Philipp ist ein alter Fuchs.

Aber um Gotteswillen ...

Ich weiß Alles, was du einwerfen kannst. Ruprecht hatte Ludwig Philipp als König nie anerkannt, er ist strenger Anhänger der älteren legitimen Bourbonenlinie; aber als Ludwig Philipp noch Herzog von Orleans war, sind sie Beide sehr intime Freunde gewesen!

Maximilian stellte im Stillen eine Betrachtung über die naiven Anschauungen eines solchen Landjunkers an, der sich in seinem Selbstgefühl nicht im Mindesten von einer Regung des Erstaunens angewandelt fühlen würde, wenn er alle Adler der Geschichte in seinen Hühnerstall zu nisten kommen sähe; dann riß der junge Mann sich von seinem redseligen Begleiter los.

Du hast mich so auf die Folter der Neugier gespannt, daß es mich unwiderstehlich weiter treibt, sagte er und schüttelte Wennemar die Hand.

Sehe ich dich morgen bei deinem Zurückkommen auf Bursbeck?

Wenn ich Etwas erfahre — du sollst es alsogleich wissen, verlaß dich darauf, Wennemar.

Gewiß und ehe Jemand anders . . .?

Ehe irgend Jemand anders von mir eingeweiht wird!

Maximilian setzte sein Pferd in Trab; Wennemar blieb noch eine Weile stehen, um dem hohen, schlanken Reiter nachzublicken; dann ging der Familien-Chronist langsam und tief in Gedanken versunken dem heimatlichen Raubschlosse zu.

Ohne weiteren Aufenthalt langte Maximilian Rauschenloo nach kurzer Frist in der Allee alter breitgeästeter Eichen an, die zu dem äußeren Thore von Mildenfurth führte. Die verrostenden Gitter, welche den Hof des Herrensitzes abschlossen, standen weit offen; es war still und einsam auf dem geräumigen Platze; Hunde, Federvieh, Sperlinge belebten ihn allein. Der Hof wurde an beiden Seiten, rechts und links, durch Landwirthschafts- und Dienstgebäude begrenzt; rechts zeigte sich zudem ein Gitterthor, gerade wie das, durch welches der Reiter gekommen war; es führte zu den Schloßgärten, in deren Mitte unsers

Freundes Martin und seiner Gertrude kleine Wohnung lag.

Mit Strohschobern, Brettern, Ackergeräthschaften, Brennholzvorräthen und hundert andern Dingen ausgefüllt und bedeckt, bot der Hof von Mildenfurth, obwol er geräumig und von ansehnlichen Gebäuden umringt war, keinen sehr imponirenden Anblick dar; desto stattlicher jedoch zeigte sich im Hintergrunde, von hohen Linden und Pappeln an den Seiten eingerahmt, das eigentliche Schloß. Dieses große und mächtige Gebäude bestand aus drei sich sehr scharf von einander absondernden Theilen. Zur Linken des Beschauers erhob sich ein verfallender Bau, der an seinen Thür- und Fenstergesimsen schwache Ansätze zu Verzierungen im Renaissancestyl zeigte; in diesem Styl waren auch die Längen- und Höhenverhältnisse des etwas plumpen Ganzen angeordnet, die Thüren, die Fensteröffnungen breit und niedrig. Am Mauerwerk waren große Stellen des Bewurfs von den Händen der Zeit abgerissen, so daß das nackte Ziegelsteingefuge zu Tage trat; unten um den Fuß des Ganzen hatte früher ein breiter und gefüllter Wassergraben sich gezogen; weil aber im Laufe der Zeit das reine Element, in welchem Pindar das Urprincip der Dinge verehrte, sich in dem Maße, wie es schwärzer und trüber geworden, mehr

und mehr zurückgezogen hatte, war, einige Fuß breit, ein schlammiger Boden, rings an den Grundmauern entlang, frei geworden, eine wahre Insel der Atlantis für alles Wasserungeziefer, das hier hockte und nistete, ein wahres Paradies für Nesseln, Kletten, Schilf und Binsen, die, urwaldartig aufwachsend, des Menschen und seines schwachen Willens spotteten, der ohnmächtige Versuche gemacht hatte, dieses aus dem Nichts emporgewachsene Gebiet durch Spaliere und Anpflanzung von Reben . . . arme Reben! . . . sich und der Civilisation unterthänig zu machen.

Dem im Jesuitenstyle geschmückten Portale fehlte nichts, um eine würdige Schwelle für den Einzug stolzer Gebieter und hoher Gäste zu bilden . . . nur Einen Fehler hatte das Portal, nicht ganz unähnlich dem großen Fehler, der einst am Rosse Bayard zu finden war — man konnte nicht hinein! Die Brücke, welche vom Pflaster des Hofes über den Graben an das Thor geführt hatte, war eingestürzt — die Werkstücke und Trümmer lagen in Haufen unten in der Tiefe über einander, und die höchsten dieser Bruchstücke, welche das Wasser nicht überspülte, dienten an sonnigen Tagen schwänzelnden Eidechsen zum Spielplatz, und an milden Abenden kunstsinnigen Fröschen zur Orchestra für ihre musikalischen Aufführ-

rungen und Serenaden zu Ehren des Gebieters von Mildenfurth.

Neben dem beschriebenen Gebäude — der Schloßherr, der darin hauste, nannte es den Ruprechtsbau — erhob sich, unvermittelt an ihn angelegt — es war das Bild eines Ehepaares, von dem Niemand zu sagen weiß, weshalb es eigentlich ein Ehepaar ist — das Corps de Logis, welches Tante Amalgunde bewohnte, im Rococostyl, zwei Stockwerke hoch, mit Risalits und Mansardendach; die Fortsetzung des erwähnten Grabens umzog es und wandte sich rechts herum, so daß er diesen Bautheil von einem dritten trennte, der ganz isolirt sich erhob — es war dies der älteste Theil des Ganzen, ein Stück von einem gothischen Burghause. Am Ende dieses Baues rechts befanden sich jene massiven Thürme mit den glockenartigen Dächern und dem hohen spitzen Giebel dazwischen, deren wir früher erwähnten. Links jedoch, nach dem Graben hin, war die Seite dieses Bauwerks einer einzigen offenen Wunde ähnlich: man sah hier deutlich die Spuren eines Abbruches, der dem benachbarten Rococobau hatte Platz schaffen müssen. Von diesem aus schlug sich eine Brücke oder eine Galerie, ein Ding, von welchem Chronist Wennemar behauptete, daß es an die venetianische Seufzerbrücke erinnere,

durch die Luft zu dem „alten Bau" hinüber, der anders keinen sichtbaren Eingang hatte.

Maximilian von Rauschenloo hatte sein Pferd einem aus den Stallungen herbeieilenden Knechte übergeben; er eilte nun in die Wohnung seines Oheims, in den Ruprechtsbau. Es war eine nicht leichte Aufgabe, bis zu dem Freiherrn zu dringen: wie ein verzaubertes Schloß lag seine Wohnung jenseit des düstern Grabens — keine Brücke, kein Steg führte an das ewig geschlossene Thor. Aber Maximilian hatte den Schlüssel zu dieser räthselhaften Verschlossenheit. Besaß er doch eine Art jus postliminii bei seinem Oheim und indem er sich links durch ein Nebengebäude begab und nun das Gebäude umging, gelangte er durch eine Hinterthüre in den Raum, der zu den Gemächern des Schloßherrn führte. Es war ein langer Corridor, auf dessen geweißten Wänden die Sonnenstrahlen standen, so hell, so öde, so still, daß man die Fliegen von einem Ende bis zum andern summen hören konnte. In der Mitte des Ganzen befand sich eine Flügelthür; Max wollte sie aufreißen, aber von innnen kam man ihm zuvor — eine Stimme rief hastig:

Der gnädige Herr sind nicht zu Hause!

Ein grauer Kopf blickte hinter dem einen Flügel

der Thür hervor, dann erschien eine ganze Gestalt, ein kleiner alter Mann in grauer Hauslivree; hinter ihm aber aus dem Innern der Gemächer hervor dröhnte eine Stentorstimme:

Der gnädige Herr empfangen nicht! — sollst du sagen, du Lügner, in meinem Hause bin ich allerdings!

Max aber schob den Diener mit den Worten:

Da ist ja mein Oheim! bei Seite und trat über die Schwelle in das Allerheiligste, in die Höhle des Löwen.

Viertes Kapitel.

Se. Gestrengen.

Der Freiherr von Mildenfurth war ein Mann von einer gewissen historischen Bildung; er war sogar nicht ohne Geist und besaß Menschenkenntniß genug, um eine Art Misanthrop geworden zu sein. Er war nie verheirathet, er hatte eine lange Existenz in der Einsamkeit seiner Eichenwälder verlebt, die selten unterbrochen wurde durch irgend eine Verhandlung, welche ihn mit seinen Standesgenossen zusammenführte, oder in seinen jüngeren Jahren durch eine Reise in die Niederlande und nach Paris, wo er Verwandte hatte. Er war der Letzte seines Stammes; sein Name ging mit ihm unter, sein Besitzthum erbte Marimilian Rauschenloo, der Sohn seiner einzigen Schwester. Dazu kam, daß Ruprecht Mildenfurth sehr reich und daß er umgeben war von Menschen, welchen ihr Vortheil ge-

bot, ihm unbedingt zu gehorchen, ihm nie zu widersprechen. Kein Mensch — es müßte ihm denn ganz an innerer geistiger Thätigkeit fehlen — wird in solchen Verhältnissen nicht zum Original werden. Die völlige Muße seines Geistes wird ihn zu excentrischen Vorsätzen, der Reichthum wird ihn zur Ausführung dieser Vorsätze verleiten, und Schmeichler und Schmarotzer werden, um ihn auszubeuten, ihn weiter locken, als er selbst Anfangs gehen wollte. Die Uebertreibung wird dann endlich Widerspruch erwecken, und dieser Widerspruch wird im excentrischen Wesen unerschütterlich machen.

Ruprecht Mildenfurth war in hohem Grade Das, was man einen Familientyrannen nennt. Er gehörte zu jenen Menschen, welche das große, im Grunde so räthselhafte Drama der Unterdrückung, das ganze Nationen und Völker mit sich spielen lassen, im Kleinen, im Kreise der Blutsgenossenschaft aufführen. Er war für Alles, was von ihm abhing, das lebendig gewordene Princip der Centralisation. Sein Machtwort entschied Alles. Auch hat es nie einen Mann gegeben, auf den besser jene feierliche Anrede paßte, welche ehemals altfranzösische Courtoisie gestrengen Rittern gab: Généreux, strenue, diligent, robuste et ingenieux chevalier, méritant du Roy nostre souverain

seigneur familière bénigvolence . . . très honnouré et redoubté seigneur!

Es lag übrigens etwas wahrhaft Königliches über die Erscheinung des Schloßherrn von Mildenfurth ausgegossen. Eine hohe, breite Gestalt, ein mächtiges, sehr geröthetes Antlitz mit starken schneeweißen Brauen über den großen runden Augen, ein gewaltiger Haarwuchs von grauen Locken, eine Stimme, welche wie der Sturmwind, der sich in einer Felsenkluft verfängt, hohl und sonor daherrauschte, das waren die hervortretendsten Eigenschaften des Gewaltigen, vor dem Maximilian Rauschenloo stand.

Welcher unverschämte Schlingel dringt wider meinen Willen bei mir ein?! donnerte Onkel Ruprecht . . . aber auf dieses Forte folgte der Ausruf:

Du, Max, du hier? in einer so völlig veränderten Tonart, so wenig dem früheren Brüllen ähnlich, daß Maximilian Rauschenloo verwundert seinen Oheim fragte:

Nun ja, lieber Herr Oheim . . . Sie erschrecken darüber?

Erschrecken?! wiederholte der Freiherr, Luft schöpfend, wie Jemand, der über einen plötzlich vor ihm niederfahrenden Blitzschlag den Athem verloren hat, — erschrecken?! nein, aber . . . und die Röthe, die

einen Augenblick von seinem Gesichte gewichen war, kehrte voll dahin zurück, und die gewaltigen Lungen zogen Luft ein, wie ein durstiger Dromedar Wasser aus dem Wüstenborn einsaugt, und der Freiherr donnerte:

Was soll das bedeuten? Hat man von mir Erlaubniß, hier zu sein? Hat man nicht morgen seiner Frau Gemahlin Namenstag zu feiern? Warum läuft man über Land und läßt seine Dame an einem solchen Tage daheim? Heißt das ein Weib verdienen, wie Margarethe ...?

Lieber gnädiger Oheim, ich wußte nicht, daß Sie so gewaltigen Werth auf Galanterie gegen Damen legen. Lassen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer treten, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen!

Wichtiges ...?

Ja, Wichtiges, und gerade Margarethen, Ihr und aller Welt Idol, betreffend.

Was ist es? Nur gleich heraus damit, und sofort dann in die Stadt zurück!

Aber, lieber Onkel, schreien Sie doch nicht so ... wenn Sie mich denn durchaus zum Hause hinaus werfen wollen, gut, so gehe ich schon. Ich wollte Ihnen ankündigen, daß ich mich von Margarethen werde scheiden lassen. Das ist Alles. Adieu, Onkel!

Maximilian Rauschenloo wollte sich erzürnt abwenden; aber der Freiherr hatte ihn rasch am Arme gefaßt, und als der Neffe in das Antlitz des zornmüthigen alten Herrn blickte, wurde er erschreckt durch den Ausdruck des Entsetzens, welches sich darauf malte. Ruprecht stand eine Weile sprachlos und verrieth nur durch das Rollen der tiefen Runzeln in seinem Gesichte, wie gewaltig es in seinem Innern arbeitete. Dann öffnete er den Mund zum Sprechen — aber er hatte den Athem verloren, er stöhnte mühsam:

Um Gottes willen, Märchen! du wirst doch nicht deine Familie in Schande stürzen, du wirst doch deinen alten Oheim nicht ins Grab bringen wollen. Märchen, Märchen . . . und dann, wie plötzlich wieder im Besitze seiner vollen Kraft, donnerte er:

Junge, ich enterbe dich!

Thun Sie das, lieber Onkel! sagte der junge Mann mit dem Ausdruck der vollsten Gleichgültigkeit.

Des alten Freiherrn Muth schien wieder gebrochen — er faßte seinen Neffen unter den Arm und führte ihn in sein Wohnzimmer.

Maximilian Rauschenloo warf sich hier in einen wurmstichigen Lehnsessel, zog langsam sein Portefeuille aus der Tasche, überreichte den Brief an Marga-

rethen, welchen er aufgefangen, seinem Oheim, und sagte tonlos:

Lesen Sie das.

Maximilian war doppelt und dreifach gereizt, er war mehr als hinlänglich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, aber er konnte doch nicht die Seltsamkeit übersehen, welche sich in dem ganzen Betragen seines Oheims zeigte. Es war allerdings jedem der Verwandten verpönt, den alten Herrn zu besuchen, ohne schriftlich um die Erlaubniß dazu bei ihm eingekommen zu sein; aber Maximilian, der begünstigte Neffe, der Stammhalter und Majoratserbe, war dennoch eine andere Behandlung gewohnt, wenn er auch solche Vorschriften überschritt; und dazu war es unserm Freunde nicht entgangen, daß sein Oheim offenbar bei seinem Anblicke erschrocken war, daß er die Farbe gewechselt hatte, noch ehe Maximilian Margarethens nur mit einer Sylbe erwähnt hatte. Und dieses Schwanken zwischen Zorn und Kleinmuth . . . so etwas war vollends an dem wüthigen Wappenleuen von Schloß Mildenfurth ganz unerhört. Blaß, so blaß, wie die lebenstrotzenden Tinten seines Antlitzes es zuließen, aufgeregt, hastig, fuhr der alte Herr jetzt umher und konnte in der Verwirrung auf seinem mit Acten, Urkunden und Folianten bedeckten Arbeits-

tische nicht die Brille finden; endlich ward sie in einem schweinsledernen Exemplare von Schaten's Annalen, worin sie als Lesezeichen stak, entdeckt und ans Licht gezogen, und Ruprecht Mildenfurth las.

Maximilian Rauschenloo beobachtete seine Züge: diese Züge wurden einen Augenblick nachdenklich, dann ließen sie ihre Spannung fahren, dann wurden sie hell und heller, und endlich lachte der alte Freiherr sogar und sagte in einem Tone so freundlich, wie Maximilian ihn noch nie von ihm vernommen:

Den Schrecken hättest du mir sparen können — ist's weiter nichts?

Weiter nichts?! Ist das nicht genug?!

Ich will dir Etwas sagen, Maximilian ... es thut mir sehr leid, daß du dich entsetzt hast ... aber um dieses Briefes willen von Margarethen scheiden zu lassen brauchst du dich wahrhaftig nicht, denn ... ja ... auf Cavalierparole ... nein, das brauchst du nicht!

Der alte Freiherr ließ den Kopf mit dem gewaltigen Unterkinn auf die Brust sinken und arbeitete mit den buschigen Brauen wie ein Löwe, dessen Stirn eine Wespe umsummt ... er dachte.

Nach einer Pause, während welcher Maximilian

trotz der peinlichsten Spannung ihn nicht zu unterbrechen wagte, erhob er das Haupt und rief mit einer Stimme, die darauf los zu segeln begann, wie ein Dampfer, der frischen Kohlen- und frischen Wasservorrath eingenommen hat:

Ja, Maximilian, es ist ein recht schlechter Spaß, ich glaube, von dem niederträchtigen Wennemar oder einem ähnlichen Hanswurst geht er aus ... ein Aprilscherz sollte es sein, nichts als ein Aprilscherz; sie haben den Brief in den letzten Tagen des verflossenen März fabricirt und dann an einen Freund am Rhein geschickt, daß er dort zu rechter Zeit auf die Post gegeben werde und am ersten April bei dir ankomme ... siehst du, Junge, das ist die ganze Geschichte. Der Brief sollte dir am ersten April in die Hände fallen; nun hat, wie das so geht, der Teufel sein Spiel damit getrieben; der Spießgeselle war vielleicht gar nicht am Rhein anwesend und hat erst jetzt den Brief bekommen und ihn abgeschickt — es ist ein miserabler Streich ...

Ist das wahr, Oheim, ist das wirklich wahr? jauchzte Maximilian auf.

Ich gebe dir meine Cavaliersparole, daß dieser Brief nicht an Margarethen gerichtet ist und daß deine Frau niemals von einem Alphonse auch nur reden

gehört hat; mein Wort als Edelmann darauf! donnerte Onkel Ruprecht.

Auf Ruprecht's Ehrenwort konnte man Häuser bauen. Maximilian hätte seinen Oheim gern umarmt, wenn dieser nur nicht gar so grob gewesen wäre.

Sie geben mir das Leben wieder, sagte er. Aber Wennemar soll mir für diese Dummheit büßen . . .

Jetzt geh aber! fuhr der Freiherr von Mildenfurth fort; du bist ja jetzt fertig! ich habe zu thun. Adieu, Max!

Sie werfen mich ja vollständig zur Thür hinaus! Ich muß doch zuerst Amalgunden begrüßen. Auch sind meine Pferde müde, die Nacht werden Sie mich schon noch in Mildenfurth dulden müssen. Morgen mit dem Frühesten eile ich zu Margarethen zurück und leiste ihr demüthigst Abbitte.

Der Freiherr zeigte bei diesen Worten auf seinem Gesichte von Neuem deutliche Spuren eines mit Schrecken gemischten Unwillens.

Margarethen davon reden? Pinsel, der du bist! Als wenn man die Weiber auf solche Sachen bringen dürfte! Das grübelt und forscht . . . kein Wort da-

von an sie, hörst du, Junge! — Nun mache, daß du fort kommst. Tante Amalgunde kannst du nicht sehen, Amalgunde ist krank.

Krank? die gute Tante ... und woran?

Woran? Nun, am Gallenfieber, woran anders? ... man sieht ihr das permanente Gallenfieber ja auf drei Meilen Weges an.

Hören Sie, mein gnädigster Oheim, sagte Maximilian Rauschenloo, der in der freudig erleichterten Stimmung, in welche er durch die erhaltenen Aufschlüsse versetzt war, sich von einem ungewöhnlichen Uebermuth gestachelt fühlte, hören Sie, mein gnädigster Oheim, ich glaube nicht an das Gallenfieber... weshalb ich Tante Amalgunde nicht sehen soll, ist auch wieder solch ein kleines Geheimniß — ja, ja, es gibt allerlei Geheimnisse in Mildenfurth, denen ich auf den Grund kommen muß ...

Maximilian wußte wohl, als er diese Worte begann, daß er den alten Herrn sofort in den Harnisch bringen werde; die Art von Todesgefahr, die mit diesem Necken für ihn verknüpft war, hatte ihn gerade dazu gereizt; aber er ahnte nicht entfernt, daß er mit seinem Scherz Ruprecht Mildenfurth selber in eine Art von Todesgefahr bringen werde, in die nämlich, vom Schlage gerührt zu werden. Der alte Herr ließ

sich mit aschgrauem, fahlem Gesichte in seinen Sessel zurückfallen und wiederholte:

Geheimnisse?... Was willst du damit sagen, Maximilian?

Nun, wenn man Onkel Wennemar reden hört, so handelt es sich um nichts weniger als...

Es war ein Glück für den alten Freiherrn, daß Maximilian einen Gewährsmann nannte; jetzt hatte Ruprecht Mildenfurth doch mindestens Jemanden, an dem er unmittelbar seinen Zorn auslassen konnte; der Zorn gab ihm Luft, und den Stein, der ihm auf der Brust lag, schleuderte der gequälte Schloßherr in Form einer gräulichen Verwünschung dem unglücklichen Wennemar aufs Haupt.

Das hilft Ihnen Alles nichts! sagte Maximilian, der verlegen geworden war, aber sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er fortfuhr, um so mehr, weil durch das ganze ungewöhnliche Betragen seines Oheims aufs Neue in hohem Grade seine Neugier gespannt war. — Sie können doch nicht leugnen, daß Sie den Grafen von Paris unter Ihrem Dache haben!

Ruprecht sah seinen Neffen betroffen mit großen Augen an, dann blitzte aus diesen großen, weit offenen, hervortretenden Augen Etwas hervor, in welchem eine eigenthümliche Schlauheit zuckte.

Den Grafen von Paris . . .? widerholte er. Nein, Junge, der ist's nicht, auf Cavaliersparole, der ist's nicht . . .

Sie gestehen also ein, daß jemand Fremdes, jemand Geheimnißvolles . . .

Geheimnißvolles! Dummer Schnack! Ein armer Student ist's, den die Amalgunde drüben im alten Bau untergebracht hat, ein armer Teufel von Theolog, den sie unterstützt und den sie für die Pfingstferien hierhin geladen hatte . . . Der dumme Junge hat sich überstudirt und ist hier eines schönen Tages in unsrer Gegenwart, während wir ruhig zu Tische sitzen, urplötzlich übergeschnappt . . . irrenhausmäßig, Maximilian, es war schrecklich anzusehen, die Amalgunde hat aus Alteration ein gastrisches Fieber bekommen . . .

Ein Gallenfieber, lieber Onkel!

Gallenfieber — ich versprach mich — der Arzt aber meint, es würde in wenig Wochen vorübergehen.

Das Gallenfieber?

Die Verrücktheit — fall' mir nicht ewig in die Rede, Teufelsjunge! — die Verrücktheit; nur müsse man den fixen Ideen des Menschen, worunter auch die ist, in Weiberkleidern herumgehen zu wollen, nachgeben und ihn schonend behandeln. Deshalb haben wir das Un-

glückskind denn bei uns behalten und suchen ihn vor den Menschen zu verstecken — wenn wir ihn in ein Hospital oder in ein Irrenhaus gesandt hätten, wäre er auf ewig unglücklich — zum Geistlichen würde man nach der ausdrücklichen Vorschrift des tridentinischen Concils ihn nicht mehr nehmen, sein ganzes Leben hindurch würde er ... nun, du begreifst das schon; darum halte reinen Mund und laß den Hanswurst Wennemar vom Grafen von Paris schwätzen!

Maximilian Rauschenloo wußte nicht, was in Wesen und Ton seines Onkels bei dieser Mittheilung lag, das ihm Mistrauen gegen die Wahrheit derselben einflößte; doch suchte er diesen Eindruck von sich abzuschütteln, da die Angaben ja nichts Unwahrscheinliches enthielten. Der Oheim klingelte seinem Bedienten jetzt, und als dieser erschien, sagte er seinem Neffen:

Du kannst freilich nicht mehr heim, es ist Nacht geworden. So geh denn jetzt in deine Zimmer nach oben, laß dir Nachtessen bringen, und dann lege dich schlafen. Morgen mit dem Frühesten mach dich heim. Gute Nacht, Max.

Gute Nacht, mein gnädigster Onkel, antwortete der junge Mann, sich aus einem unruhigen Nachdenken, in welches er sich zu verlieren begonnen, auf-

raffend, machte seinem Oheim eine tiefe Verbeugung und folgte dem Diener, der, einen silbernen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen in der Hand, vor ihm herschritt und ihn durch einige Gemächer, dann eine breite Stiege empor in die Zimmer führte, welche Max gewöhnlich auf Mildenfurth bewohnte.

Diese Zimmer lagen im zweiten Stockwerke des Ruprechtsbaues, nach hinten hinaus und gingen auf einen offnen, von massiven Steinpfeilern getragenen Bogengang, eine sogenannte Laube, welche an dieser Seite des Gebäudes das ganze zweite Stockwerk entlang lief. In dem ersten der beiden Gemächer führte eine Fensterthür auf diesen Gang.

Als Maximilian dies erste Zimmer betreten hatte, setzte der Diener den Armleuchter auf einen Tisch, schob einen Sessel herbei und überließ den jungen Mann seinen Gedanken, mit dem Versprechen, sogleich mit kalter Küche und andern Erfrischungen wieder da sein zu wollen. In unglaublich kurzer Zeit kam er zurück und blieb dann im Zimmer, um Maximilian zu bedienen, obwol dieser ihm wiederholte, daß er sehr gut ohne ihn fertig werden könne. Der Diener antwortete nur durch ablehnende stumme Verbeugungen, bis Maximilian ihm winkte, das Couvert und die Schüsseln zu entfernen. Er hätte gern mit dem Alten

geplaudert, um zu versuchen, ob dem vertrauten Hausmöbel seines Oheims nicht einige aufklärende Winke zu entlocken seien; aber er unterdrückte den Wunsch, weil er es unpassend fand, seines Verwandten Geheimnisse den Bedienten desselben abzulocken.

Als er endlich allein war, löschte er die Kerzen aus und begab sich in das größere Gemach nebenan, welches zum Schlafzimmer diente. Eine tiefe Dämmerung, das Dunkel einer Hochsommernacht, herrschte darin. Maximilian warf ein Paar Fensterflügel offen und legte sich dann angekleidet auf das breite Himmelbett, welches einen großen Theil der den Fenstern gegenüberstehenden Wand einnahm. Je mehr seine Augen sich an dies Dunkel gewöhnten, desto deutlicher traten die Umrisse der Gegenstände, welche dieser große, altväterisch aussehende Raum umschloß, hervor; und Alles, was aus dem Dunkel mehr und mehr auftauchte, schien unter seinen nebelhaft weichen Conturen und verschwimmenden Formen lebendig zu werden. Maximilian war es, als hätten sich die schwarz gebeizten gewundenen Säulen, welche den Betthimmel über ihm trugen, unter der gründamastnen Last auf ihren Köpfen so zusammengekrümmt und litten unsägliche Schmerzen, die armen Krüppel. Die hohen, oben abgerundeten Sessel an den Wänden sahen auf

ein Haar so aus wie stattliche schwarze Männer mit dicken Köpfen und breiten hohen Schultern, die aufrecht an der Wand entlang saßen, gleich einer Versammlung von ehrwürdigen Rathsherren; den eigenthümlichsten Eindruck aber machten zwei Wappenhalter aus Gips über dem großen Kamin, welche ein mächtiges Alliancewappen aus Stuck bewachten und wie es den Anschein hatte, die beiden Schilde dicht an einander geschoben hielten. Es war ein zähnefletschender Windhund und eine geflügelte Harpye, erhaben, beinahe en haut-relief aus der Wand herausgearbeitet. Schien es doch, als hätte der boshafte Zufall, der diese Bestien heraldisch zusammenbrachte, darauf anspielen wollen, welche lachende und wohlthätige Genien es sind, die nur zu oft solche standesmäßige „Alliancen" zusammenkuppeln und aneinandergeschlossen halten, der Windhund Hochmuth und die Harpye Habsucht! Maximilian dachte dabei an seine eigene Verbindung und ließ in Gedanken die kurze Geschichte seines Verhältnisses zu Margarethe an sich vorübergehen. Und indem er an dieses schnelle sich Finden, dieses freie und offne Erschließen eines Herzens sich erinnerte, welches schwerlich je sich hatte unterdrücken lassen, sondern immer in beinahe übermüthiger Lebenslust schlug, fühlte er sich beschämt über den Verdacht, den er ge-

gen sein junges Weib gehegt hatte. Nein, sie war gewiß nicht gegen ihre Neigung in eine Convenienz-Ehe gezwungen worden — wie hatte er nur so verblendet sein können, daran zu denken! Sie war ihm viel zu rückhaltlos entgegengekommen; ihre klare und freie und selbstvertrauende Natur hatte ihm so glänzenden Auges, so ungeziert und rasch die Hand gereicht — er mußte sich sagen, daß er ein rechter Thor gewesen mit seiner Eifersucht!

Räthsel blieben aber dennoch genug zurück. Ein Aprilscherz? . . . es konnte sein; doch war er im April ja noch gar nicht vermählt gewesen, und damals erst seit einigen Tagen mit Margarethe Wartenstein verlobt. Und der geheimnißvolle Gast . . . Maximilian grübelte und grübelte, bis er eine Lösung gefunden zu haben glaubte. Wer weiß, sagte er sich, ob nicht dieser Alphonse eine und dieselbe Person mit dem verrückten armen Studenten ist, den Onkel Ruprecht mit so viel Verlegenheit und sonderbarem Wesen vor mir in Scene gesetzt hat? Und wenn dieser Herr Alphonse einen solchen Brief an Margarethe schreibt — was kann er dann anders sein, als ein nächster Verwandter, als ein Bruder?! Das muß er sein . . . ein verlorener und plötzlich wieder auftauchender Bruder! Margarethe ist mir als einziges Kind, als die

Erbin eines großen Reichthums vermählt . . . jetzt kommt ein verschollener Bruder plötzlich zurück, weiß der Himmel nach welchen überwundenen Schicksalen und aus welchen seltsam verschlungenen Verhältnissen; er beansprucht, als bevorrechtet durch sein Geschlecht, als Majoratserbe, Margarethens Rittergüter. Sie haben Angst mir zu gestehen, daß ich statt einer Erbin einer Frau ohne Vermögen getraut bin — man verheimlicht mir den von den Todten Auferstandenen, will mich erst langsam vorbereiten, vielleicht ist es ein verwilderter verkommener Mensch, den man sich scheut zu präsentiren: oder es gehören Thatsachen zu seiner Vergangenheit, die ihn zwingen verborgen zu bleiben; oder man hofft, seine Ansprüche im Stillen ihm abzukaufen — ja, das wird, das muß es sein!

Dieser Gedanke hatte alles mögliche Beruhigende für Maximilian; und so war er nahe daran, sich dem Schlummer zu überlassen, der ihn jetzt anwandelte. Schlaftrunken schweiften seine Blicke durch das geöffnete Fenster, über den dunklen Wiesenstreifen, auf den sie draußen fielen, und den noch dunkleren Wald dahinter, aus dem von Zeit zu Zeit der Schrei eines jagenden Nachtvogels tönte. Da war ihm plötzlich, als höre er ein Knistern in seiner Nähe. Er lauschte. Tiefe Stille; nach einer Weile begann es von Neuem;

es waren leise langsame Fußtritte, die über den Boden glitten; sie schienen aus dem offenen Gange durch die Fensterthüre in das Nebenzimmer zu kommen; sie nahten sich immer mehr, sie waren jetzt unverkennbar im Nebenzimmer, zugleich rauschte Etwas, wie ein seidenes Gewand — Maximilian hob leise und unhörbar den Oberkörper auf und lauschte; eine Weile war Alles wieder still — dann begann der Schritt wieder zu knistern, der Stoff leise zu rauschen und zwar jetzt lauter und noch näher — einen Augenblick noch und Maximilian sah eine feine duftige weibliche Gestalt in der offenen Thüre, welche aus seinem Schlafgemach in das Vorzimmer führte, wie in einen Rahmen treten. Sie schien ihre Blicke in dem großen Raume prüfend umherzuwerfen, dann trat sie über die Schwelle, Maximilian hörte ein Summen, wie wenn Jemand für sich ein Lied summt, aber sein Herz begann heftig zu schlagen, als er wahrnahm, daß die seltsame Erscheinung zwar langsam, aber grades Weges auf das große Himmelbett zuschritt, dessen Vorhänge ihn verhüllten. Deutlicher hörte er das Summen, er unterschied eine Melodie; aber die Dunkelheit war zu groß, als daß er mehr denn die Umrisse der Gestalt, die ja dem dämmerigen Schimmer, welcher durch die Fenster quoll, den Rücken zuwandte, wahrnehmen

konnte. Seine Pulse klopften beinahe hörbar — er hielt den Athem an, um sich nicht zu verrathen — es stand nur noch einen Schritt weit von ihm, — da seufzte es tief auf, wandte sich und ging eben so langsam zurück bis an die gegenüberliegende Wand, wo es sich auf einen der alterthümlichen Sessel niedergleiten ließ. Maximilian hob sich höher auf: er konnte wahrnehmen, wie die räthselhafte Erscheinung die Hände zusammenfaltete, dann sie an's Gesicht legte — er verwünschte die Dunkelheit, die der Bogengang verdoppelte — sie flüsterte etwas — es waren ein Paar unarticulirte Laute: dann beugte sich die Gestalt vorwärts, der Kopf senkte sich — sie blieb lange in dieser Stellung — Maximilian kam auf den Gedanken, sie müsse weinen — und in der That, nach einiger Weile vernahm er ein leises Schluchzen.

Maximilian strich sich mit der Hand über die Stirn — sie war kalt und feucht geworden — und über die Augen; er wollte sich überzeugen, ob er denn träume oder wache; die Bewegung, welche er dabei machte, berührte den Damastvorhang, der ihn verbarg, der Stoff rauschte, das alte Möbel, auf dem er lag, stöhnte leise — die Erscheinung fuhr empor, stand einen Augenblick lang aufrecht vor ihrem Sessel da und dann stieß sie einen Schrei aus und schwang sich

mit Blitzesschnelle auf die niedere Brüstung des nächsten offenen Fensters. Einen Augenblick noch war sie sichtbar: einen Augenblick lang zeichneten sich ihre Umrisse an dem dunklen Abendhimmel ab — dann war sie jenseits hinuntergesprungen und verschwunden. Maximilian hatte sich erhoben, hatte sich von seinem Bett hinabgleiten lassen, stand im Nu am Fenster und streckte den Oberkörper hinaus . . . er sah nichts mehr; auch er schwang sich jetzt über die Fensterbrüstung in den offenen Gang hinaus und spähete über die Brustwehr; eine leere Tiefe, auf deren Grund der schlammige Schloßgraben sich befand, gähnte ihn an; nun eilte er an das Ende des offenen Ganges, wo eine kleine Thüre sich befand, die auf einen Corridor im benachbarten „Amalgundenbau" führte; aber diese Thüre war so fest verschlossen, wie er sie immer seit seinen Knabenjahren auf Geheiß des Oheims verschlossen gewußt hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als an die Thüre in seinem Vorzimmer zu eilen, dieselbe, durch welche er in diese Gemächer gekommen war und die außer jener andern den einzigen Zugang dazu bildete. Er faßte den Drücker — aber — auch sie war verriegelt; das alte Schloß krachte unter Maximilian's kräftiger Hand — doch, es hielt! Der junge Mann war ein Gefangener in seines Oheims Haus!

Betroffen ging er zurück. Das wurde denn doch des Räthselhaften und Geheimnißvollen zu viel. Maximilian's tröstende Hypothese war zu Boden geworfen. Das war kein Mann, kein Alphonse, auch kein verrückter Student, was sich eben mit der Leichtigkeit einer Sylphe über die Brüstung seines Fensters geschwungen: es war eine so feine weibliche Gestalt, wie Maximilian je eine gesehen. Unruhig schritt er lange auf und nieder, und grollte auf den Haustyrannen, von dessen despotischer Gemüthsart er sowol wie alle andern ihm Angehörigen sich viel hatte gefallen lassen, — der aber jetzt den Bogen über das erträgliche Maaß spannte, indem er seinen Neffen wie ein Kind behandelte, dem man Mährchen aufbindet und das man einsperrt. Aber was war zu thun? Lärm machen und den alten Bären in seiner eigenen Höhle reizen? Maximilian stand nach einigem Besinnen von dem Gedanken ab und mußte endlich, in sein Schicksal ergeben, sich zur Ruhe legen.

Ruprecht Mildenfurth hatte unterdeß, nachdem sein Neffe ihn verlassen, auf dem Gange vor seinen Gemächern das Zurückkommen des Dieners von oben abgewartet und ihm einige Aufträge gegeben. Kurze Zeit darauf dröhnte der schwere Schritt des Freiherrn in dem engen und langen Corridore, welcher aus sei-

ner Wohnung in die Gemächer seiner jungfräulichen Schwester Amalgunde führte. Sie saß in ihrem Salon in einem Lehnsessel am Fenster. Es war eine große, hagere und ernste Dame in einem schwarzen Seidengewande, welches bis hoch am Halse schloß; ein zierliches Spitzenhäubchen bedeckte das ergrauende Haar. Das Gallenfieber, welches sie verhinderte, ihren geliebten Neffen zu begrüßen, mußte sehr milde und geringfügig sein, denn sie saß aufrecht da, und ihre feinen, aber markirten, langgespannten Züge zeigten ihren gewöhnlichen mattgelben Teint mit starkem, durch die trockene Haut schimmerndem rothem Geäder; gerade so sah sie immer aus. Vor ihr stand ein Nähkorb auf einem kleinen Tische, angefüllt mit einem großen Vorrath von buntfarbiger Wolle, welche Fräulein Amalgunde zu einer Stickerei brauchte; aber sie hatte, so schien es, schon lange nicht mehr gearbeitet, denn auf die weiche Wolle hatte sich ihr weiß und braun gefleckter, seidenhaariger Wachtelhund gebettet und blickte, das Kinn auf den Rand des Korbes stützend, mit unbeschreiblicher Keckheit seine Gebieterin an, welche nicht Grausamkeit genug besaß, ihren ungezogenen Liebling aus seinem warmen Neste zu werfen. Es war ja zudem auch zum Arbeiten viel zu dunkel geworden, als der Freiherr Ruprecht eintrat

und, den Schweiß sich von der Stirn wischend, seiner Schwester zurief:

Der Junge ist da! Sie muß augenblicklich fort — noch in dieser Nacht, oder die Sache schlägt uns über den Kopf zusammen!

Leiser, ich bitte dich, guter Ruprecht, lispelte Amalgunde, sich erhebend. — Das Fräulein, welches in Allem das Widerspiel ihres Bruders war, hatte sich nach und nach das sanfteste Lispeln angewöhnt, um ihm dadurch das Ueberflüssige des Kraftaufwandes anzudeuten, welchen er ohne Unterlaß seinem Respirations-Organe zumuthete.

Wo ist Maximilian? fuhr sie fort.

Ich habe ihn in sein Zimmer führen und ihn darin einsperren lassen!

Gott, wie unvorsichtig ist das! Immer deine rohen Gewaltmittel!

Rohe Gewaltmittel! Als wenn es andere gäbe! Schaffe sie fort, rathe ich dir, oder ich greife zu einem noch viel roheren Gewaltmittel! Ich nehme Schwefelfaden und Zunder und lasse noch diese Nacht den alten Bau in Flammen aufgehen, damit Alles, was darin ist, von der Erde vertilgt werde und in Asche verwehe!

Der Freiherr warf sich erschöpft in den Sessel seiner Schwester.

Ich habe an diesem Abende mehr gelogen, fuhr er dann fort, als ich in meinem ganzen Leben, wenn ich's zusammenrechne, gelogen habe ... das thue ich nicht wieder, Amalgunde — lieber den rothen Hahn aufs Dach des alten Baues ... bei Gott, es wäre das Beste ... es wäre sicherlich das Beste!

Ruprecht, Ruprecht! sagte seine Schwester mit dem Tone bittren Verweises.

Amalgunde lehnte den Rücken ihrer lang aufgeschossenen Gestalt an die Wand der Fensternische ihrem Bruder gegenüber und heftete, die Arme unterschlagend, Blicke voll des Vorwurfs auf ihn.

Ruprecht Mildenfurth versank nach und nach in tiefe Gedanken; er saß weit vorgebeugt und hatte das Unterkinn auf die Brust sinken lassen; seine Hände hielt er, in einander verschränkt, um sein rechtes übergeschlagenes Knie geklammert; so saß er da, wie der Richter im Sachsenspiegel, und seine Stirnfalten rollten, seine Brauen arbeiteten gewaltig.

Der Spanier ist da! hob er nach einer Weile wieder an. Er hat seine Ankunft in Köln angekündigt ... er hat geschrieben, und der Brief ist Maximilian in die Hände gefallen.

Maximilian? Um Gottes willen, das ist ja...

Sei ruhig, unterbrach der Freiherr Amalgundens ängstlichen Ausruf — der Brief verrieth nichts, es waren nur ein Paar Zeilen; ich habe Maximilian beschwichtigt — ich sage dir ja, ich habe gelogen!

Ruprecht Mildenfurth brüllte diese Worte mit einem Ingrimm, wie ein verwundeter Kampfstier. Und dann murmelte er wie ein Wahnsinniger, der immer zu seinen früheren Ideen zurückkehrt, halblaut zwischen den Zähnen wieder die Worte:

Den alten Bau noch diese Nacht in Brand zu stecken, es wäre das Beste, Amalgunde, es wäre das Beste!

Amalgunde schwieg. Bruder und Schwester saßen sich lange Zeit verstummt gegenüber. Es wurde dunkler und dunkler. Endlich schien Amalgunde aus dem tiefen Versunkensein in ihren Gram sich aufzuraffen.

Ruprecht! rief sie leise.

Was willst du, Amalgunde?

Was geschehen, geschah nach deinem Willen. Geh hinüber und sage ihr, daß sie...

Ich zu ihr gehen? Ich ihr Etwas sagen? fuhr Ruprecht mit ungeheucheltem Schrecken auf... wo denkst du hin, Amalgunde!... Es ist mir immer in ihrer Gegenwart, als stände ich neben einer mit Pul-

der gefüllten Tonne, und jedes unbedachtsame Wort könnte zum Funken werden, welcher uns in die Luft sprengt. Mit ihr zu reden, ist deine Sache, Amalgunde ... Hüte dich nur ...

Der Freiherr stockte hier, ein leiser Tritt ließ sich draußen vor der Thür des Salons vernehmen, die der Seite, von welcher vorhin Ruprecht gekommen war, gegenüber lag; die Thür öffnete sich geräuschlos, und der Gegenstand, welcher Ruprecht Mildenfurth einen solchen tiefen Schrecken einflößte, trat über die Schwelle.

Es herrschte, wie erwähnt, bereits tiefe Dämmerung in dem Wohn- und Empfangzimmer der Freiin Amalgunde von Mildenfurth; aber dieses unbestimmte, alle Gegenstände mit duftigeren und weicheren Umrissen umgebende Licht diente nur dazu, der eben eintretenden Gestalt einen desto größeren und bestrickenderen Zauber zu verleihen. Es war eine junge Dame von einer unbeschreiblichen Anmuth in jeder Bewegung, von mittlerer Größe, aber so zart und so schlank gebaut, daß sie unwillkürlich an jene Bildungen voll unnachahmlicher Harmonie und Schönheit der Linien erinnerte, welche das Eigenthum der Pflanzenwelt sind. Sie trug das dunkle Haar glatt gescheitelt und am Hinterkopf in einer reichen Krone auf-

gebunden; ein Kleid von dunkler Seide mit Volants von demselben Stoffe rauschte in vollen Falten an ihrer biegsamen Gestalt nieder und umschloß knapp die volle Büste; weite offene Unterärmel von einem feinen, aber einfachen Gewebe gaben die runden und blendend weißen Arme der Bewunderung Preis. Es war ein hinreißendes Geschöpf, dessen Umrisse in der tiefen Dämmerung etwas von einer verführerischen Traumgestalt hatten. Und doch wurde die Schönheit dieser merkwürdigen Gestalt eigentlich erst sichtbar, nachdem Freiin Amalgunde mit eigenen Händen eine große Carcellampe aus dem Vorzimmer geholt und entzündet hatte. Das reizende Oval des Gesichts, die nach allen Regeln der Schönheit gewölbte kleine Stirn, die fein gebogene Nase und den anmuthig geschweiften kleinen Mund hatte man auch vorher noch unterscheiden können; aber erst das volle Licht ließ die verlockenden und bezwingenden Geister sichtbar werden, welche in diesen Zügen wohnten; zuerst einen für ein so junges Geschöpf auffallend starken Ausdruck von Schwermuth, der in der kleinen Falte zwischen den dunklen Brauen sich barg, und dann Schalkhaftigkeit und Trotz um Nasenflügel und Mund — zwei Geister, die von dem auf der Stirn thronenden stärkeren jetzt wie gebändigt und in Haft gehalten schienen;

und dann war noch etwas von einem kleinen Dämon da, der aus dem mandelförmigen Auge sprach. Balzac, der feinste aller Beobachter, bemerkt, daß eine Macht der Zauberei, eine „fascinirende" Gewalt allein in den Augen der ursprünglich aus den Wüsten stammenden Racen liege. Diese Augen behalten etwas von der Unendlichkeit, deren Bild sie so lange in sich aufgenommen und wiedergespiegelt haben; die Geschlechter der Menschen vererben ja überhaupt etwas, das an die Atmosphäre und die Umgebungen erinnert, in welchen sie ursprünglich aufgewachsen sind und sich entwickelt haben, für Jahrhunderte auf einander. So lag in dem Blicke der Fremden etwas Bezauberndes, als ob ihr schmalgeschlitztes Auge Fata-Morgana-Spiegelungen über unendlichen Horizonten lange in sich aufgenommen, und als ob eine große Natur den Eindruck der Trauer und des Dämonischen jahrelang auf diese Netzhaut hervorgebracht habe, bis er darin wie gefangen und festgebannt und nun zum Ausdruck derselben geworden war. Bei allem Liebreiz lag etwas in der Fremden Auge, was eine deutsche Natur einschüchtern, von der Hingabe abschrecken und sie befürchten lassen konnte, daß hier ein unbezwinglicher und unberechenbarer Geist vorhanden sei, der bei der Liebe einen Wettkampf der Leidenschaft verlange, in

welchem das kältere deutsche Blut nicht gleichen Schritt halten könne, sondern unterliegen müsse.

Die Wirkung, welche das Erscheinen der jungen Dame auf den Freiherrn und seine Schwester übte, hatte etwas Wunderbares, das beinahe an das Komische streifte. Der Freiherr erhob sich rasch und verbeugte sich so tief, als sei die Fremde eine wirkliche Königin und nicht blos die „Königin der Nacht" für Martin, den Gärtner. Amalgunde ging ihr entgegen und verneigte sich und zeigte ein schmelzend süßes Lächeln um ihren Mund, so daß hier eine Fülle von Falten sich zusammenzog, welche so kraus und wirr waren, als throne der launenhafte Genius der Arabeske auf diesen Lippen. Die Freiin reichte der Fremden die Hand, in welche die letztere ihre Fingerspitzen legte, um sich auf diese Weise zum Sopha führen zu lassen. Dort zog sie ihren feinen Handschuh aus und hielt dem Baron ihre Hand hin.

Baron, Sie müssen mir die Hand küssen, sagte sie in gebrochenem Deutsch, wobei sie oft französische Ausdrücke zu Hülfe nahm, wenn sie die deutschen nicht gleich fand. Küssen Sie mir die Hand für den charmanten Einfall, den ich hatte . . . Ihre Schwester soll uns auf dem Piano spielen, und Sie sollen mit mir tanzen . . . ich möchte einmal, ehe ich scheide, mit

Ihnen tanzen, recht auf deutsche Weise — man tanzt so schön in Deutschland — mit wahrer fougue, wie ein Wirbelwind — la Walse — zeigen Sie mir das!

Der Freiherr Ruprecht von Mildenfurth sollte den Tanzmeister machen . . . das war ihm noch nicht geboten, das war zu viel! Sein Gesicht röthete sich, und mit erhobener Stimme sagte er:

Pardon . . . ich tanze nicht!

Ist das wahr? wandte sich die Fremde an Amalgunde, hat er nie getanzt, der garstige Baron, auch als er noch jung war? Hat er nie sich adonisirt, nie als gewissenloser Herzenbrecher geflattert, nie wie ein Schmetterling gegaukelt?

Amalgunde blickte zu ihrem Bruder auf; sie bewunderte ihren Bruder: seine Lippen bebten, aber kein Laut kam über diese Lippen; er beherrschte sich. Ruprecht Mildenfurth war groß in diesem Augenblicke.

Er hat nie für schicklich gehalten, zu tanzen, erwiderte Amalgunde kurz, mit einer besonders scharfen Betonung des Wortes.

Nicht tanzen? Aber wie kann man nicht tanzen, wie erträgt man das Leben, wenn man nicht tanzt? Haben Sie nie gesehen, daß die Pferde zu laufen beginnen, wenn sie eine Last einen Hügel hinan-

schleppen müssen? So muß man durchs Leben tanzen, um damit zu Ende zu kommen, und wenn ich Baron von Mildenfurth wäre und ewig in diesem verwünschten Schlosse wohnen müßte, ich tanzte den ganzen Tag lang!

Die Fremde sprach diese Worte mit eigenthümlicher Betonung, mit einem gewissen spöttischen Zucken der Mundwinkel, worin etwas von Schmerz, aber auch von boshafter Neckerei lag. Es war augenscheinlich, sie fühlte eine unbegrenzte Gewalt über diese beiden ceremoniösen Menschen — denn auch Baron Ruprecht war ceremoniös, d. h. er verlangte von Anderen unerbittlich die größten Rücksichten gegen sich, wenn er selbst auch gegen Niemanden in der Welt Rücksichten nahm — und sie fand eine Freude darin, diese Gewalt zu üben. Der Freiherr und seine Schwester waren in einem Kreise von fossilen Vorstellungen aufgewachsen, welche ihrem Denken, Fühlen und Glauben etwas so Sprödes, ihren Geistesthätigkeiten etwas so Schwerfälliges gegeben hatten . . . welche Pein mußte es für sie sein, wenn dieses launenhafte, übermüthige, alle ihre tiefgewurzelten und heiligen Ueberzeugungen verlachende Wesen an ihren steifen Junkerseelen wie an einer ungefügigen und rostig gewordenen Gliederpuppe zerrte, wenn sie bald dieses, bald jenes Glied

mit den Koboldhänden reckte, bald gar mit dem Sylphenfuße auf den stolzen und ungebeugten Köpfen tanzte! Und sie durften nicht einmal schreien bei ihrem Weh, die Armen, nicht einmal fluchen und wettern durfte der unglückliche Baron Ruprecht Mildenfurth; und nur Amalgunde, die, weil sie eine Frau war, feinere Fühlfäden für die Seelenzustände eines Andern hatte, genoß den Trost, zu sehen, wie dieses boshaft neckende Geschöpf sich zu solcher Heiterkeit mit Gewalt zwinge, und wie alle diese Scherze, gesucht, erzwungen, anmuthlos, wol nichts Anderes sein, als das Ringen und sich betäuben Wollen eines Geistes, der im Kampfe mit einem tiefen Schmerze begriffen ist.

Sie wollen nicht spielen, Baronesse? fuhr die Fremde zu Amalgunden gewendet fort . . . ich fürchte, Sie sind eifersüchtig auf Ihren Bruder! Und in der That, setzte sie mit einem coquetten Lächeln hinzu, sehen Sie, er glotzt mich mit seinen großen Augen an, als ob er mich damit verzehren wolle.

Der Baron zwang sich zu einem Lächeln, das über sein Gesicht fuhr, als wenn ein plötzlicher Windstoß einen Weiher aufwühlt, der gleich danach wieder in seine stagnirende Starrheit fällt.

Es sind offenbare Spuren da, daß ich ihn demoralisire, fuhr das unerbittliche Mädchen fort: er ist

schon so weit gekommen, daß er an mir das Rauchen eine allerliebste Gewohnheit findet... Permettez!

Mit diesen Worten schwebte die Fremde mit elastischem Schritte durchs Zimmer und zündete an der Carcellampe eine spanische Papier-Cigarette an, welche sie bisher zwischen den Fingern gedreht hatte.

Amalgunde warf ihrem Bruder einen unbeschreiblichen Blick voll Entrüstung und voll tiefer Hoffnungslosigkeit zu. Ruprecht antwortete mit einem schmerzlichen Zucken der Achseln und einem furchtbaren Arbeiten seiner löwenhaften Brauen.

Wie viel wiegen Sie, Baron? hub die junge Dame, nachdem sie sich nachlässig in die Sophaecke geworfen, wieder an. Sie müssen ein hübsches Gewicht haben... In England schätzt man die Barone nicht alle nach der Zahl der Ahnen, sondern einige auch nach der Zahl der Centner und Pfunde... wenn sie recht viel wiegen, ißt man sie!

In der Brust Ruprecht Mildenfurth's rollte etwas wie ein unterirdisches Getöse von vulkanischer Natur. Er war gereizt wie das unglückliche Thier, dem bei den Stiergefechten von seinen Peinigern Widerhaken mit schwirrendem, buntem Federschmuck in die Haut geschleudert werden, um es zur Wuth zu bringen. Auch auf ihn warf die Fremde in boshafter Beharr-

lichkeit „Banderillos" auf „Banderillos". Ein dumpfer Ton der Wuth löste sich nach den letzten Worten der jungen Dame von seinen Lippen. Diese nahm keine Notiz davon, aber Amalgunde war so erschrocken, daß sie rasch das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen suchte.

Sie waren gestern unvorsichtig, sagte sie zu der Fremden, indem sie mit übermenschlicher Anstrengung ihrer Stimme alle Schärfe und Bestimmtheit eines Vorwurfs zu nehmen suchte . . . Sie waren am Abende im Garten; des Gärtners Frau hat mir anvertraut, daß sie ihr Kind von Ihnen entführt geglaubt hat.

Von mir? Entführt?

Von Ihnen, das heißt von der fremden Bewohnerin des Schlosses, über welche das Gesinde bereits viel zu viel zu grübeln beginnt . . . wenn Sie doch nicht wieder den Garten besuchen wollten . . .

Baronesse, ich muß freie Luft schöpfen, und da ich mich vor dem Sonnenlichte verbergen soll, so ist mein Reich die Nacht geworden, und das lasse ich mir nicht nehmen . . .

Aber Sie haben ja von mir den Schlüssel zu dem offenen Bogengang erhalten, fiel Amalgunde ein, — um dort freie Luft zu schöpfen.

Freilich; aber da ist es so unheimlich: ich habe noch heute Abend dort ein Geräusch gehört, und bin zu Tode erschrocken fortgestürzt; kaum hielt ich so viel Besinnung, den Riegel hinter mir vorzuschieben, als ich glücklich aus dem Gange war . . .

Ruprecht Mildenfurth horchte hoch auf. Daß seine Schwester den Schlüssel zu der kleinen Verbindungsthüre zwischen ihrer Wohnung und dem Gange vor Maximilian's Zimmern aus den Händen gegeben hatte, wußte er nicht. Die Blicke der beiden Geschwister begegneten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck. Die Fremde fuhr unterdeß fort:

Was das Kind betrifft, so fand ich es in seiner Kammer, dicht unter dem offenen Fenster des Gärtnerhauses, an dem ich vorüberging. Das Kind spielte wach in seinem Bettchen und streckte, als ich bei ihm stehen blieb, die Händchen nach mir aus. Es war allerliebst! Ich tändelte eine Weile mit ihm, nahm es auf den Arm und lief damit auf und ab im Schatten der Eichen hinter dem Hause der Eltern. Als ich es dann niedersetzte und ihm befahl, in sein Bettchen zurückzukehren, weigerte der kleine Trotzkopf sich und hielt mich am Kleide fest und wollte nicht weichen. Durch den ganzen Garten verfolgte das eigensinnige kleine Ungeheuer mich, und endlich mußte ich

ihm etwas Glänzendes, eine Spange schenken, um es zu bewegen, von mir zu lassen; ich bin ängstlich fortgelaufen, weil ich die Stimmen seiner erschrockenen Eltern hörte. Dem Kinde ist doch nichts geschehen?

Die Fremde sprach diese Worte mit einem Tone, der im schärfsten Contraste mit ihrem früheren Wesen stand; es lag so viel Herzensgüte und Wärme darin, daß es an Rührung streifte; aber gleich darauf fiel sie in den alten Ton zurück und sagte lachend:

Das kommt davon, Baron, daß Sie nicht galanter sind . . . wenn mich das nächste Mal der Mondschein lockt, hole ich mir nicht wieder Cavaliere mit nackten Beinchen zu meiner Begleitung herbei, dann hole ich mir . . .

Sie wurde mitten in ihrer Neckerei unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und der alte Bediente in der grauen Livree trat hastig ein, um seinem Gebieter eine Karte zu überreichen.

Gott sei gedankt, daß er endlich da ist! rief, jauchzte vielmehr Ruprecht Mildenfurth aufspringend und warf die Karte auf den Tisch. Sie trug unter einer kleinen siebenspitzigen Krone den Namen:

Don Alfonso Revenga y Santigosa.

Fünftes Kapitel.

Der Thaumaturg.

Es war in der frühesten Morgenfrühe des folgenden Tages; die Sonne schien mit hellen und schon warmen Strahlen in das grüne Reich unsers alten Bekannten, des Gärtners, und sog grausam die Thautropfen ein, welche die milde Nacht segnend über die durstige Pflanzenwelt gesprengt hatte. Martin machte seinen ersten Gang an seinen fleißig gehegten Beeten entlang; er hätte seine Freude haben können an all dem grünen üppigen Wachsthum rund umher, wären nur nicht die abscheulichen Vögel gewesen: der Wald war zu nahe; die Vögel verbitterten Martin das Leben; die Schoten, die Kirschen, die eben reifenden jungen Birnen — über Alles fielen sie her, und jetzt, wo er sie verscheucht hatte, saßen sie in den nächsten Zweigen des Waldes und zwitscherten und pfiffen und gurgelten und gluckſten, als ob sie den armen Ge-

plünderten verspotteten und nicht aufhören könnten, über ihn und sein verdrießliches Gesicht zu lachen ... die Diebe sind immer lustiger als die ehrlichen Leute.

Martin ging bis an's obere Ende des Gartens, bis da, wo nur der Graben ihn vom alten Bau abtrennte und ein Bosquet begann, das sich rechts nach dem Walde hinzog. Die Fenster mit ihren runden bleigefaßten Scheiben in jenem Theile des Schlosses waren wie immer mit Blenden geschlossen oder dicht verhängt. Alles war todt. Er hatte auch am vorigen Abende den Gesang nicht vernommen, im Garten war nichts sichtbar geworden. Plötzlich hörte er neben sich das Gebüsch aufrauschen — er wandte sich erschrocken, ein Arm tauchte, die feuchten Zweige zur Seite biegend, aus dem Bosquet-Unterholz hervor, eine Männergestalt trat aus dem Gesträuche — Martin wich zur Seite, aber gleich darauf zog er freudig überrascht seine Mütze.

Ach, gnädiger Herr, Sie sind's — Sie hier? — und schon so früh auf?

Ich bin's, antwortete Maximilian Rauschenloo — er war es, er hatte am Morgen seine Thüre aufgeriegelt gefunden und sich eben, als ob er abreisen wolle, von dem grauen Diener, der ihm beim Frühstück wieder nicht von der Seite gewichen war, verab-

schiedet. Ich bin, fuhr er fort, gestern Abend gekommen und will jetzt gleich zur Stadt zurück; ich warte nur, bis meine Pferde ihren Morgenhafer verzehrt haben, und unterdeß bin ich durch den Garten spaziert und einmal um den alten Bau herumgegangen ... der alte Bau wird Reparaturen bedürfen, mein Oheim ist etwas nachlässig darin.

Martin sah den jungen Baron mit einem forschenden Blick an, dem Maximilian dadurch auswich, daß er mit Kennermiene zu dem spitzen Giebel aufschaute.

Es wäre bequem, sagte der Gärtner, wie sondirend, wenn bei einer Reparatur unten in dem Baue Kammern, die ich benutzen könnte, hergestellt würden; es fehlt mir an Raum für so Manches, Geräthschaften, Vorräthe, Saamen, und in dem Erdgeschoß ist sicherlich Platz vollauf; aber es ist jetzt vor der Hand wol keine Aussicht dazu!

Und weshalb nicht, Martin?

Martin sah mit seinen gutmüthigen, aber doch klugen Augen den jungen Mann an. Sie hatten sich verstanden.

Ich glaube, Ihr habt Euch mit allerlei Mährchen herumgetrieben ... Ihr habt dem Herrn von Waterlapp von der Königin der Nacht vorgefabelt ...

Martin lächelte. Der Herr von Waterlapp, sagte er mit einem gewissen Tone des Spottes, hatte solch eine große Freude an der „Königin der Nacht", ich mochte sie ihm nicht stören . . .

Und du glaubst also nicht . . .?

Man muß, meine ich, in solchen Dingen auf die Frauen hören; die meine kommt just dort mit dem Jungen; sie hat gestern mit dem gnädigen Fräulein Amalgunde eine Unterredung über die Sache gehabt.

Und was glaubt Sie, Gertrud? fragte Maximilian die Gärtnersfrau, die herbeikam, den jungen Herrn zu begrüßen, und ihren frischgewaschenen rosigen Buben anwies, ihm die Hand zu küssen.

Der Kleine wird ja ganz allerliebst, wie heißt du, mein Jüngelchen?

Maximilian hob das Kind auf den Arm und küßte es; der Kleine aber drückte ihn mit den Händchen von sich und platzte in seiner Lebhaftigkeit mit den Worten heraus:

Ich habe die weiße Frau gesehen, und sie hat mir dies gegeben!

Er zog an einem schwarzen Bande einen schönen rothen Stein hervor, in den arabische Schriftzüge gravirt waren und der nach der Fassung als Broche gedient hatte.

Diesen Stein hat dir die weiße Frau geschenkt? Das ist ein kostbarer arabischer Talisman! rief Maximilian aus.

Wir sprachen eben von ihr, sagte Martin zu seiner Frau, mit einem bezeichnenden Blicke zum alten Bau hinauf.

Es ist besser, das Grübeln darüber zu lassen, bemerkte Gertrude; ich habe gestern recht wohl wahrgenommen, daß wir mit allen unsern Gedanken auf dem Holzwege waren. Das gnädige Fräulein ... nun, lassen wir es, unterbrach sich Gertrude erröthend, es soll Niemand einen Stein auf seinen Mitmenschen werfen, und am wenigsten, wenn dieser ein Leben voll Rechtschaffenheit daran setzt, um eine schwache und unglückliche Stunde abzubüßen.

Maximilian fixirte das erröthende Weib bei diesen Worten. Wie schlau diese Einfalt vom Lande ist! dachte er. Und doch täuscht sie sich! — Amalgunde? ... wäre je ein Flecken auf den straffen Reifrock ihrer unnahbaren Tugend gefallen? — Nein! Unmöglich! Aber welches furchtbare Geheimniß waltet hier ob, daß sie lieber ihre herbe und hochmüthige Jungfräulichkeit solchen Misdeutungen aussetzt, als die Wahrheit gesteht? ... Doch da ist ja Onkel Wennemar! setzte er laut hinzu und eilte dem herankom-

menden Chronisten entgegen — den führt sein böses Schicksal mir in den Wurf!

Der kleine, runde Historiograph trippelte rasch heran und winkte schon von Weitem mit einer ganz außerordentlichen Freundlichkeit Maximilian Grüße zu.

Da wäre ich, begann er, Athem schöpfend; ich habe mich mit den ersten Sonnenstrahlen von Bursbeck aufgemacht — ich dachte mir, daß du in den frühesten Morgenstunden von hier abreisen würdest, und ich wollte dich durchaus vorher noch sehen, lieber Maximilian. Du hattest mir zwar versprochen, zu mir zu kommen, aber wir kennen uns ... nun, heraus damit, ich stehe auf Kohlen, sprich, mein lieber, mein guter Max, hast du etwas entdeckt?

Allerdings!

Oh! ich bitte dich — was ist's?

Es ist Etwas, das ich durchaus nicht erwartete und das mich in hohem Grade empört hat.

Aber so sprich doch, ich bitte dich!

Habe nur Geduld, Wennemar; die Entdeckungen, welche ich hier in Mildenfurth gemacht habe, werfen durchaus kein vortheilhaftes Licht auf dich ... ich muß dir das ohne Rückhalt erklären — du hast dir einen Aprilscherz mit mir erlauben wollen, der, offen gestanden, eine Impertinenz war. Ich kann das Wort nicht

zurücknehmen, wenn ich auch annehmen will, daß man deine schlaffe Gutmüthigkeit, die sich zu Allem bereit finden läßt, gemisbraucht oder dich hinter der Flasche zur Theilnahme verführt hat . . .

Maximilian, wovon redest du? fragte Wennemar von Waterlapp, ein Paar Schritte weit zurückstrauchelnd und mit unverhohlenem Erstaunen — auch über den Undank der Welt, die so seine unerschöpfliche Dienstfertigkeit und Opferwilligkeit lohnte!

Ihr habt in Köln einen Brief auf die Post geben lassen, an Margarethen adressirt und bestimmt, mir in die Hände gespielt zu werden — wenn der Scherz von jemand völlig Zurechnungsfähigem ausgegangen wäre, so würde ich ihn auf Pistolen fordern.

Chronist Wennemar war über diese Beschuldigung so verwundert, daß er die Beleidigung überhörte, womit Maximilian in seiner Gereiztheit sie würzte.

Ich will ein Kind des Todes sein, wenn ich eine Ahnung habe, wovon du redest!

Maximilian brauchte kein Menschenkenner zu sein, um dem Historiographen am Gesicht anzusehen, daß er die Wahrheit sprach. Er fixirte ihn eine Weile und ließ dann seine Blicke nachdenklich auf den Boden gleiten; endlich faßte er Wennemar unter den Arm, zog ihn seitwärts in das Rebenberceau und warf sich

hier auf eine Bank. Wennemar setzte sich neben ihn, stumm ihn anblickend, aber ein Fragezeichen in jedem Zuge, in jeder Miene seines gelehrten Hauptes. Maximilian achtete auf diese stumme Beredtsamkeit nicht. Er zeichnete mit dem Stiel seiner Reitpeitsche Figuren in den Sand und blieb schweigend. Er war in ein Meer von Zweifeln geworfen. Sein Oheim hatte die Unwahrheit gesprochen, was den räthselhaften Brief anging und was den armen übergeschnappten Studenten anging — Eins war so wenig wahr wie das Andere; seine eigene Vermuthung, es handle sich um einen Bruder Margarethens, war eben so unwidersprechlich umgestoßen, wenigstens so viel den Gast des alten Baues anging ... Zwar für Margarethens Unschuld hatte Ruprecht sein adeliges Ehrenwort verpfändet, und darauf konnte Max getrost Häuser bauen — aber alles Andere war wieder undurchdringliches Geheimniß geworden — auch was der Gärtnersfrau weiblicher Scharfsinn so eben als Hypothese aufgestellt hatte, war unmöglich anzunehmen ... Zu Ende mit seiner Geduld stampfte der junge Mann heftig den sporenklirrenden Stiefel auf den Boden und rief aus:

Ich will aber allen diesen Dingen auf den Grund kommen, und müßte ich den Teufel dabei zu Hülfe rufen!

In diesem Augenblicke fiel plötzlich ein schwarzer Schatten auf die beiden Männer, und Wennemar fuhr mit einem Schreckensausruf in die Höhe. Ihnen gerade gegenüber lag einer der Eingänge in das Berceau, der, oben in Bogenform abgerundet, eine Art gothischer Thoröffnung bildete. In diesen Thorbogen war eine hohe dunkle Gestalt getreten, die mit einer rauhen Baßstimme und einem unbeschreiblich fremdartigen, schwerfälligen Tone in französischer Sprache sagte:

Wollen Sie mich zum Gehülfen?

Maximilian sah erstaunt auf. Es war eine düstere Physiognomie, die ihn mit den schwarzen Augen anblitzte, halb geborgen von dem breiten Rande des gelben Sombreros, welchen der Fremde trug. Trotz der Hitze, welche in den letzten Tagen geherrscht hatte, war er wie ein Reisender, der dem Wechsel der Witterung zu mistrauen gelernt hat, in warme Stoffe gekleidet; ein Rock von dunkelgrünem Tuche, oben zugeknöpft, ließ den untern Theil einer Weste von rothem Sammt sehen, in einem der Knopflöcher zeigte sich ein halb verstecktes Ordensbändchen, ein faltiger Mantel hing leicht über der Schulter. Der Fremde trug das Haupthaar ganz kurz geschoren, aber einen starken pechschwarzen Bart, in den einzelne Streifen von

Grau sich zu mischen begonnen hatten. Er konnte vierzig Jahre haben; vielleicht war er jünger und schien nur so alt. Sein bronzegelbes Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, als wenn ein heißes Klima es gedörrt und die Wetter des Lebens und der Leidenschaften dagegen geschlagen in manchem Sturm; auf dieser hohen, gewölbten Stirn, um diese aufzitternden Nasenflügel und den schmallippigen festgeschlossenen Mund lagen Geister der Entschlossenheit, des Wagnisses und der Verwegenheit, welche unbezähmbar schienen; sie lugten aus Runzeln und Falten hervor, die Narben harter Kämpfe sein mochten, nicht sowol mit der Welt und ihren Gefahren, als mit Dem, was von rebellischen Trieben und Instincten im eigenen Inneren hauste; ja, diese verkohlenden Augen glühten, als ob der Fremde wie Israel mit einem Gotte gerungen, aber mit einem bösen Gotte, und gelähmt aus dem Kampfe geschieden.

Der Fremde verschränkte seine Arme, lehnte sich nachlässig an das Lattenwerk, welches das Gerüst der Laube bildete, und wiederholte:

Wollen Sie mich zum Gehülfen bei der Lösung der Räthsel, von welchen Sie auf die Folter gespannt werden? Vielleicht ist es mir möglich, den Schleier der Geheimnisse zu lüften, mit denen Sie sich beschäftigen.

Sie? Wer sind Sie, mein Herr? fragte Maximilian, sich erhebend.

Der Fremde blieb ruhig in seiner bequemen Stellung. Es lag etwas Stechendes, beinahe Boshaftes im Blick seiner Augen, als er antwortete:

Ich bin ein Spanier; ich heiße Don Henrique de Valderama. Ich reise als Naturforscher, als Chemiker, als Magnetiseur — ich möchte den Stand meiner Wissenschaft in Deutschland kennen lernen — Ihr Gesandter in Madrid hat mir Grüße an Sie mitgegeben; da ich Sie nicht in der Stadt fand, so bin ich Ihnen hierhin gefolgt, um sie Ihnen auszurichten, um so mehr, als mir daran lag, diesen Theil Ihres Vaterlandes kennen zu lernen.

Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Allem, was aus Spanien kommt, stehe ich gern mit Dem, was ich vermag, zu Gebote. Ich liebe Spanien. Ich habe zuweilen ein wahres Heimweh nach Ihrem schönen, stolzen, schwermüthigen Vaterlande. Kann ich Ihnen dienen, Senhor?

Diese Frage habe ich mir so eben erlaubt an Sie zu richten! erwiderte der Spanier.

Sie konnten sie kaum ernsthaft meinen. Ich grübelte mit meinem würdigen Freunde hier Verhältnissen nach, die uns, den Nahestehenden, etwas Räthsel-

haftes haben und die deshalb dem Fremden doppelt verschleiert sein müssen, vorausgesetzt auch, er fände irgend ein Interesse, sich damit zu beschäftigen.

Diese Räthsel ... darf ich in Gegenwart dieses Herrn offen davon reden, Senhor Rau — Ro — Rosoglio?

Das dürfen Sie, antwortete Maximilian lächelnd über die Verstümmelung seines Namens, welchen der Südländer nicht auszusprechen vermochte.

Sie sind zweierlei, fuhr der Spanier fort; zuerst quält es Sie, nicht zu wissen, wer ein Monsieur Alphonse ist, der — soll ich in der That weiter reden?

Reden Sie, reden Sie! rief Maximilian, wie elektrisirt auffahrend.

Nun also, der von einer Stadt am Rhein aus Poulets an Ihre Gattin zu schreiben wagt.

Maximilian's Stirn wurde dunkelroth bei diesen Worten — wie war es möglich, daß der Fremde um diesen Umstand wußte? Wer war überhaupt dieser Mensch, der am frühesten Morgen ihm hier in dem Garten von Mildenfurth einen Besuch zu machen kam — Maximilian war im Begriff, ihm eine heftige Antwort zu geben, aber er bezähmte sich und sagte mit so viel Ruhe, wie er nur irgend erzwingen konnte:

Und was wäre das zweite Räthsel?

Das zweite Räthsel für Sie ist dort verborgen, antwortete der Spanier und deutete mit der Hand auf die Thürme des alten Baues. — Wer wohnt dort? Das ist die Frage, das Geheimniß, zu dessen Enthüllung Sie den Teufel zu Hülfe nehmen wollten.

Onkel Wennemar von Waterlapp fuhr es bei dieser Eröffnung durch alle Glieder; es war ihm zu Muthe, als wäre der leichtsinnig angerufene Dämon wirklich vor ihm aus dem Boden aufgestiegen. Maximilian unterdrückte seine gewaltige innere Bewegung und fragte mit einem Tone, in welchen er so viel Unglauben zu legen suchte, wie ihm irgend möglich war:

Und Sie könnten diese Räthsel lösen? Sie wüßten...?

Ich weiß nichts, aber ich kann Die befragen, welche Alles wissen.

Und die Alles wissen — sprechen Sie, wer sind diese Ihre Freunde, die Alles wissen?

Sie stellen Fragen, welche sehr rasch auf ihr Ziel losgehen, Senhor Rosoglio! Ich habe Ihnen gesagt, ich bin Magnetiseur . . .

Ah bah! rief verächtlich der junge Baron.

Magnetiseur, wiederholte der Spanier mit größerm Nachdruck . . . flößt Ihnen die Wissenschaft, wie man sie in Deutschland ausübt und kennt, kein Vertrauen ein — nun, so denken Sie, daß ich ein Spanier bin,

ein Andalusier, und daß mit dem maurischen Blute, welches vielleicht in meinen Adern strömt, etwas von der Magiergewalt auf mich gekommen ist, die einst den Albatani und den Ibn Junis eigen war, in Folge jener tiefen Kunde der geheimen Kräfte der Natur, welche sie aus den Traditionen ihres Volkes, oder, wie Jakob Alkendi, aus den Schriften Zoroaster's und des Hermes Trismegistos schöpften.

Onkel Wennemar, der eben vor Schrecken gezittert hatte, erzitterte jetzt vor Aufregung und Spannung.

O, die Araber! rief er aus.

Ich bitte, fahren Sie fort! sagte Maximilian.

Ehe ich mich Ihnen nahte, erwiderte Henrique Valderama, habe ich durch meine Kunst mich über Ihre Verhältnisse unterrichtet; ich habe Ihnen den Beweis gegeben, daß ich keine irrigen Resultate erhielt, sondern die Wahrheit erfuhr. Ich will Ihnen keine weitern Proben meiner Wissenschaft aufdringen, wenn Sie nicht danach verlangen; begehren Sie aber diese Proben, so will ich den Hohlspiegel anwenden, um Ihnen den Schlüssel zu den Geheimnissen zu geben, welche Sie ergründen möchten.

Was heißt das, den Hohlspiegel anwenden?

Haben Sie nie von der Art und Weise gehört, wie Giusepep Balsamo der Gräfin Dubarri das Bild

ihrer Zukunft vorhielt? Es geschah vermittels des Hohlspiegels; sie sah darin die Guillotine und das Blutgerüst und ihr eigenes schönes Haupt in den Sack des Henkers niederrollen. Auf ganz ähnliche Weise erhielt einst die Gemahlin des Vicomte Alexander von Beauharnais Aufschluß über das Loos ihres Mannes. Es war in der Schreckenszeit; die Vicomtesse Josephine befand sich als Gefangene im Karmeliterkloster, mit ihr zugleich der alte Groß-Kopta Duvivier; Alexander von Beauharnais saß im Kerker des Luxemburg; man hatte erfahren, daß er am vorigen Tage vor dem Revolutions-Tribunal erschienen sei. In der Angst um sein Schicksal wandte sich Josephine an den Groß-Kopta. Es war mitten in der Nacht; Duvivier ließ die unmündige Tochter des Kerkermeisters herbeiholen und indem er ihr die Hand auflegte, ließ er das Kind, „die Columba“ in eine Caraffe mit Wasser blicken. Sie sah darin das Innere der Gefängnißzelle des Luxemburg, welche Beauharnais bewohnte, sie sah ihn Briefe schreiben, eine Locke seines Hauptes abschneiden, sie sah ihn alle Vorbereitungen eines Unglücklichen, der zum Tode geführt werden soll, machen. Zwei Tage nachher erhielt Josephine die Abschiedszeilen, die Locke ihres hingerichteten Gemahls. — Hier diente die Caraffe statt des Hohlspiegels, den man in

dem Kerker sich nicht verschaffen konnte, und der die „Columba" überflüssig gemacht haben würde.

Der Hohlspiegel, der auf der Irritation und auf der Reflexion von magnetischen Kräften beruht, welche auf dem Grunde jeder in seelischer Beziehung nicht zu stiefmütterlich von der Natur behandelten Individualität schlummern — der Hohlspiegel ist ein Instrument, dessen Wichtigkeit für die Lebensgestaltungen der Zukunft, wenn auch noch nicht geahnt, doch darum nicht minder groß, gewaltig, ja, erschütternd sein wird.

Und was wollen Sie machen mit dem Hohlspiegel?

Ich will Ihnen darin das Geheimniß enthüllt zeigen, welches Sie beschäftigt; damit Sie Dem, was Sie sehen werden, Glauben schenken, erbiete ich mich zu einer Probe, die Ihnen unumstößlich sein wird; ich will in dem Hohlspiegel Scenen aus Ihrer Vergangenheit vor Ihnen auftauchen lassen, welche nur Sie kennen, deren Wahrheit Sie am besten beurtheilen können.

Maximilian erröthete bei diesen Worten; aber rasch diese Bewegung niederkämpfend und die verrätherische Farbe zurückdrängend, sagte er stolz, beinahe herausfordernd:

Mehr können Sie freilich nicht thun, Don Henrique ... ich nehme Ihr Anerbieten mit Vergnügen an.

Und wo, wann soll es sein? fiel Wennemar, vor Spannung außer Athem, ein.

Der Spanier blickte nach Schloß Mildenfurth zurück. Ich weiß nicht, ob ich für meine Operation hier ...

O nein, unterbrach ihn Maximilian, hier nicht; der Bewohner dieses Schlosses würde uns nicht gestatten, unter seinen eigenen Augen gegen sein Geheimniß zu complotiren.

Bei uns, in Bursbeck, in meiner Wohnung, schlug Wennemar eifrig vor — ich habe Manches, dessen Sie vielleicht zu magnetischen oder magischen Operationen bedürfen, ich habe auch eine bedeutende alchymistische Bibliothek, mein Codex miraculosus ...

Und wann? fragte Maximilian, indem er Wennemar unterbrach und ihm grausam das Vergnügen raubte, sich als Wissenden und Adepten bei dem Spanier geltend zu machen.

Es bedarf der Nacht und des günstigen Einflusses der Planeten.

Sind diese Planeten jetzt günstig?

Heute sind sie es — morgen nicht mehr.

Desto besser — also diesen Abend ... in Bursbeck ... nehmen wir keine frühere Stunde als die Mitter-

nacht; es wird mir ohnehin ein Pferd kosten, denn ich muß durchaus heute in die Stadt zu Margarethen zurück.

Die Mitternacht — das ist zu spät, sagte der Spanier; es muß um die neunte Stunde sein. Um meine Vorrichtungen zu machen, werde ich Ihnen nach kurzer Weile folgen auf Schloß . . .?

Bursbeck! fiel Wennemar ein und beschrieb dem Fremden die Lage des nahen Gutes.

Also auf Wiedersehn! sagte dieser kurz, und verschwand aus dem Berceau.

Ich muß durchaus zu Margarethen zurück, um neun kann ich nicht schon wieder in Bursbeck sein, meinte Maximilian schwankend, aber Wennemar fiel rasch ein:

Zu Margarethen? — das ist nicht nöthig, denn wenn ich über Nacht nicht blind geworden bin, da kommt sie ja eben selbst!

Maximilian wandte sich schnell und sah in der That zu seiner größten Ueberraschung Margarethen in ihrem Reisekleide von ungefärbter Seide, den Florentiner Strohhut mit violetten Bändern auf dem blonden Lockenhaupt, während die violette opalisirende Mantille sich vor der Morgenfrische unter einem dunkelgrünen Reiseüberwurf versteckte. Maximilian flog ihr entgegen, er nahm ihre beiden Hände, er senkte

einen tiefen Blick in ihr Auge, er hätte vor ihr auf die Kniee fallen mögen, um ihr Abbitte zu thun, denn, mochte nun sein, was wollte, an Margarethens Treue zweifelte er nicht mehr! Margarethe aber sah ihn mit einer Miene an, mit der die Sentimentalität seines stürmisch wogenden Geistes durchaus nicht in Einklang stand, sie sah ihn an, als wollte sie sagen:

Sieh, du hier, Maximilian? und du kennst wirklich deine Frau noch? und du bist wol gar so naiv, zu verlangen, daß sie dich auch noch kenne? oder daß sie dir gar gerührt in die Arme falle, du böser Mensch?

Margarethe! sagte er deshalb etwas kleinlaut... du hier? um diese Stunde?

Du lieber Gott, ich muß doch nach dir sehen... es sind kürzlich so viele Unglücksfälle von plötzlichen ... sie deutete auf die Stirn ... ich glaube, Gehirnerweichungen nennen es die Aerzte ... vorgekommen.

Du bist grausam — aber du hast Recht!

Max! was sollte das heißen gestern?

Frage mich nicht danach, nenne es, wie du willst; ja sogar gegen den Ausdruck: Gehirnerweichung habe ich nichts einzuwenden — oder, höre, glaub, es sei eine Wette, die ich mit meinen Freunden eingegangen, nachdem sie mich geneckt hatten, daß ich nicht wagen würde, ohne Abschied von dir davon zu gehen und

deinen heutigen Festtag ohne obligaten Blumenstrauß und Angebinde fern von dir zuzubringen — ja, glaube das und spiegle dich an diesem Vorfall, wie sehr du bereits im Rufe der Pantoffel-Herrscherin stehst — oder am allerbesten, denke gar nicht daran — sage mir lieber, was dich hierher führt und wohin du willst.

Margarethe gab ihrem jungen Gatten scherzend einen leisen Streich auf die Wange.

Perfider Mann! Und du kannst noch fragen, was mich hierher führt? Aber zur Strafe, daß du mich so erschreckt hast, will ich jetzt den ganzen Tag bei Onkel Ruprecht und Tante Amalgunde zubringen und heute von dir und von meinem Festtage nichts wissen.

Du wirst nicht aufgenommen bei Onkel Ruprecht und auch bei der Tante nicht. Tante Amalgunde befindet sich sehr wohl, hat aber das Gallenfieber, und Onkel Ruprecht ist mit Schlaganfällen aus Wuth und Aerger bedroht, wenn Jemand ihn mit seinem Besuche erfreuen will. Da wir jedoch Beide einmal hier sind, so schlage ich dir vor, nach Bursbeck zu gehen; man sehnt sich dort, dich zu sehen.

Margarethe willigte ein. Der Historiograph der Raubritterschaft drückte ihr beredt die Freude aus, welche man in Bursbeck über diesen Tag empfinden werde, und dann führten die Herren die Dame zu

ihrem Wagen zurück, der noch draußen auf dem Hofe hielt. Während Margarethe einstieg, zog Maximilian das gesprächige Original, den Chronisten, bei Seite.

Lieber Wennemar, sagte er, über Das, was wir für den Abend beschlossen haben, sei discret . . . wir kennen diesen Don Henrique nicht und wissen nicht, welche Gaukeleien er uns zum Schauspiel geben wird . . . Wenn Margarethe davon erführe . . .

Ich begreife, ich begreife, Maximilian.

Sie könnte durch das Verlangen, zuzusehen, die Sache stören — wer weiß, ob mehr als Ein Anwesender . . .

Ja, ja, antwortete lachend Wennemar — sie könnte stören, deine Gemüthsruhe wenigstens; der verteufelte Bursche, der Spanier will Scenen aus dem Junggesellenleben des Don Masimilian Rosoglio aus dem Grabe des Schweigens und der Vergangenheit heraufbeschwören . . . da möchte ich den Mann sehen, der die Anwesenheit seiner Frau bei solchen Dingen nicht außerordentlich störend fände!

Sieh, sieh, ich hätte dich gar nicht für so maliciös gehalten, kleiner Vetter Wennemar . . . nun denke, was du willst . . . aber schweige hübsch — gegen Alle, hörst du!

Wennemar legte den Finger auf den Mund und

stieg ein. Max schwang sich auf seinen Fuchs, der unterdeß im Hofe auf und ab geführt worden war, und ritt dann neben dem Schlage der Calesche her, worin die Dame und Wennemar Haus Bursbeck zurollten, Margarethe mit Stolz ihres Gemahls edle Cavalier-Gestalt auf dem schäumenden und stürmischen Goldfuchs im Auge haltend.

Sechstes Kapitel.

Der Hohlspiegel.

Margarethe und Maximilian wurden mit einem wahren Jubel in Bursbeck aufgenommen. Der alte Raubritter versprach sich bei ihrem Anblick ein lustiges, humpenklingendes, die Reihe seiner eintönigen Tage unterbrechendes Fest; Frau von Bursbeck und ihre Töchter aber umringten Margarethen, die für sie ein Muster des guten Geschmacks, ein Spiegel feiner Weltsitte, ein Orakel vollendeter Bildung war, und die sicherlich eine ganze Ladung neuer Dinge aus den Gebieten der Mode, der neuesten Literatur und des allerfrischesten Klatsches bei sich führte! Maximilian, so viel Anderes ihm auch zu sinnen und zu grübeln übrig geblieben, kam sich nun erst recht wie ein lächerlicher Phantast mit seinem jetzt ganz verschwundenen Argwohn gegen sie vor. Sah er sie doch in ihrer vollen Heiterkeit, mit einer Unbefangenheit, welche

deutlich ein ungetrübtes Bewußtsein verrieth, sich unter diesen Leuten bewegen und sich mit der größten Anspruchslosigkeit und Anmuth in den Gedankenkreisen derselben ergehen, ohne nur einen Augenblick eine Ueberlegenheit geltend machen zu wollen, welche für ihre Gesellschaft etwas Drückendes gehabt hätte.

In Einem aber irrte Maximilian. Er täuschte sich sehr, wenn er Margarethen ganz rückhaltlos nur dem Verkehre mit ihren zuvorkommenden Wirthen hingegeben glaubte. Ohne daß er es ahnte, hielt sie ihn fortwährend im Auge, und es entging ihr keineswegs die Unruhe, welche ihn den ganzen Tag hindurch beseelte, hin und her trieb und oft die zerstreutesten Antworten auf die Reden des Freiherrn von Bursbeck, der nicht von seiner Seite wich, geben ließ.

Wennemar von Waterlapp hatte den Augenblick, wo die Seinigen vollauf damit beschäftigt waren, Maximilian und Margarethen zu begrüßen, schlau benutzt, um sich zu entfernen und draußen seinen Spanier zu erwarten, der denn auch nach sehr kurzer Zeit sich einstellte. Wennemar eilte, ihn in seine Wohngemächer zu führen. Er gab ihn bei den Domestiken, die ihn zufällig sahen, für einen Maler aus, der ihm ein altes Bild restaurire und der, um Zeit zu ersparen, nicht zu Tische zu kommen wünsche. Den Tag

über verschwand Onkel Wennemar von Zeit zu Zeit, um nach den Bedürfnissen des arbeitenden Thaumaturgen zu sehen. Gewöhnlich flüsterte er dann bei seiner Rückkehr Maximilian ein paar Worte zu und zeigte nicht zu verkennende Spuren, daß er in einer überaus heiteren Stimmung, in einer über alle Begriffe angenehmen Aufregung sich befinde.

Was hat denn eigentlich Wennemar? fragte die Schwester des Historiographen, Frau von Bursbeck, endlich aufmerksam auf dieses erregte, trippelnde, unstäte Wesen — er ist ja so vergnügt wie ein Schüler, der morgen zum ersten Mal in die Ferien reist!

O, nichts, antwortete Wennemar, und schwang sich mit einem behenden Sprung auf eine Fensterbank, worauf er die Füßchen anzog und sehr graciös mit den Fersen auf den hölzernen Lambris unten trommelte — gar nichts, liebe Christine — es freut mich so, daß Maximilian und Margarethe da sind!

Ich will's euch sagen, half Maximilian dem Chronisten aus der Noth — er hat ein Capitel aus seiner Haus-Chronik fertig, und ich habe die feierliche Verpflichtung übernommen, heute Abend in seinen Thurm zu kommen und mir von ihm eine halbe Stunde lang vorlesen zu lassen.

Von allen Seiten wurde hiergegen Verwahrung

eingelegt; der Freiherr von Bursbeck versicherte, es sei gar kein Styl und kein ordentlicher „Dictus", wie er sich ausdrückte, in Dem, was Wennemar schreibe, Frau von Bursbeck behauptete, es sei so langweilig wie die epischen Gedichte des Herrn von R. — aber Maximilian betheuerte, er habe einmal sein Wort gegeben und sei nun doppelt entschlossen, es zu halten, um Onkel Wennemar für diese bitteren Verwundungen seiner schriftstellerischen Eitelkeit zu entschädigen, die er ihm, ohne es zu wollen, zugezogen!

Wie natürlich, wandte sich das Gespräch im Laufe des Tages auch auf den geheimnißvollen Bewohner, welcher sich im Schlosse Ruprecht Mildenfurth's aufhalte. Es war gegen Ende der Mittagstafel, als die Dame vom Hause die Unterhaltung auf diesen Gegenstand lenkte und damit das Zeichen zu einer Fülle von Mittheilungen gab, mit welchen man von allen Seiten Margarethen überschüttete, nachdem einmal das Eis gebrochen und die leicht erklärliche Scheu überwunden war, die man bisher gehegt hatte, in Gegenwart von Ruprecht's nächsten Angehörigen diesen Gegenstand zu berühren. Margarethe horchte gespannt zu. Sie warf zuweilen einen eigenthümlichen fragenden Blick auf ihren Gatten; stieg vielleicht gegen ihn ein Verdacht in ihr auf, weil er sie

am Morgen abgehalten hatte, auch nur einen Versuch zu machen, ob Amalgunde ihren Besuch empfangen werde? Maximilian hielt es für seine Pflicht, seinen Oheim und dessen Schwester in Schutz zu nehmen; er erzählte deshalb, welche Erklärungen ihm Ruprecht Mildenfurth gegeben, und er hoffte so allen diesen, wie es schien, bereits so weit verbreiteten Sprechereien ein Ende zu machen. Aber es konnte ihm nicht entgehen, daß man seine Auflösung des pikanten Räthsels allgemein viel zu einfach fand; ein Mitglied der Gesellschaft machte diesen, das andere jenen Einwurf wider Maximilian's Erklärung, und als der Letztere dabei beharrte und sie vertheidigte, fiel ihm endlich Bursbeck ins Wort:

Es steckt etwas ganz Anderes dahinter, das könnt ihr mir glauben; ich habe einmal gerade so eine Geschichte in einem Buche gelesen — wie hieß das Buch auch noch, Christine?

Frau von Bursbeck erinnerte sich nicht, ihren Gemahl je über Bücherlesen ertappt zu haben.

Es ist auch einerlei, wie es hieß, aber es war von — nun, der Name des Menschen, der es geschrieben hatte, ist mir auch entfallen — aber es war ein Buch — richtig, es hatte einen Titel wie Weizen, oder Gerste . . .

Gedroschene Aehren und Halme vielleicht — fiel Margarethe ein — derartige Werke kommen jetzt viele heraus, lieber Vetter!

So? — es ist auch möglich — nun gut, darin kommt dieselbe Geschichte vor; eine reiche Rentner-Familie, die in einer großen Stadt erscheint und ungeheuren Aufwand macht; man glaubt, daß sie in den Colonien ganze Fürstenthümer besitzt oder mindestens eine Goldgrube in Peru; bei den Bällen und Abendfesten, die im Hause gegeben werden, taucht regelmäßig ein uraltes, geheimnißvolles, sehr geputztes Wesen auf, das nach Moderduft riecht und die Leute entsetzt, wenn es ihnen nahe kommt . . .

Ach! rief jetzt mit herzlichem Lachen Margarethe aus, das ist eine französische Geschichte, der Mensch, der sie geschrieben hat, heißt Balzac, und der Titel ist Sarazine!

Sarrazin — Buchweizen — richtig, ich wußte doch, daß es eine Getreideart war!

Nun, und wer war das geheimnißvolle Wesen? fragte die Frau vom Hause.

Nichts Anderes, antwortete der Freiherr von Bursbeck mit vergnügtem Schmunzeln, als ein ehemaliger Opernsänger, der all den Reichthum der Familie zusammengekräht hatte, und zwar mit einer ganz

merkwürdigen Sopranstimme — der Patron war ein . . .

Margarethe hatte erröthend Frau von Bursbeck einen Wink gegeben, diese hob rasch die Tafel auf, und die Frauen rückten die Stühle so geräuschvoll, daß sie den Anschein annehmen konnten, das verfängliche Wort, womit der Freiherr seine Geschichte schloß, nicht gehört zu haben.

Man begab sich nach der Tafel in den Garten hinunter, um in einer schattigen Laube den Kaffee einzunehmen; Wennemar aber benutzte diesen Augenblick und entfernte sich still, um einmal wieder nach seinem Spanier zu sehen. Er hatte sich kaum, den Schlangenwindungen eines Bosquetpfades folgend, den Augen der Gesellschaft entzogen, als sich ein leiser Schritt hinter ihm hören ließ und eine weiche Hand sich auf seinen Arm legte.

Ah, Margarethe! sagte er überrascht, aber geschmeichelt.

Lieber Vetter! begann sie, reichen Sie mir einen Augenblick Ihren Arm; lassen Sie uns hier im Schatten eine Weile auf- und abgehen — in all dem Gewirr der Unterhaltung über hundert Dinge kommt man nicht dazu, sich zu finden und einmal ruhig auszutauschen!

Sie haben Recht, Margarethe, liebe Cousine, antwortete Wennemar, strahlend vor Freude über die einschmeichelnde Freundlichkeit der jungen Frau.

Wollen Sie mich denn nicht diesen Abend mit anhören lassen, was Sie Maximilian vorzulesen versprochen haben?

Wennemar's Herz war nun gar durch diese Holdseligkeit ganz und vollständig gefangen ... er hätte jetzt beinahe den spanischen Magier, auf dessen Kunst er sich so gefreut hatte, dahin, wo der Pfeffer wächst, gewünscht, um vor Margarethen seine Autorschaft leuchten lassen zu können!

Ach, das ist ja Ihr Ernst nicht, Margarethe! sagte er mit bewegter Stimme.

Doch, doch — ich komme — um Neun, nicht wahr?

Um Gottes willen nicht! versetzte Wennemar erschrocken.

Sie erschrecken? Also ich darf, ich soll nicht dabei sein? Ihr verbergt etwas vor mir — sprechen Sie, lieber Wennemar, was habt ihr eigentlich vor?

War Wennemar eben roth geworden aus Freude, so war er es jetzt aus Verlegenheit; er suchte eine Weile vergeblich nach einer Ausrede und stammelte endlich:

In der That, nichts Anderes, als was Maximilian sagte — aber Ihre Anwesenheit, Cousine — offen gestanden, es handelt sich um eine Episode meiner Chronik, welche nicht für Frauenohren ist!

Schelm, Schelm! sagte lächelnd und mit dem Zeigefinger drohend Margarethe; wie vergnügt er ist, daß er diese prächtige Ausflucht gefunden hat!

Keine Ausflucht — in der That ... stotterte Wennemar.

Ich bitte Sie, seien Sie still, Bösewicht, ich glaube Ihnen keine Sylbe mehr! antwortete Margarethe und ging eine Weile schweigend neben ihrem kleinen Cavalier her.

Wennemar, hub sie dann wieder an, haben Sie denn nicht so viel Freundschaft mehr für mich, um offen gegen mich zu sein? Ich muß Ihnen gestehen, es kränkt mich, daß Sie es über Sich vermochten, mit Maximilian wider mich zu complotiren.

Margarethe, ich bitte Sie ...

Still, still, vertheidigen Sie Sich nicht!

Wennemar, ich stehe einer Krisis in meinem Verhältnisse zu Maximilian nahe; mein Mann ist im Begriff, mir sein Vertrauen zu entziehen — geschähe es wirklich und in dem Umfange, wie es mir leider bereits der Fall zu sein scheint, es wäre der Tod für

unsere Ehe; wenn der Mann der Frau nicht mehr vertraut, so ist das ein Beweis, daß er sie nicht mehr achtet — und eine Ehe ohne meines Gatten volle Achtung – zu der wird sich Margarethe Gräfin von Wartenstein nun und nimmermehr herablassen!

Aber, um Gottes willen, Sie nehmen eine unbedeutende Sache so ernst und tragisch, Margarethe, als wenn . . .

Als wenn es sich um die wichtigsten Dinge handelte? Darum handelt es sich auch, mein Freund, es handelt sich um mein Lebensglück. Glauben Sie, ich sähe nicht? Halten Sie den Scharfsinn einer Frau, welche liebt, für so gering, daß sie blind für Dinge ist, wie sie gestern und heute mir entgegengetreten sind? Maximilian's plötzliches Auf- und Davongehen, seine Rücksichtslosigkeit dabei gegen mich, seine Weigerung, mich die Verwandten in Mildenfurth begrüßen zu lassen, dieser Spanier mit dem Galgengesichte, — erklären Sie mir nur das Eine, wer ist dieser Spanier, der euch diesen Morgen in dem Augenblick verließ, als ich zu euch trat, der jetzt in Ihrer Wohnung „Bilder restaurirt", wie Sie vorgeben und der dabei so fleißig ist, daß er gar nicht mehr zum Vorschein kommt? . . . und dann Ihre und Maximilian's Aufregung — o, es geschieht Etwas, das vor mir

verborgen wird, wobei ich getäuscht werde — aber, bei Gott, Wennemar, ich lasse mich nicht täuschen, ich will Alles wissen, durch Sie will ich Alles wissen, oder ich bin eine unglückliche Frau für ewig!

Wennemar war außer sich gerathen bei diesen Worten der schönen jungen Frau, die ihre Erregung nicht mehr zu verbergen suchte und in deren Wimpern eine Thräne perlte.

Aber, mein Himmel, Margarethe, meine liebe Cousine! sagte er, woher soll ich Worte nehmen, um Ihnen den Ungrund Ihres Argwohns darzuthun? — Ich will gleich mit Maximilian reden, er wird . . .

Nichts davon — Sie, Sie selbst sollen offen gegen mich sein, damit ich Maximilian bestrafen und für seine Heimlichkeiten beschämen kann!

Der ehrliche Chronist, dem so alle Ausflüchte abgeschnitten waren, stand eine Weile in heftigem Kampfe mit sich selber. Endlich hatte er ein Auskunftsmittel gefunden, mit dem er sein Gewissen beruhigte, während er erweicht nachgab und das Schweigen brach, welches er Maximilian gelobt hatte.

In der Gemüths-Verfassung, in welcher Sie sind, Margarethe, sagte er, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen die ganze Wahrheit zu gestehen; ich glaube, es ist das meine Pflicht, um ein trauriges Zerwürfniß

zu verhüten. Sie sollen sehen, wie ungegründet, wie lächerlich all Ihr Verdacht wider den guten Maximilian ist. Der Spanier hat sich erboten, uns diesen Abend, wenn die Dunkelheit eingetreten, im „Hohlspiegel", wie er es nennt, sehen zu lassen, wer eigentlich der Fremde auf Mildenfurth ist. Um uns von seiner Kunst zu überzeugen, will er auch Scenen und Gestalten aus Maximilian's früherem Leben herauf beschwören; wir haben beschlossen, die Sache für uns zu behalten, um nicht vom Zudrang Aller gestört zu werden — das ist das ganze Geheimniß.

Das ist Alles? Und weshalb durfte ich das nicht wissen? Sind Sie auch jetzt wahr, wo Sie zu bekennen scheinen? Ich will es glauben — aber, Wennemar, ich will dabei sein, ohne daß Maximilian mich sieht.

Das ist unmöglich; die Anwesenheit von zwei Personen, wo er nur Eine erwartet, kann ihm nicht verborgen bleiben.

Ich will an Ihrer Stelle dabei sein!

An meiner Stelle? Aber ich möchte für mein Leben gern . . .

Wennemar, habe ich Ihnen umsonst mein Herz ausgeschüttet — habe ich Ihnen umsonst gesagt, was für mich auf dem Spiele steht?

Dem guten Chronisten war zu Muthe wie einem Kinde, welches sich auf ein Fest gefreut hat und nun plötzlich verurtheilt wird, zu Hause zu bleiben. Aber der liebenswürdigen jungen Frau war nicht zu widerstehen. Er mußte sich fügen. Sobald Maximilian's ganze Aufmerksamkeit von den Phantasmagorien des Spaniers in Anspruch genommen worden, sollte Wennemar, so ward verabredet, aus dem Zimmer schlüpfen, Margarethen seinen Mantel und seinen Sommerhut mit dem breiten Rande geben und sie dann an seiner Statt eintreten und seinen Platz hinter Maximilian einnehmen lassen. Margarethe versprach dagegen, dem guten, aufopfernden Vetter Alles haarklein zu erzählen, was sie sehen würde, und schüttelte ihm dankbar gerührt die Hand.

Der Abend kam endlich herbei; man hatte im Freien unter der Ulme im Hofe zu Nacht gegessen, der Freiherr von Bursbeck zeigte Spuren von Müdigkeit und Schlaf . . . er wich dem Gotte, dem er heute so fleißige Libationen dargebracht. Frau von Bursbeck nahm Margarethe unter den Arm, um mit ihr in den Anlagen an dem Weiher spazieren zu gehen, auf den der Mond seine ersten Strahlen warf und in dessen stahlblauer Fläche der Himmel seine phantastisch geformten und gefärbten Abendwolken spiegelte.

Wennemar gab Maximilian einen Wink, Beide entfernten sich; der Vorwand, den der Letztere erfunden, war vortrefflich: Niemand von den Bursbecks hatte die geringste Lust, ihnen neugierig zu folgen!

Zu der Wohnung Wennemar's gelangte man durch eine Art Paß, den die Ecke des Herrnhauses von Bursbeck und die Ecke des zunächstliegenden Oekonomie-Gebäudes bildeten. — Man kam durch diese Lücke im vollständigen Abschlusse des Hofes, auf einen feuchten Platz vor einem an die Rückseite des Herrnhauses sich anschließenden Thurme. Eine dichte Gruppe von Edeltannen beschattete diesen Raum, auf welchem ein kränklicher, dürftiger Rasen um sein sonnenloses Dasein mit den aufschießenden Nesseln und den niederfallenden dürren Nadeln der Bäume kämpfte. Durch eine schmale Thür mit gothischem Bogen unten im Thurm und über eine Wendelstiege gelangte man auf einen Vorplatz, dann in ein großes, rundes Thurmgemach, das nach zwei Seiten Fenster, im Hintergrunde, dem Eingang gegenüber, eine breite Glasthür hatte, die zu einem Alkoven führte, in welchem Onkel Wennemar sein viel angestrengtes Haupt nach des Tages Mühsal zur Ruhe zu legen pflegte. Als Maximilian in den runden Saal eintrat, konnte er nicht läugnen, daß seiner Spannung ein unheimliches

Gefühl, etwas Drückendes und Beklemmendes sich beimischte. Er war weit entfernt, sich einzugestehen, daß er irgend Glauben an die übernatürliche Macht des Hohlspiegels und die Verheißungen des Spaniers hege; und doch lag es wie eine Gewitterschwüle auf ihm, und ihm selbst vielleicht unbewußt schwebte schon jetzt jener Geist der Niedergeschlagenheit über ihm, der in uns einzieht, wenn wir gezwungen werden, einer in unserer Brust begraben liegenden Vergangenheit wieder ins Auge zu sehen, und wenn wir dann so wenig mehr darin finden als gestorbene Hoffnungen und verflogene Illusionen, so viel des Verlorenen gegen so wenig, was gewonnen ist!

Die Blenden der Fenster waren dicht geschlossen, nur die eine war so weit geöffnet, daß eine dürftige Dämmerung von Licht in den Raum fiel. In diesem grauen dünnen Lichte sah Max von Rauschenloo Anfangs nichts als den unheimlichen und — wie es jetzt schien — todtenfahlen Kopf des Spaniers, mit seinem hohen, spitzen, kurzgeschorenen Schädel und seinen stahlscharfen Zügen. Hinter ihm deckte ein in schweren Falten niederfallender Vorhang die Alkoventhür; rings an den Wänden umher tauchten nach und nach in dem Maße, wie die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, allerlei fremdartige Gestalten

und Formen in bizarren Umrissen auf; es waren die zahlreichen Gegenstände und Werkzeuge, welche der wackere Haus-Chronist bei seinen geheimen alchymistischen Anstrengungen um den Stein der Weisen und das „philosophische Werk" zu Hülfe rief.

Als die beiden Männer eintraten, legte der Spanier den Finger auf die Lippen. Dann nahte er sich Maximilian, legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und führte ihn an eine Stelle, etwa zwei Schritte von dem Vorhang entfernt, wo er auf den Boden deutete. Maximilian erkannte, daß er innerhalb eines mit starken Kreidestrichen gezeichneten Kreises stand, der von magischen Figuren gebildet wurde.

Bleiben Sie hier stehen, ohne Sich zu regen, flüsterte Don Henrique Valderrama, lassen Sie kein Wort über Ihre Lippen kommen und überschreiten Sie diesen Kreis nicht ohne mich! — Dann setzte er in spanischer Sprache hinzu:

Genehmigen Sie, daß Ihr Freund, der kleine Senhor dort, zugegen bleibt und Zeuge Dessen ist, was Ihnen der Hohlspiegel zeigen wird?

Es wäre zu grausam, ihm die Lösung des Geheimnisses, das Sie uns enträthseln wollen, vorzuenthalten . . . und was Sie uns aus meiner Vergan-

genheit zeigen werden, das — fuhr Maximilian mit einem gewissen Stolze fort — darf mein guter Freund Wennemar sehen.

Dies schien dem Spanier unangenehm; er machte Einwürfe, aber Maximilian bestand auf seinem Entschluß und so sagte jener endlich:

Wie Sie wollen! und führte nun auch den vor Aufregung zitternden Wennemar in den Kreis, empfahl ihm Dasselbe, was er Maximilian geboten, und ging, den noch offen gebliebenen Theil der einen Fensterblende zu schließen. Die tiefste Finsterniß herrschte jetzt. Kein Laut wurde mehr vernehmbar. Der Magnetiseur schien sich aus dem Gemache entfernt zu haben und hinter dem Vorhang verschwunden zu sein.

Nach einer Pause wurde ein leises Rauschen wie eines Stoffes hörbar; ein rother Lichtstrahl fiel den Harrenden entgegen und vergrößerte sich in dem Maße, wie die Falten des Vorhangs sich in der Mitte öffneten und nach beiden Seiten hin vor einer runden, nicht großen Glasscheibe zurückschoben, welche Maximilian gerade gegenüber, in der Höhe seines Auges sichtbar wurde, ohne daß er auf der Stelle entdeckt hätte, worein diese Scheibe gefaßt sei und wie sie gehalten werde; denn das plötzliche Licht hatte ihn

geblendet. Gleich darauf jedoch nahm er Umrisse und Farben in oder hinter dem Glase wahr; es waren Häuser, Menschen, eine ganze Landschaft, welche wie aus einem Nebel auftauchte und sich nach wenig Augenblicken zu einem festen Bilde gestaltet hatte. Maximilian sah eine südliche Landschaft sich vor seinen Augen ausdehnen; er sah sich nach Spanien versetzt. Den Horizont nahmen die rothbraunen, am Fuß bewaldeten, aber oben unbeschreiblich öden Höhen einer Gebirgswelt ein, die wie eine ausgebrannte und in Schutt versunkene Schöpfung dalag, ein gigantisches Chaos, aus dessen wüster Physiognomie etwas von der Hölle sprach, bis in welche hinunter seine Grundpfeiler reichen mußten, und etwas vom Himmel, in den empor seine nackten Zacken ragten. Nur hier und da hatte eine kecke Schar von Bäumen auf den dürren Halden und am Rande der Schluchten sich trotzig einen Platz für ihre Vegetation erobert; über ihnen und wie mitten aus ihren Wipfeln aufsteigend ragten schroffe Felsmauern empor, die hohen und stolzen Schlössern glichen und welche die Phantasie zu Burgen aus der Maurenzeit voll morgenländischer Pracht umschaffen konnte, die irgend ein alter Zauberer in Felsgestein verwünscht, um ihre Schätze nicht in die Hände der habgierigen Christen fallen zu lassen.

Vor diesem Hintergrunde jedoch füllte ein lachendes, offenes Stromthal die Mitte des Bildes, und während links sich das Thor einer Stadt mit einem großen maurischen Bogen zeigte, lag rechts zwischen Reben und über Garten-Terrassen thronend, auf denen eine üppige Fülle tropischer Gewächse wucherte, ein kleines weißes Landhaus, dessen niedriges Dach weit über die blanken sonnigen Mauern vorsprang. Durch das Thor zur Linken sah man in das Innere einer kleinen spanischen Stadt, mit getünchten Hausfronten, die von wenigen vergitterten Fenstern durchbrochen waren, mit den offenen platt abgestumpften Glockenthürmen, den stattlichen Kloster-Façaden und den Gartenmauern, über welche der Johannis-Brodbaum, die Banane und die hohe Palme nickten. Mehr als dies Alles jedoch fesselte die Blicke eine Gruppe von lebenden Wesen, die rechts in dem Bilde oder der Vision, wie man es nennen will, unterhalb des Landhauses sichtbar war. Auf einem gelben kiesigen Wege, welcher von einem Hügel herab, an dem ebenfalls hoch liegenden Landhause vorüber sich nach dem Stadthor hinzog, lag ein zusammengestürztes Roß, ein edles Thier, Hals und Kopf erhebend und, wie es sich aus der Spannung der Nüstern, aus dem vorquellenden Auge entnehmen ließ, vom entsetzlichsten

Schmerze gepeinigt; ein Blutstrom floß aus seinem Munde in den Sand nieder. Rechts, verzweifelnd über den Untergang des herrlichen Pferdes, stand der Besitzer, und dieser Besitzer, das war unverkennbar, Wennemar sah es an Maximilian's Schulter vorbei auf den ersten Blick, war Niemand anders als dieser, Maximilian von Rauschenloo selber.

Aber noch eine menschliche Gestalt zeigte sich auf dem Bilde: eine feine Frauengestalt, ganz schwarz gekleidet, die schwarze Mantille ums Haupt, stand neben dem Pferde und tauchte vorsichtig vorübergebeugt, um nicht von den heftigen Bewegungen des von Schmerz zur Raserei gestachelten Thieres getroffen zu werden, ein weißes Tuch in das niederlaufende Blut.

Maximilian entfuhr, trotz der Anweisungen des Nekromanten, ein Ausruf des Erstaunens und der Ueberraschung, sobald er diese Gruppe wahrgenommen hatte. In demselben Augenblicke aber, wo dieses heftige „Ach" über seine Lippen kam, rollten die Falten des Vorhangs zusammen, das Bild verschwand, und volle Finsterniß umgab die beiden Schauer.

Um Gottes willen ... du hast es zerstört! flüsterte Wennemar vorwurfsvoll — ich habe beinahe nichts gesehen ...

Still, still, beschwichtigte Maximilian seinen Ge-

fährten, denn er hörte das Rauschen des Vorhanges wieder. Doch war es dieses Mal eine Täuschung; mehr als fünf Minuten ängstlichster Spannung vergingen, bevor der Lichtstrahl aufs Neue aufblitzte und die erleuchtete Scheibe Maximilian, der gierig seine Blicke hineinsenkte, ihre rothe Gluth entgegenwarf.

Diesen Augenblick benutzte Wennemar: er gewann mit brechendem Herzen einen heroischen Entschluß über sich und verschwand unhörbar von der Seite seines Freundes. Wenige Augenblicke nachher stand Margarethe verhüllt hinter ihrem Gatten.

Auch das zweite Bild löste sich nur allmählich aus einer gewissen nebelhaften Unklarheit los; es zeigte dann eine ganz reizende Composition — das Innere, den Hof eines spanischen Landhauses nämlich. Vorn führten aus einer auf schlanken Säulen ruhenden Halle Marmorstufen in den Hof hinab, der rechts, im Hintergrunde und links von Arcaden, denen der vorderen Halle gleich, umschlossen war. In der Mitte erhob sich ein mächtig aufsteigender hoher Springbrunnen, der ganze Schauer feiner Tropfen über das Bouquet von blühenden Stauden und farbenprangenden Gewächsen ausstreute, welches sein rundes Bassin umgab. In den Ecken des Hofes hoben sich prachtvolle tropische Pflanzen in unbezähmbarer Uep-

pigkeit, pyramidenförmig geordnet, bis zum flachen, mit einer zierlich durchbrochenen Galerie gekrönten Dache empor; riesige Bananenstauden, gelbgrüne Aguacatas, purpurne Erythrinen und eine Fülle anderer Gewächse hatten ihren ganzen Farben- und Formenreichthum entfaltet, um diesen poetischen Aufenthalt zu schmücken; gegen die Strahlen der Sonne schützte ein über den ganzen Hof gezogenes Dach von roth und weiß gestreifter Leinwand. Rechts im Vordergrund befand sich die Staffage. An einem Tische, der mit Büchern und Schreibzeug bedeckt war, auf einem Divan, saß ein junger Mann ... es war derselbe junge Mann, dem das zusammengestürzte Pferd angehörte, es war Maximilian; er saß das Haupt vorübergebeugt, denn vor ihm kniete die Spanierin, die Hände über seinem Knie gefaltet, das schöne Antlitz zu ihm mit leuchtenden Blicken emporgehoben.

Es wurde ein lautes kurzes Athmen neben Maximilian hörbar. Der Letztere war dieses Mal stumm wie eine Leiche. Das Bild verschwand beinahe so rasch wie das erste; dagegen währte die Pause bis zum nächsten weit kürzere Zeit; der Vorhang rauschte auf, und nach wenigen Augenblicken rann in dem Hohlspiegel ein Bild zusammen, welches in einem schroffen Gegensatze zu dem vorigen stand.

Man sah das Innere eines Krankenzimmers; herabgelassene grüne Rouleaux hatten ein gedämpftes Licht hervorgebracht; der mäßig große Raum verrieth Geschmack und Eleganz, wenn auch nicht Luxus; an der Wand im Hintergrunde hing ein Portrait, welches einen Greis in Uniform darstellte, aber mit einem schwarzen Flor überzogen war. Rechts im Mittelgrunde befand sich ein Tisch mit weißer Decke, ein großes Crucifix, von brennenden Kerzen auf silbernen Armleuchtern umgeben, darauf, und vor demselben, zu den Füßen des Gekreuzigten, ein großes geöffnetes Buch. Zwischen dem Tische und dem Krankenbette stand ein Priester im kirchlichen Ornate, ein paar Männer und eine ältliche Frau hinter ihm. Reichte man einem Sterbenden hier die letzten Heilsmittel der Kirche? — Nein, denn der oder die Kranke saß im Bette aufgerichtet, geschmückt, einen vollen Kranz von Myrten im dunkeln Haar; sie hielt ihre rechte Hand ausgestreckt, und ein junger Mann hielt diese Hand mit der seinigen umfaßt, und der Priester hatte eben seine Stola um die beiden Hände geschlungen . . . es war eine Trauung! Die Kranke zeigte blasse, vergeistigte, aber nicht von Leiden entstellte Züge; und diese Züge waren wohl erkennbar — es war das Antlitz der Spanierin, welche ihr weißes Tuch in das

Blut des Pferdes getaucht hatte, derselben Spanierin, welche in dem Innern des blumengeschmückten Hofes die Kniee des jungen Mannes umschlossen hatte; und der, welcher vor ihr kniete und den der Priester mit ihr unauflösbar vereinigte, war . . . war Maximilian von Rauschenloo!

In dem Augenblicke, wo dieses Bild ganz sichtbar und in allen seinen Theilen fest und deutlich wurde, vernahm Maximilian, dem bei dem Anblick desselben alles Blut zum Herzen zurückgetreten war und dem die dicken Tropfen kalten Schweißes auf der Stirn perlten, einen leisen, kurz ausgestoßenen, unheimlichen Schrei, wie eines tiefen unterdrückten Schmerzes.

Was ist das, Wennemar? bist du's? flüsterte er. Er erhielt keine Antwort.

Maximilian glaubte noch einmal ein tiefes Athmen, etwas wie ein Rauschen zu vernehmen, aber dieses Rauschen konnte auch das des Vorhanges vor dem Hohlspiegel gewesen sein; denn der Vorhang blieb, nachdem er sich eben geschlossen, in Bewegung und fuhr nach wenig Secunden wieder in der Mitte aus einander. Maximilian wollte jetzt bei dem rothen Licht, das aus der freiwerdenden Glasscheibe quoll, sich umsehen und forschen, wo Wenemar geblieben und ob dieser den Schrei ausgestoßen; aber zu solcher

Untersuchung verging ihm im nächsten Augenblicke die Fähigkeit, denn beinahe im selben Moment hatte sein Blick auch den Hohlspiegel gestreift, und das Bild, welches sich hier eben zur Klarheit gestaltete, hatte alle seine Sinne unterjocht. Er sah in das Innere eines geräumigen Gemaches, gewölbt, achteckig, mit einem umfangreichen Kamin im Hintergrunde, rechts und links schmale Fenster, mehr nach vorn rechts ein breiter Erker. Dem Erker gegenüber, auf einer Erhöhung, stand ein großes altfränkisches Bett mit einem Thronhimmel von weißen und grünen Draperieen und einer schweren aus Holz geschnitzten Krone als Träger darüber. Auf dem Rande des Bettes saß die Spanierin, dieselbe, welche der Mittelpunkt der vorhergehenden Bilder war, unverkennbar dieselbe, obwol man nur das Profil ihres Gesichtes erblickte, welches sie mit Zügen, in denen tiefer Kummer zu liegen schien, dem Himmel zuwandte, der durch das geöffnete Erkerfenster hereinleuchtete. Zu ihren Füßen lag eine spanische Guitarre.

O Gott im Himmel — das ist das Erkerzimmer im alten Bau zu Mildenfurth! . . . stöhnte Maximilian bei diesem Anblick wie aus tiefster, wie aus einer unter ungeheurer Last erstickenden Brust . . . Manuela, Manuela! schrie er dann laut, und wie ein

Rasender wandte er sich, schleuderte die Gestalt, die hinter ihm stand, zur Seite und wollte davon stürzen. Er erreichte die Thür in demselben Augenblick, in welchem der Vorhang vor dem Spiegel zugezogen wurde. Der runde Saal kehrte sogleich in plötzliche, völlige Dunkelheit zurück. Maximilian schien dadurch wie von seinem Vorsatze abgewendet und einem anderen Entschlusse zugedrängt zu werden. Er riß eine der Fensterblenden auf; das Mondlicht goß eine dämmerige Helle in den Raum. In demselben Augenblicke trat der Spanier seitwärts hinter dem Vorhange hervor. Maximilian sprang auf ihn zu, faßte ihn an der Brust, als ob er ihn erdrosseln wolle, und rief ihm mit zitternder Stimme entgegen:

Was war das? ist das Wahrheit, Mensch, oder willst du mich höhnen?!

Senhor Rosoglio, sagte Don Henrique de Valderrama, den Wüthigen abschüttelnd und mit einer Ruhe, die diesem stürmischen Ausbruch von Leidenschaft gegenüber etwas Tückisches hatte — Senhor Rosoglio, ich weiß nicht, was Sie von mir wollen! Ich habe für Sie gearbeitet, ganz allein Ihnen zu Liebe; Sie haben geschaut . . . was Sie geschaut haben, das ist mir verhüllt geblieben; denn ich habe nicht neben Ihnen gestanden, ich habe nicht in den Spiegel geblickt!

Gaukler! schrie Maximilian außer sich, und dann wandte er sich, um hinaus zu stürzen. Aber ihm in den Weg trat Wennemar; er wies gebückt auf einen am Boden liegenden Gegenstand — es war eine weibliche Gestalt.

O du mein Gott! stammelte Maximilian und warf sich auf die Kniee neben der Gestalt nieder, bedeckte ihre kalte, feuchte Hand wie wahnsinnig mit Küssen und rief:

Margarethe, Margarethe! o, welches Schicksal! und dann sprang er auf und preßte, zu Wennemar gewendet, die Worte heraus:

Hilf der Ohnmächtigen, rufe die Frauen herbei; aber schweige, schweige, ich muß fort, ich muß zu Manuela — ich muß wissen, ob ich von einem Teufel geäfft wurde oder ob dies Wahrheit ist!

Er stürzte zur Thür hinaus.

Wennemar folgte ihm auf dem Fuße, um Hülfe herbei zu schaffen. Nur der Spanier blieb zurück. Dieser holte aus einer Ecke seinen Mantel herbei, raffte einige Geräthe zusammen, die er in den Falten seines Ueberwurfs verbarg, dann trat er neben die leblos daliegende Gestalt Margarethens und blickte mit untergeschlagenen Armen auf sie nieder.

Die hab' ich nicht erwartet — das ist schlimm!

sagte er für sich, aber ein dämonisches Lächeln glitt dabei über das hagere Gesicht, über dieses Antlitz, dessen Haut so trocken gespannt an den Knochen des Schädels zu haften schien, als ob sie von einem Feuer im Innern ausgedörrt worden. Das Mondlicht machte diese Züge und die ganze Gruppe mit der todtenbleichen, bleifahl aussehenden, ohnmächtigen Frau unbeschreiblich unheimlich — es war wie ein Bild des Mephistopheles an der Leiche eines Gretchens.

Nur einen Augenblick stand er so; dann schritt Don Henrique unhörbar hinaus, die Schneckenstiege hinab, und unaufgehalten, unbemerkt gelangte er ins Freie. Er vermied, über den Hof zu gehen; durch die Schatten der Edeltannen hinter den Stallgebäuden her glitt er lautlos; am Weiher angekommen, warf er mehrere dunkle Gegenstände, welche die Finsterniß nicht erkennen ließ, in die Mitte des Wasserspiegels — sie sanken augenblicklich — und dann verschwand der Spanier im Dunkel der Nacht.

Maximilian hatte sich unterdeß die Treppe hinab in den Hof gestürzt, hatte Diener herbei gerufen, nach seinem Pferde geschrieen, und darauf, bevor noch einer der Knechte mit dem Reitzeug sichtbar geworden, hatte er seinem Rosse den ersten, besten Zaum übergeworfen und war auf dem ungesattelten Thiere durch

die Nacht davon gesprengt, der Chaussee und, dieser folgend, Mildenfurth zu. Er war ohne Hut, der durch die reißend schnelle Bewegung aufgewühlte Luftzug warf ihm sein Haar flatternd ums Haupt. Dieses frische Windesrauschen und die heftig schüttelnde Bewegung thaten ihm wohl; sie beruhigten etwas das furchtbare Hämmern in seiner Brust, welches so stark war, daß er seine Halsbinde hatte losreißen müssen, um nicht zu ersticken. Obwol sein Renner die Wegstrecken zu verschlingen schien, war es ihm doch, als sei die Strecke von Bursbeck nach Mildenfurth an Länge verzehnfacht, und als er dann endlich den Eingang zu der großen Eichen-Allee erreicht hatte, da fand er obendrein noch hier das Gitterthor verriegelt — er hätte verzweifeln mögen über dieses Hemmniß. Das Gitterthor war in Mauern eingesetzt, die rechts und links sich an hohe, um den Park und die Gärten laufende Dornenhecken schlossen. Maximilian mußte sich entschließen, über eine solche Hecke zu klettern; er that es — in wenig Augenblicken — aber er kam auf dem Boden jenseits mit blutender Stirn und blutenden Händen an. Jetzt war nur die Allee noch zu durcheilen — das Gitterthor vor dem innern Schloßhofe von Mildenfurth stand offen, er eilte hindurch, zur Brücke, die in der Freiin Amalgunde Woh-

nung führte — eben war der alte Diener hier auf die Schwelle der Thür getreten, um sie zu schließen; Maximilian schob ihn bei Seite, ohne auf seine Ausbrüche von Verwunderung und Schrecken zu antworten, und flog die Treppen zu Tante Amalgundens Zimmer hinan. Zu seinem Glück kannte er jeden Winkel in diesem Hause, er hätte sonst auf den düstern Treppen-Absätzen und auf den Vorplätzen sich den Kopf einrennen müssen. Als er die Flügelthür weit aufwarf und in das Zimmer stürmte, wie hineingeschleudert, stießen der Freiherr Ruprecht und seine Schwester, die Beide wegen des ungewöhnlichen Geräusches gespannt die Augen der Thür zugewendet hatten, fast zusammen einen lauten Schrei der Ueberraschung aus.

Maximilian! — Sei ruhig, Amalgunde, es ist Maximilian! rief der Freiherr von Mildenfurth, trat seinem Neffen entgegen und sagte, während er fest seinen Arm umklammerte:

Mensch! was ist dir? was willst du?!

Amalgunde fiel mit geschlossenen Augen in den Sessel zurück; der Anblick ihres Neffen mit offener Brust, mit flatternden Haaren, mit blutigen Striemen über der Stirn hatte sie einer Ohnmacht nahe gebracht.

Oheim, lassen Sie mich! rief Maximilian weiter drängend aus, lassen Sie mich, oder ich werfe Sie

über den Haufen — in den alten Bau will ich, zu Manuela will ich, ich will sehen, ob sie lebt oder ob eine verruchte Gaukelei ihr Spiel mit mir treibt!

Ha, so hast du es dennoch erfahren! so war Alles umsonst? sagte mit den Zähnen knirschend Ruprecht Mildenfurth und schleuderte den Arm seines Neffen, den er gefaßt hielt, weit von sich fort, als wolle er seine Wuth dadurch ausdrücken — ja, sie lebt, sie lebt, deine Manuela!

Es wäre unmöglich, den Hohn und die tiefe Bitterkeit, womit der alte Edelmann diese Worte: deine Manuela! aussprach, wiederzugeben.

Maximilian ergriff einen Leuchter mit brennendem Licht vom Tische, und dann verschwand er durch die Thür, durch welche wir am gestrigen Abende den geheimnißvollen Plagegeist der beiden alten Leute eintreten sahen. Er eilte über einen langen Corridor, dann über eine kleine Treppe in einen schmalen Gang, dessen Gebälke unter seinen raschen Schritten ächzte — es war die „Seufzerbrücke", welche aus Amalgundens Gemächern in die des alten Baues hinüber führte. Noch eine Galerie, worin der Schein der flackernden Kerze über eine Reihe dunkler, wie von Zorn und Trotz verzogener Köpfe zuckte, die von den Wänden auf den Sprossen ihres Geschlechts nieder-

blickten — und Maximilian stand in dem achteckigen gewölbten Gemache mit dem Erker und dem Himmelbette; es war der Raum, dessen Bild der Spanier gezeigt hatte und der als Gastzimmer für geehrte Fremde auf Schloß Mildenfurth diente.

Es war tief dunkel in dem Saale; Maximilian hob sein Licht hoch in die Höhe: er senkte seine Blicke so weit wie möglich in jeden dunkeln Winkel, aber er erblickte kein menschliches Wesen, Niemanden als sich selber in dem großen Trumeau-Spiegel, sich, mit dem blassen, blutigen Gesichte — es erfaßte ihn selbst ein tiefes Grauen vor dieser Gestalt, er wandte sich ab, schlug die Vorhänge des Bettes zurück, er rief leise, dann laut, dann beinahe schreiend:

Manuela! — Manuela! — Manuela!

Aber Niemand war zu finden, Niemand antwortete ihm.

Auf der halbrunden Marmorplatte vor dem Spiegel stand eine Blume. Maximilian streifte mit einem Blicke darüber hin: es war eine eben in voller Blüthe aufflammende, strahlende Königin der Nacht.

Wankenden Schrittes, wie innerlich gebrochen, kehrte Maximilian zu dem Zimmer Amalgundens zurück. Die beiden alten Leute saßen sich schweigend

gegenüber; ihre grauen Häupter waren von der Last eines unsäglichen Schmerzes niedergedrückt.

Wäre, ehe dieser Mensch geboren wurde, ich in die Grube gefahren und der zerbrochene Schild von Mildenfurth mir nachgeschleudert worden! . . . Gottes Barmherzigkeit hätte so viel Gunst für mich haben können . . . sagte der alte Edelmann, und ein feuchter Glanz kam in seine grauen Wimpern; vielleicht die erste Thräne, die er geweint, seit die Jahre der Kindheit hinter ihm lagen; die Thräne, welche kein Schmerz des Lebens ihm hatte auspressen können, die vielleicht nicht auf den Sarg seines Vaters gefallen war — er weinte sie bei dem Gedanken an die Schande Dessen, der einst seinen Schild führen und seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte.

Wir haben Gottes Barmherzigkeit nicht verdient, Ruprecht, flüsterte Amalgunde im Tone tiefster Seelenzerknirschung; wir haben sie nicht verdient — es war unsrer nicht würdig, das Unrecht hehlen zu wollen und uns dadurch zu Mitschuldigen daran zu machen — darum ist vergebens gewesen, was wir gesorgt, uns abgeängstigt, uns gemüht haben, all die Noth, all der Kummer! Alles, Alles vergebens!

Maximilian kam zurück.

Es ist nicht wahr — sie ist nicht da! sagte er über

die Schwelle tretend — sie ist nicht da! und in dem Tone, womit er dies sagte, lag etwas wie eine Hoffnung.

Ruprecht Mildenfurth sah ihn stier an, ohne zu sprechen, Amalgunde versetzte leise:

Mach dir keine Hoffnungen; sie lebt, sie war da; sie ist fort, sie ist ohne Abschied und plötzlich von uns gegangen, wie sie ohne Botschaft und plötzlich gekommen.

Maximilian fiel kraftlos in einen Sessel. Amalgunde sah, daß er nahezu vernichtet war; aber ihr Herz war zu voll, sie konnte ihm ihre Vorwürfe nicht ersparen. Er ließ sie eine Weile sprechen, ohne ihr zuzuhören. Dann sagte er ihr:

Aber wenn sie zu euch kam, im Wahne, hier mich, ihren Gatten, zu finden, weshalb verbargt ihr es mir? Ich hätte sie gesehen, ich hätte mich vor ihr rechtfertigen können, ich hätte von ihr Winke zur Erklärung des abscheulichen Spieles, das mit mir getrieben wurde, erhalten, ich hätte mit ihr über unsere Lage gesprochen, wir hätten eine Lösung, eine Rettung aus diesem schrecklichen Abgrunde gefunden. . .

Eine Lösung? wiederholte Amalgunde . . . als ob es eine Lösung, eine Befreiung aus solcher Lage gäbe, als ob noch eine Rettung möglich wäre, wenn der Schlag des Verderbens gefallen ist und uns in eine

bodenlose Tiefe des Elends geschleudert hat! Als sie einmal da war, mit den Beweisen, daß sie dein Weib sei, in der Hand, was konnten wir da Anderes thun als sie kniefällig bitten, um deinetwillen auf dich zu verzichten, in ihre Heimat zurück zu kehren und ihre Existenz vor Jedermanns Auge, aber besonders vor deinem geheim zu halten? Denk an Margarethen! War sie nicht in dem Augenblicke, wo du erfuhrst, daß die Spanierin noch lebe, für immer verloren — ist sie es nicht jetzt, bist du nicht in deinem Gewissen verflichtet, Margarethen zu verlassen, um deines ersten, rechtmäßigen Weibes willen? Geh, folge ihr nach, diesem Weibe, dem wir den Staub von den Füßen geküßt haben, um sie bei ihren guten Vorsätzen, bei dem Entschlusse der Entsagung zu erhalten — von der wir das Unwürdigste schweigend ertragen haben, um deinet- und um Margarethens willen!

Und um der Familienehre, um eures Namens und eures Rufes vor der Welt willen, Tante ... es ist nicht der Augenblick, Vorwürfe zu machen!

Geh, fuhr die Freiin fort, aber ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, und nur schluchzend konnte sie noch einige unverständliche Sylben hervorbringen.

Ich gehe nicht — sagte Maximilian entschlossen. Margarethe ist und bleibt mein Weib!

So wird der Bruder der Spanierin ...

Ihr Bruder?!

Ja, ihr Bruder ...

Don Alonso Revenga?

So steht auf seiner Karte — er ist gestern gekommen, und sie ist mit ihm gegangen ...

Er war es also! rief Maximilian aus; dieser Spanier, der sich Henrique Valderrama nannte — o, ich ahnte, ich fürchtete es ... Ja, der wird Alles thun wider mich ... der ist ein Mensch wie ein böser Geist. Ich kann mich auf eine Ladung der Gerichte, auf den Kerker gefaßt machen.

Maximilian sank in sich zusammen und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Ruprecht Mildenfurth saß lautlos brütend da; Amalgundens leises Schluchzen unterbrach allein die Stille in dem hohen düsteren Gemache, in welchem die Kerzen bis auf den Rand niedergeflackert waren und eine rothe, unruhige Helle verbreiteten. Maximilian wurde diese Stille nach einer Weile unerträglich. Er erhob sich und verließ schweigend, ohne Gruß das Zimmer; es trieb ihn wieder in die Nacht hinaus. Langsam schritt er über die Brücke, den Hof und die Eichen-Allee hinab; sein Pferd stand noch jenseits an dem Gitterthor festgebunden, wie er es verlassen hatte. Noch einmal

übersprang er die Hecke, schwang sich auf und schlug den Weg nach Bursbeck ein. Es zog ihn im tiefsten Innern zurück zu Margarethen, wenn auch der Gedanke an sie Das war, was seinen Seelenschmerz zur Verzweiflung steigerte, wenn er sich auch von ihr durch einen Abgrund getrennt fühlte, über dessen schauerlicher Tiefe wie ein ihn zurückweisender, abwehrender Geist der Fluch eines gebrochenen Herzens schwebte.

Es mochte Mitternacht sein, als er in Bursbeck ankam. Noch waren mehrere Fenster erleuchtet. Als er, ohne von Jemand aufgehalten zu werden, die Treppe zum ersten Stock hinaufstieg, kam ihm Wennemar entgegen.

Bist du's, Maximilian? sagte er; Margarethe ist besser — sie wie ich haben gegen Alle geschwiegen... aber sie will dich nicht sehen, sie hat ausdrücklich verboten, dich zu ihr zu lassen.

Maximilian sah einen Augenblick Wennemar an, als ob er nicht gehört habe, was dieser gesprochen, dann schlug er die Hände vors Gesicht und begann zu weinen wie ein Kind.

Wennemar zog den willenlos Gehorchenden mit sich fort in seine Wohnung.

Siebentes Kapitel.

Manuela.

Es wird Zeit, unsere freundlichen Leser, welche uns bis hierhin gefolgt sind, endlich näher mit der Erscheinung jenes Wesens bekannt zu machen, das ein eigenthümlich verschlungenes Schicksal so weit von seinem heimatlichen Gestade verschlagen und in eine Ferne gelockt hatte, wo es beinahe das Loos eines armen Schiffbrüchigen erfahren sollte, den der Sturm und die Woge auf einen Strand wirft, wo er unter fremden, feindlich blickenden Gestalten erwacht, die seine Sprache nicht verstehen. Wir sind gezwungen, zu diesem Ende etwas weiter auszuholen und ein Wort über Manuela's Herkunft und Vergangenheit vorauszusenden. Das erste der Bilder, welches der spanische Nekromant vor Maximilian's Auge auftauchen ließ, hatte eine bestimmte Landschaft zum Hintergrunde, und diese Landschaft würde Der, welcher

die Südküsten der pyrenäischen Halbinsel entlang wandert, unschwer wieder erkennen, sobald er den reizend liegenden kleinen Hafenort Motril, halbwegs ungefähr zwischen Almeria und Malaga, erreicht hätte. In dem Bilde des Hohlspiegels war der zauberhafte Reiz jener Landschaft freilich nur sehr unvollkommen wiedergegeben. Das kleine weiße Landhaus auf der Höhe zur Rechten im Bilde beherrscht nicht allein den ungeheueren Gebirgszug, der den Hintergrund schloß und der die malerische Sierra de las Almijarras und den Theil der Sierra Nevada darstellte, welchen man die Alpujarras nennt; man übersieht von demselben Punkte aus nach der den Bergen entgegengesetzten Seite hin ein noch unendlich weiteres Panorama, das Thal des reißenden Guadalfeo und seine Mündungen nämlich, den ganzen üppigen, wie ein Tropenland prangenden Küstenstrich von Almunecar bis zum Cap Sacratif, und noch weiter nach Süden hin, leise zum Horizont aufsteigend, das stahlblaue mittelländische Meer.

Diese Besitzung, das Landhaus mit der berühmten Aussicht, gehörte noch vor etwa sieben bis acht Jahren einem bejahrten Edelmanne, dem wahren Typus eines alt castilianischen Hidalgo's, genannt Don Rafael Revenga y Santigosa. Don Rafael stammte,

wie er behauptete, aus einer Nebenlinie jenes alten stolzen Hauses der Manrique, welches die Devise führte: Nos no descendemos de los reyes, sino los reyes descenden de nos, und damit ein so gesteigertes Selbstgefühl zur Schau trug, daß es selbst der Rohan hochmüthiges: Duc ne daigne, Roy ne puys, Rohan suys, verdunkelte. Unser Castilianer war Witwer, aber seine verstorbene Gemahlin hatte ihm, statt anderer Schätze, zwei begabte Kinder hinterlassen, zwei Gegenstände, welche nach seinem Stammbaume seinem Herzen am nächsten standen, einen Sohn und eine Tochter; und in der That, wie konnten sie anders als die Herzensfreude eines so würdigen alten Edelmannes sein — der schweigsame Trotzkopf Alonso, der sich täglich mit seinen Schulkameraden raufte und ihnen aufs boshafteste Löcher in den Schädel schlug, wenn sie die Ueberlegenheit seiner „Lignage" über alle Hidalgoschaft von Motril nicht anerkennen wollten oder seinen darauf gegründeten Herrschergelüsten sich zu beugen verweigerten: und die anmuthige Manuela, die fünfzehn Jahre jünger war als ihr Bruder, aber schon im zartesten Alter sich zu einer seltnen Schönheit zu entfalten versprach. Don Rafael sah im Geiste bereits die Blüthe der spanischen Grandezza, die Stammhalter aller Zweige des Hauses Manrique

mit eingeschlossen, nächtlich vor seiner Villa Jalousien voll Liebesqual die Guitarre schlagen und zum Schlusse nach den girrenden Taubenliedern sich einander die Hälse brechen . . . natürlich ohne Dank für das Eine wie das Andere, denn sein edler Sohn Alonso war ja da — so wachsam und eifrig, seines Hauses und seiner Schwester Ehre zu hüten, wie nur je der berühmte Don Gutierre Alfonso Solis, der „blutige Arzt seiner eigenen Ehre".

Manuela hielt, was sie versprochen; das junge Mädchen blühte zu einer so schlanken, blumenhaften Gestalt auf, die frischen rosigen Züge hatten etwas so hinreißend Anmuthiges, daß auf sie die sagenhaften Schönheiten der Alhambra-Märchen hätten eifersüchtig werden können, und daß ein Strahl der großen Mohrenzeit, ein Klang wie Zaraya oder Lindarara mit ihr in die schwermuthsvolle Gegenwart des schönen Boabdil-Erbes gefallen schien. Daß jedoch deshalb das Thal des Guadalfeo und die Heerstraße von Velez Malaga nach Motril sich mit dem jungen Nachwuchs der spanischen Grandenschaft in höherem Maße als früher bevölkert hätten, ist zu keiner Zeit wahrgenommen worden; und Don Rafael Revenga würde vor seinem Ende ein gutes Theil seiner Hoffnungen auf den durch eine hohe Alliance wieder auflebenden

Glanz seines Hauses haben schwinden sehen, wenn er nicht vorgezogen hätte, noch bevor Manuela ganz erwachsen war, diese aus den Fugen gehende, den Vilanos zugefallene Welt schweigend zu verlassen und sich zu seinen klügeren Vätern zu versammeln, welche vor ihm den weisen Entschluß gefaßt hatten, sich vor den Rücksichtslosigkeiten einer plebejisch gewordenen Gesellschaft und weiteren Verkennungen ihrer Würde in das unerschütterliche Otium cum dignitate ihres wappengeschmückten Erbbegräbnisses zurück zu ziehen.

An des Vaters Stelle, Manuela gegenüber, trat der Bruder, und Don Alonso nahm die Ausübung der Prärogativen, welche die väterliche Gewalt verleiht, in vollem Maße über sich. Es war ein eigenthümlich düsterer Charakter, dieser Alonso, verschlossen, reizbar und gegen die Welt verstimmt, als wenn die Welt eine besondere Schuld gegen ihn auf dem Gewissen habe — während doch eigentlich ganz das Umgekehrte der Fall war, die Welt sich weit eher über ihn zu beklagen gehabt hätte — die Narben auf den Schädeln seiner Jugendfreunde, die grotesken Köpfe auf den weißen Kalkmauern von Motril, in denen die würdigsten Optimaten ihre wol ähnlichen, aber durchaus nicht idealisirten Bildnisse erkennen muß-

ten, und hundert ähnliche Dinge bewiesen das mehr als hinreichend. Bei solchen Streichen war Alonso eine große Fertigkeit in allem Mechanischen und sein auffallendes Zeichner-Talent zu Hülfe gekommen. Anfangs hatte er dies vernachlässigt. Erst als ihm durch Zufall eine Lebensbeschreibung des großen Don Giuseppe Ribeyra in die Hände fiel, des Königs aller Maler, des Philipp II. im Reiche der Farben, der im Gebiete seines Pinsels wie ein Despot herrschte und durch die Toledoklingen seiner Schüler und Diener Jeden für seine Anmaßung züchtigen ließ, welcher besser zu malen wagte, als er — erst als Alonso die Geschichte dieses großen Mannes las, da schien ihm auch die Malerkunst ein adeliges, eines Hidalgo würdiges Handwerk. Alonso folgte nun einem Berufe, der ihm zu seinem größten Glücke ward, weil sein schwer zu bezähmendes Naturel sich kaum in eine andere Thätigkeit gefunden hätte, wobei es nöthig gewesen, zu gehorchen und sich in eine Subordination zu fügen, wie sie die militärische oder die administrative und die richterliche Laufbahn auferlegt. Alonso ward also Maler, und da ihm sein ungeselliger Sinn neben der Ausübung seiner Kunst noch eine reichliche Muße übrig ließ, so beschäftigte er sich viel mit einer Wissenschaft, auf welche ihn das Bedürfniß, die Na-

tur der Farbestoffe kennen zu lernen, gewiesen hatte: der Chemie, überhaupt der Naturkunde.

Manuela's Gemüth, in welchem ein immerwährender Sonnentag und wie ein ewiges Lerchenschmettern der heitersten Lebenslust herrschte, hätte in dem Zusammensein mit einem solchen Bruder leicht untergehen, sie hätte schwermüthig und einer Strenge gegenüber, deren Berechtigung doch sehr dem Zweifel unterlag, versteckt, unwahr und rachsüchtig werden können. Aber einmal trug Alonso's Despotie über seine junge und anmuthige Schwester das Gegengift einer unbegrenzten, beinahe einem rasenden Instincte gleichenden Liebe für sie in sich; und dann hatte Manuela eine Stütze und fast eine zweite Mutter in einer gebildeten und wohlwollenden Frau gefunden, in der Witwe eines verstorbenen Jugendfreundes ihres Vaters, Donna Sancha Gomez, deren Sohn Ramon von beinahe gleichem Alter mit Manuela und mit ihr aufgewachsen war, in der stillschweigenden Voraussetzung der Eltern, daß Manuela Revenga und Ramon Gomez ein Paar werden sollten. So hatte denn Donna Sancha die doppelte Pflicht, Manuela's Erziehung zu überwachen, für die Entwicklung ihrer Talente zu sorgen — und Manuela hatte Talente, sie hatte z. B. eine wunderbar schöne, glockenreine Sopranstimme — und die Fort-

schritte ihrer geistigen Bildung zu befördern. Manuela liebte ihren Bruder, aber sie fürchtete ihn noch mehr; deshalb, nachdem sie siebenzehn Jahre alt geworden, kostete es ihr keinen schweren Entschluß, ihre Hand als Zeichen der Einwilligung in die Rechte der Donna Sancha zu legen, als diese würdige Matrone ihr den Vorschlag machte, das kleine blanke Landhaus oben vor der Stadt, mit dem wortkargen Don Giuseppe Ribeyra II. darin, zu verlassen und die heißen Wünsche ihres Sohnes Ramon zu krönen, der eben von Madrid zurück erwartet wurde, wo er sich ein Patent als Unter-Schiffslieutenant aus dem Marine-Ministerium geholt hatte.

Manuela fragte sich nicht, ob sie Ramon liebe: sie hätte sich schwerlich ganz genau Rechenschaft darüber geben können. Aber sie kannte ihn von frühester Jugend auf als das ehrlichste Gemüth unter der Sonne; er war hübsch, muthig, gewandt, ein rechter Vollblut-Andalusier, der mit unvergleichlicher Grazie die gaditanische Cachucha tanzte und dem die Marine-Cadetten-Uniform, in welcher er unlängst von seiner ersten Seereise aus der Havannah zurückgekommen war, unvergleichlich stand. Auch hatte er allerliebst zu plaudern gewußt von seinen Abenteuern in der Ferne: und Manuela liebte die Ferne, nichts so sehr wie die Ferne; sie hätte die ganze Welt durchschweifen mö-

gen. Schon als Kind hatte sie, wenn sie auf einer der Terrassen ihres Landhauses träumend im Schatten der riesigen Bananenstaude saß, den Adler beneidet, der mit stillem Flügelschlag über die Sierra weg segelte, die phantastische Scheidewand zwischen Andalusien und dem übrigen Spanien, zwischen La tierra de los ombres y la tierra de Dios . . . oder dem Maulthier-Zug war sie mit den Blicken gefolgt, der wie im Traume über den Abgründen und am Saume blaurother Bergesstirnen in den Azur des Himmels hineinschwebte; oder den weißen Segeln der Schiffe, welche über dem Spiegel des grenzenlosen Meeres aufblitzten, wie Flügel weißer Tauben in sonniger Luft, und lautlos dahin in die Unendlichkeit zogen. Sie alle trieb es in die Ferne, und Manuela's Sehnsucht zog ihnen nach.

So wäre denn wahrscheinlich Manuela die Gattin des jungen Seefahrers geworden, hätte diese Angelegenheit nicht eine ganz andere Wendung genommen in dem Augenblicke, in welchem sie Don Alonso, dem Bruder und Vormund, eröffnet wurde. Der Sohn Don Rafael Revenga's verweigerte nämlich mit zorniger Bestimmtheit seine Einwilligung. Und nicht das allein, er suchte eine Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Seemanne, in welcher er diesem

seinen Widerwillen gegen eine Verheirathung Manuela's so nachdrücklich zu verstehen gab, daß der unglückliche Ramon sein Bündel zu schnüren vorzog und sich auf sein Schiff, die „Donna Maria Pacheca", von 42 Kanonen, die den Befehl hatte, nach Westindien zu segeln, mit großer Hast in Sicherheit brachte.

Manuela blieb zurück, trauernd wol, aber ohne daß die tieferen Gefühle ihres Herzens dabei ins Spiel gezogen wären; und daher kam es auch wol, daß sie sich so widerstandslos in den Willen ihres Bruders ergeben hatte. Alonso aber freute sich seines leichten Sieges, der sein Herrscher-Bewußtsein steigerte; denn hatte er früher schon sie als sein Eigenthum betrachtet, so fühlte er jetzt sich vollends als den Richter über ihr Loos und ihr Verhängniß. Verhältnisse dieser Art, in welchen ein Wesen sich eines anderen mit einer despotischen Gewalt bemächtigt und sich zu seiner Vorsehung aufwirft, sind bis jetzt von Sittenmalern und Charakterschilderern nicht oft der Beobachtung unterworfen worden, und dennoch sind sie keineswegs selten. Es sind meist Frauen oder es sind Männer, in denen das weibliche Element sehr vorherrscht, welche sich so tyrannisiren lassen; selten aber sind es beschränkte, sondern im Gegentheil gewöhnlich vielseitig begabte Naturen; neben den größten Ta-

lenten liegt ja oft die größte Charakterschwäche, und die Haltlosigkeit gerade dicht neben der Leidenschaftlichkeit des Genies. Oft mögen auch magnetische Kräfte sich bei diesem unbedingten Einflusse, den ein Wesen über das andere ausübt, geltend machen. Gewiß aber ist es, daß im Charakter des herrschenden Theiles neben der größeren Kraft und Energie des Geistes, die für jede Frage eine Antwort, für jede Lage einen Rath in Bereitschaft hält, zumeist auch eine gewisse Schlauheit vorhanden; wer herrschen will, muß im rechten Augenblick nachzugeben wissen und seines Freundes oder Schützlings Schwächen kennen; er muß fühlen, bis zu welchem Punkte er sündigen darf auf das Bedürfniß des Haltlosen hin, sich beherrschen, ja sogar mishandeln zu lassen. Aber nicht immer treffen diese Voraussetzungen zu; es gibt auch Verhältnisse, wo Menschen, die es gar nicht wollen, die sich dagegen sträuben, sich von einem anderen desselben Geschlechts zu dessen Eins und Alles erkoren sehen, von ihm auf jedem Schritt mit einem Gefühle der Anhänglichkeit und grenzenloser Hingabe verfolgt werden, das etwas Räthselhaftes hat, da es weder Liebe noch auch Freundschaft genannt werden kann, welche letztere es durch blinde Vergötterung weit hinter sich zurückläßt. Hier entsteht denn die

Macht des Einen über den Andern wie eine Art von Phänomen der moralischen Welt, welches der völligen Ergründung entschlüpft.

Bei Alonso und Manuela war von einem solchen Verhältnisse freilich nicht die Rede. Aber gewiß ist es, daß er sie mit einer Eifersucht und Ausschließlichkeit liebte, welche nur in einem Charakter wie dem seinigen sich entwickeln konnte. Sie war sein Alles in der Welt. Je abstoßender er gegen alle Menschen war, desto inniger klammerte sich sein Gefühl an den einzigen Gegenstand, der ihn nicht mit Mistrauen und Antipathie erfüllte. Durch sie allein blieb er im Zusammenhang mit Menschen, sie war seine gute Seite, seine Versöhnung, seine Tugend; darum hätte er mit der Hölle gekämpft, um sie sich nicht rauben zu lassen: sie mußte bei ihm bleiben, sie sollte ihr Leben lang an seiner Seite zubringen; nur so fühlte er sich wie einer Region des Guten und des Harmonischen nahe gehalten. Wäre sie von ihm gegangen, so wäre es über ihn gekommen wie lauter Schatten und Nacht; ihre Seele war die harmonisch gestimmte Davidsharfe, nach deren Nähe die düstere Saulstimmung seiner menschenfeindlichen Laune verlangte. Dazu kam denn freilich die ganz gewöhnliche Selbstsucht, welche ihn nicht auf die Thätigkeit seiner

Schwester für sein Haus und seine kleinen Bequemlichkeiten verzichten lassen wollte; das stete Bedürfniß, einen Gegenstand zu haben, der sich von ihm despotisiren ließ: und dies Alles verstärkt durch das Bewußtsein, daß wenn Manuela von ihm gehe, es ihm nicht gegeben sei, neue Beziehungen zur Welt anzuknüpfen und je einen Ersatz für sie aufzufinden.

So nahm denn Alonso's Verhältniß zu seiner Schwester, obwol es etwas Ausnahmartiges hatte, doch äußerlich ganz den Schein von jener nur zu häufigen Familientyrannei an, welche in so vielen Häusern ein Mitglied der Blutsgenossenschaft über die Andern übt, und von der wir ein ausgezeichnetes Beispiel bereits in dem Gehaben und Walten des gestrengen Gebieters von Mildenfurth kennen lernten.

Nach jener Flucht Don Ramon's blieb Manuela nun natürlich in der Villa wohnen, Donna Sancha zog sich von ihr zurück, und so war sie beinahe ganz auf den Umgang mit Teresa, ihrer bejahrten Duenna, beschränkt; denn Alonso bewachte eifersüchtig ihre Schritte und scheuchte, so viel er vermochte, selbst die jungen Mädchen aus Motril, welche ihre Freundinnen waren, von ihr fort.

Endlich entschloß sich auch Don Alonso, sie zu verlassen. Er fühlte das Bedürfniß, in seiner Kunst,

welche er bisher als Dilettant getrieben, gründliche Studien zu machen; er reis'te, um die Werke vaterländischer Künstler zu sehen; aber da er sich bald sagen mußte, daß seit den Tagen der Zurbaran, Murillo und Velasquez die Kunst seines Heimatlandes einem tiefen Verfalle zugesunken sei, so fühlte er den Drang, über die Pyrenäen zu ziehen und einen Mittelpunkt moderner Kunstpflege aufzusuchen. Er reis'te nach Paris, und Paris fesselte ihn länger, als er Anfangs zu bleiben beabsichtigt hatte. Er gewann, nachdem er eine gute Weile gebraucht, um sich in eine neue Welt und in völlig neue Anschauungen zurecht zu finden, Erfolge mit seinen Arbeiten. Seine Zeichnung war nicht correct, seine Behandlung der Farben nachlässig und zu trocken; aber seine Bilder waren „pikant", sie hatten etwas Großartiges, Düsteres, etwas dem Geiste neufranzösischer Romantik Congeniales, und so war es kein Wunder, daß Alonso sich in Paris gefiel, sich französirte, an Manuela nur noch in französischer Sprache schrieb und ruhig diese Letztere ihre Tage im Umkreise ihrer kleinen Villa ganz wechsellos abspinnen ließ. Die Besitzthümer, welche zu dieser Villa gehörten, ein paar Weinberge und ziemlich ausgedehnte Wiesengründe am Ufer des Guadalfeo, wurden von Teresa, der alten Duenna, mit

jener Umsicht und Aufmerksamkeit, welche praktisch tüchtigen Frauen eigen ist, verwaltet; und da Don Alonso für sich auf das väterliche Vermögen verzichtet hatte, so konnte Teresa ihre junge Gebieterin mit jenem bescheidenen Luxus umgeben halten, an welchen sie gewohnt war . . . es war eigentlich unendlich wenig, was die beiden Frauen gebrauchten. Manuela benutzte die Zeit, ihren Geist zu bilden. Sie las viel, sie fuhr eifrig fort, ihr Talent zum Gesange zu entwickeln, sie stöberte im zurückgelassenen Malgeräthe ihres Bruders herum und begann zu zeichnen . . . sie empfing jetzt auch die Besuche ihrer Freundinnen wieder, oder den ihres vortrefflichen Beichtvaters, des Padre Torribio, des heitersten und gutmüthigsten Capuciners in ganz Spanien; sie saß stundenlang auf der Terrasse, welche die Aussicht auf das mittelländische Meer bot, und träumte — kurz, die Zeit rauschte an ihr vorüber mit jener unbegreiflichen Schnelligkeit, mit welcher sie ein mehr innerliches und dem Gedanken angehörendes Dasein weiter trägt, als ob es einem solchen gegeben sei, mit rascheren Schwingen als andere Existenzen seinem großen Ziele, der Unendlichkeit, zuzufliegen!

Es war eines Tages, am Ende des März; der Frühling war, warme Winde in seinen Segeln, aus

dem Süden übers Meer gekommen und hatte als Eroberer zuerst den Fuß auf diese, der Sonne zugewendete Küste des spanischen Bodens gesetzt; alles Land hatte sich unterworfen, und seine grün-weiß-rothen Empörer-Fahnen flatterten siegreich überall. Der entthronte Despot hatte sich in die Gebirge zurück geflüchtet und dort den weißen Hermelin-Mantel sich um das Haupt gezogen, um nach Despotenart nichts zu sehen und zu hören von Allem, was jetzt in seinem Reiche geschah. Manuela schritt, die Mantille zurückgeworfen und ihre Wangen dem lauen Luftzuge darbietend, auf der Terrasse vor ihrem Hause auf und ab, und hielt die Blicke auf die herrliche Ebene gerichtet, an deren Rand nach Osten hin, hinter dem Kranze der Weinberge, stolz und schweigsam die Riesenmauer der Sierra de Lujar emporragte, mit der weißen Dolomitstirn, auf welche die Nachmittagssonne eine blendende Helle goß. Nach einer Weile wurde die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens durch das Geräusch rasch nahenden Hufschlags abgezogen, und bald danach sah sie in geringer Entfernung einen Reiter herankommen, welcher den Weg verfolgte, der sich über den Hügel, auf welchem ihre Villa lag, in der Richtung nach Motril hinschlängelte. Dieser Weg über die zur Villa gehörende Bodenfläche war eigent-

lich eine Usurpation, und die Duenna Teresa, welche eifersüchtig über die Gerechtsamen ihrer Gebieterin wachte, hatte oben auf der Höhe einen breiten Graben aufwerfen lassen, um, wenn auch nicht sprungbereite Fußgänger, doch Reiter und Wagen mindestens abzuhalten. Als der Fremde, welchen Manuela nahen sah, beinahe schon vor diesem Graben angekommen war, fielen seine Blicke auf sie, und augenscheinlich stutzte er über das liebliche, blühende Antlitz, welches so plötzlich vor ihm aufgetaucht war, über eine Aguacatastaude blickend, wie irgend eine rosige Blüthe aus ihrem grünen Blätterdickicht. Im nächsten Augenblicke spornte er sein Pferd und setzte über den Graben fort; aber hatte ihn Manuela's Anblick zerstreut und verhindert, seine ganze Aufmerksamkeit dem Thiere zu schenken, oder war es der vom Frühlingsregen erweichte, etwas abschüssige Boden jenseit des Grabens, auf dessen Schiefergerölle das Pferd ausgeglitten war — genug, das Thür stürzte zusammen, nachdem es den Sprung gemacht. Der Reiter stand unverletzt über ihm, war aber im nächsten Augenblicke gezwungen, sich zur Seite zu flüchten, denn das arme Thier verrieth durch ein rasendes Umsichschlagen, während es sich auf den Vorderfüßen aufzurichten strebte, daß es von einem furchtbaren

Schmerz gepeinigt werde. Zugleich begannen schwere Blutstropfen aus seinem Munde niederzurinnen, die sich endlich in einen vollständigen Strom verwandelten. Der Reiter war außer sich: es war ihm zwar unmöglich, die Wunde des rasenden Thieres zu untersuchen, aber er konnte keinen Zweifel hegen, daß es sich bei dem Sturz die Zunge zerbissen hatte. War dies in einem Maße der Fall, wie er nach dem starken Blutverlust fürchtete, so war das edle, schöne, mit schwerem Golde erkaufte Roß verloren ... ihm zu nahen, um zu untersuchen, welche Hoffnungen hier der Heilkunst übrig geblieben, war, wie gesagt, unmöglich; überdies war schwerlich ein Thierarzt in Motril aufzutreiben, und in der unverbundenen, unverpflegten Wunde mußte sich bald der Brand zeigen ... die Lage des Reiters war eine höchst unangenehme, und er legte dies durch seine Geberden und durch leise Ausrufe des Verdrusses sehr deutlich an den Tag.

Plötzlich hörte er eine Stimme von einem ganz unbeschreiblichen Wohlklange hinter sich. Er wandte sich: Manuela stand vor ihm, die übergezogene Mantille auf der Brust mit dem zarten, gerundeten Arm festhaltend, aber so, daß das liebliche Oval ihres Gesichtes frei geblieben war; in der Hand trug sie ein weißes Tuch.

Senhor, sagte Manuela, ich trage einen Theil der Schuld an dem Unglücke, welches Sie mit einem unersetzlichen Verluste, dem eines so schönen Pferdes, bedroht; auf mein Geheiß, mindestens mit meiner Billigung ist jener Graben aufgeworfen worden, um mein Eigenthum zu schützen.

Das Pferd ist verloren! sagte heftig der Reiter, noch zu sehr mit seinem Verluste beschäftigt, um ihn sofort über den Blicken vergessen zu können, welche bald darauf begannen, ihn aus den großen dunklen Augen und unter den langen seidenen Wimpern der Spanierin her mit einem eigenthümlichen Zauber zu umspinnen.

Welche Wunde hat das Thier, Caballero?

Es hat sich ohne Zweifel eine tiefe Wunde in die Zunge gebissen; aber es ist nicht möglich, in dem Zustande von Raserei, in welchen der Schmerz es versetzt hat, die Verletzung zu untersuchen.

Die Spanierin nahm ihr weißes Tuch und trat einen Schritt näher.

Nehmen Sie Sich in Acht, Senhorita . . .

Fürchten Sie nichts!

Es kann Sie mit einem Schlage niederstrecken!

Ich werde mich nicht treffen lassen, Caballero.

Manuela war vorsichtig, aber unerschrocken immer

näher getreten — der Fremde, der ihren Muth bewunderte, war ihr hülfreich zur Seite gesprungen, wie wenn er ihr vor den Schlägen des Thieres mit seinem Leibe als Schild dienen wollte. Manuela dankte ihm mit einem Lächeln dafür und ersah dann kühn den rechten Augenblick, bückte sich und zog das Tuch mit dem Blute des Pferdes getränkt zurück.

Was wollen Sie damit, Senhorita? fragte der Fremde erstaunt.

Ich will meine Schuld sühnen . . . ich will Ihr Pferd heilen.

Heilen? Sie? und mit dem Blute?

Nun ja; ist es neu, daß man eine Schuld mit Blut abwäscht?

Sie scherzen!

Vielleicht — wenn ich Ihnen eine ernsthafte Antwort gäbe, so würden Sie mich wahrscheinlich nicht verstehen.

Und weshalb nicht?

Weil ich an Ihrer Sprache höre, daß Sie kein Spanier sind und auch wol ein Ungläubiger.

Kein Spanier, aber auch kein Ungläubiger, Senhora; ich bin ein so getreuer Sohn der Kirche, wie der älteste Christ, dem blaues Gothenblut in den Adern rollt.

Das ist sehr tugendhaft und weise von Ihnen, Senhor. Aber mein Mittel sage ich Ihnen nicht, bevor es gewirkt hat. Nehme die Jungfrau Sie in ihren Schutz, Caballero!

Damit entfernte sich Manuela, das blutige Tuch in der Hand haltend.

Der Fremde blieb, verwirrt, geblendet, aufgeregt von dieser unerwarteten Begegnung mit dem liebreizendsten Geschöpfe, welches ihm jemals vorgekommen, zurück. Er fand sein Thier etwas ruhiger geworden, es erhob sich auf sein Zureden und ließ sich am Zügel in die Stadt Motril führen, wo sein Eigenthümer einen Diener, den er vorausgesandt hatte, um ein Quartier zu suchen, vor dem Thore der besten Posada seiner harrend fand und es darin unterbrachte. Als es sich hier auf die Streu geworfen hatte, hörte das Bluten, welches bereits seit einiger Zeit abgenommen hatte, allmählig auf, und am Abende, als der Fremde zum letzten Mal vor dem Einbruche der Nacht zu ihm trat, war das leidende Thier so beruhigt, daß es seine Verletzung ruhig untersuchen ließ. Es war wirklich eine furchtbar große und klaffende Wunde in der Zunge, die es sich im Sturze gebissen haben mußte.

Am anderen Tage, nachdem Manuela aus der Messe zurückgekehrt war, welche sie täglich in der

Kirche des Capuciner-Klosters zu Motril hörte, wurde ihr von ihrer getreuen Teresa eine Karte überreicht und „der Herr mit dem Pferde" gemeldet, der sie zu sprechen wünsche.

Meine Mantille! sagte Manuela ängstlich . . . Aber ist es auch passend für mich, den Besuch eines fremden jungen Mannes anzunehmen?

Wenn man fremde Menschen mit seinen Wohlthaten verfolgt, muß man es auch über sich ergehen lassen, wenn sie uns dafür mit ihren Danksagungen heimsuchen wollen! entschied Teresa und öffnete dem Fremden die Thür.

Als dieser eintrat und sein Kommen in so früher Stunde entschuldigte, hatten Manuela's lebhafte Blicke im Nu die Entdeckung gemacht, daß er selber schüchtern und verlegen sei, und damit kehrte ein gutes Theil ihrer unbefangenen Heiterkeit zurück.

Und Ihr Pferd? fragte sie mit einer gewissen Schelmerei, während Teresa einen Sessel herbeirückte — wie hat Ihr Pferd geruht, Caballero?

Senhorita, ich komme, eine Fülle von Danksagungen zu Ihren Füßen auszuschütten; in der That, meine Verpflichtung ist unbegrenzt; aber noch viel wärmer würde mein Dank sein, wenn sich nicht etwas

von einer ehrfürchtigen Scheu hineinmischte . . . denn bei Gott, Sie sind eine wahre Zauberin.

Manuela lachte, als ob sie eine recht große Freude empfinde.

Also er befindet sich wohl, Ihr verbissener Reisegefährte?

Die Wunde ist geschlossen — wirklich geschlossen — es ist unglaublich und doch wahr. Macht die Heilung fortan dieselben Fortschritte, wie sie es während dieser Nacht that, so kann ich mein Pferd nach vierundzwanzig Stunden fortführen lassen!

Wohin?

Nach Malaga . . . ich wohne seit vierzehn Tagen in Malaga. Ich bin ein Deutscher, Senhora, der einen Urlaub dazu benutzt, den Süden Spaniens kennen zu lernen; um ihn mit Muße zu durchstreifen, habe ich mir einige Hauptquartiere gewählt, und nachdem ich zwei Wochen in Sevilla zugebracht, habe ich jetzt Malaga zu meinem Standort auserlesen.

Und immer allein und immer zu Pferde wie ein Gaucho in den Pampas?

Ich habe so die ganze Mancha durchstreift; ganz allein freilich nicht — mein Diener . . .

Durch die Mancha, den Knappen hinter Ihnen? un-

terbrach Manuela mit einem ganz unmerklichen moquanten Zug um den reizenden Mund.

Spotten Sie nicht über den irrenden Ritter — Senhora, er könnte darüber so bestürzt und verwirrt werden, daß er in der Zerstreuung die Lage von Toboso vergäße und es an den Ufern des Guadalfeo suchte!

Manuela wurde dunkelroth. Um dies zu verbergen, blickte sie auf die Karte des Fremden nieder; leise begann sie zu lesen:

Le Baron Maximilien de Rauschenloo, Attaché à la légation de S. M. le Roi de . . . à la Cour de Madrid.

Le Baron Maximilien de . . . las sie — dann hörte sie auf; es ist mir nicht möglich, den Namen auszusprechen, sagte sie . . . Raschaljo . . . ist's so recht?

Vortrefflich! lächelte der junge Mann — aber wir sind in derselben Lage: Sie können meinen Namen nicht aussprechen, und ich kann den Ihrigen nicht aussprechen.

Weshalb nicht?

Weil ich ihn nicht kenne.

Ja so: lachte Manuela — ich heiße Donna Manuela Revenga.

Maximilian verbeugte sich.

Manuela warf unterdeß einen scharf beobachtenden Blick auf ihn.

Sie sind nicht aufrichtig, sagte sie.

Weshalb nicht?

Sie kannten meinen Namen.

Nein, antwortete Maximilian mit einer Offenheit und einem Ausdrucke von Wahrheit, der Manuela überzeugte. Ich habe, fuhr er leiser mit einer gewissen Verwirrung fort, nicht danach fragen wollen in Motril.

Das war seltsam. Es gab Manuela zu denken. Aber sie hatte jetzt nicht Zeit dazu. Maximilian bat noch einmal, ihm mitzutheilen, wie sie sein Pferd geheilt habe.

Ich weiß es selbst nicht eigentlich, wie es zugeht, antwortete sie. Sie müssen meinen Bruder Alonso fragen, das ist ein großer Naturalist, und er hat mich die Kunst gelehrt, solche einfache Wunden zu heilen — ich glaube, es ist eine Ueberlieferung, welche sich in diesem Theile Spaniens aus den Zeiten der Moriscos vererbt hat. Ich spreche einige Worte aus, während ich das Blut nehme; dann, sobald ich allein bin, mache ich einige Zeichen über das durchtränkte Tuch, und endlich verbrenne ich es, indem ich dieselben Worte darüber murmele. Mein Bruder nennt

es die Waffensalbe, obwol weder Waffen noch Salbe dabei eine Rolle spielen. Das ist Alles, was ich weiß. Es ist eben Sympathie.

Sympathie? Daran glaube ich von Herzen; aber noch mehr freue ich mich, daß es Sympathie ist, welche mein Zusammentreffen mit Donna Manuela Revenga veranlaßt hat!

Maximilian wurde, als ihm diese Betheurung entfahren war, über seinen Leichtsinn roth bis unter die Haarwurzeln, und Manuela rief halb betroffen, halb moquant:

Mein unaussprechlicher Senhor, Sie vergessen, daß von mir die Sympathie hier nur ins Spiel gezogen wurde, um Das, was Ihnen zu Ihrem Weiterkommen dient, möglichst bald wieder herzustellen.

Sie haben Recht — Verzeihung, Senhorita! Ich will, dessen eingedenk, Sie auch nicht länger belästigen und gehen.

Manuela fürchtete, ihn beleidigt zu haben; sie suchte es durch ein freundliches Lächeln wieder gut zu machen; und bei diesem Streben ward sie mit einem überraschenden Erfolge gekrönt.

Ich hatte vor, am heutigen Tage noch abzureisen, sagte Maximilian scheidend, und mein Pferd mir morgen oder übermorgen nachführen zu lassen. Doch

scheint es mir jetzt besser, selbst bei ihm zu bleiben und es nicht fremden Händen anzuvertrauen.

Die Leute von Motril sind ehrlich! warf Manuela etwas beklommen bei dieser Eröffnung und bei dem Gedanken, wo sie wahrscheinlich hinaus wolle, ein . . .

Mag sein', fiel Maximilian ein; auch habe ich meinen Diener; aber seit mein braver Mirza mir neu aus Ihrer Hand geschenkt wurde, steht er mir in zu hohem Werthe, um ihn Fremden zu überlassen.

Manuela wußte nichts zu antworten und stand mit gesenkten Augen.

Und ich darf noch einmal kommen, um Ihnen anzuzeigen, daß Ihre menschenfreundliche Bemühung, die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, welche sich meinem Weiterreisen entgegenstellten, ganz und völlig gelungen ist?

Es wird mir angenehm sein, dies zu hören, antwortete Manuela mit einer gewissen förmlichen Höflichkeit und Kälte.

Nachdem Maximilian gegangen, blieb Manuela sehr nachdenklich zurück. Sie grübelte zuerst darüber, ob sie nicht einen zu leichten Ton dem Fremden gegenüber angenommen habe, und dann dachte sie über die Gründe nach, die ihn bestimmt haben könnten, nicht

nach ihrem Namen in dem Gasthause zu fragen, wo Gil Perez, der gesprächige Posadero, doch sicherlich bereit gewesen, über Jedermanns Verhältnisse in Motril Jedermann genauen Bericht abzustatten. Und dann mußte sie wieder herzlich lachen, wenn sie an so manches Wort dachte, welches der Fremde gesagt, und das er so eigenthümlich ausländisch gesprochen hatte, so ganz unspanisch, aber nicht häßlich — im Gegentheil, sie fand, daß es ihm sehr hübsch gestanden, daß es ihm etwas höchst Pikantes gegeben . . . genug, Manuela hatte an diesem Tage sehr viel zu denken, und ihre treue Duenna hatte an diesem Tage sehr viel zu beobachten; denn Teresa bemerkte, daß ihre junge Gebieterin heute in einer seltsam wechselnden Stimmung sei, und gegen Abend begab sich die gute alte Dame in einen kleinen Specereiladen in der Stadt, wo um eine bestimmte Stunde Frai Torribio seinen Schnupftabak-Vorrath zu ergänzen pflegte, und wo sie eilte, der überlegenen Einsicht des alten Capuciners alle diese Wahrnehmungen zu unterbreiten.

Achtes Kapitel.

Don Alonso Revenga.

Maximilian erschien am anderen Tage wieder auf dem Landhause; er kam um eine spätere Stunde und fand Manuela in dem Patio ihrer Villa, in dem mit zierlichen Arcaden umgebenen, von der sorglich gepflegten Pflanzen- und Blumenwelt durchdufteten und von dem reichen Strahle des immer sprudelnden Brunnens erfrischten Hofe. Sie hatte beschlossen, Maximilian heute sehr ernst und gemessen zu empfangen, damit er nicht etwa noch ein drittes Mal komme; drei Mal den Besuch eines Fremden zu empfangen, das war zu viel gewagt — alle Zungen von Motril wären darüber in Bewegung gerathen. Wenn er sie aber heute zum letzten Male sah, so war auch kein Grund da, weshalb sie nicht hätte suchen dürfen, ihm einen so günstigen Eindruck zu hinterlassen, wie es ihr nur immer möglich war; und so hatte denn Ma-

nuela sich mit großer Sorgfalt gekleidet und hatte eine Robe von dunkelblauer brochirter Seide mit kleinen gelben und purpurnen Blumen, die in graziösen Verschlingungen darin eingewirkt waren, angelegt und eine dunkelglühende Granatblüthe in ihr glänzend schwarzes Haar gesteckt; sie sah so allerliebst, unwiderstehlich verführerisch aus.

Maximilian kam heute nicht mehr schüchtern und verlegen, wie er gestern gekommen; er war froh, ja, ein kleiner Anflug von Uebermuth lag in seinem Wesen, der aber sehr bald schwand, als er Manuela's förmliches Wesen wahrnahm.

Werden Sie bald nach Deutschland heimkehren? fragte sie ihn.

Ich weiß nicht — Sie sehen, der spanische Boden hat viel Fesselndes für mich . . . es gibt manche hinreißende Stelle, wo ich mir Hütten bauen möchte.

Die Reitervölker brechen ihre Hütten rasch wieder ab und ziehen weiter.

Sie halten also die Deutschen für Kosaken . . . haben Sie nie von unserer weltberühmten Treue gehört?

O, doch! . . . honrado come un Aleman! sagt man in Spanien. Erzählen Sie mir von Deutschland — ist es ein schönes Land?

Das schönste Land der Welt!

Wodurch?

Durch seine Natur, durch seinen Reichthum an Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, an den buntesten Sitten, Trachten, Dialekten, Volksthümlichkeiten aller Art; dazu ist es angebaut wie ein Garten; es ist nicht siech wie Frankreich, dessen Lebensblut nur noch in einem krankhaft geschwollenen Gliede pulsirt, und nicht ausgestorben, melancholisch wie Spanien, dessen Schönheit nur in seinen Erinnerungen lebt; es ist fruchtbar von einer Grenze bis zur andern; üppige, dunkelrauschende Wälder bedecken seine Bergzüge, und aus Obsthainen, an goldüberfluteten Getreidehalden ragen die Siedelungen und Dörfer intelligenter und wohlhabender Menschen.

Sie müssen also sehr glücklich sein, die Deutschen.

Sehr glücklich, Senhorita; der Himmel hat sie mit den reichsten Gaben bedacht, und so verschwenderisch, daß die anderen Völker endlich darüber neidisch geworden sind; die Sage geht, diese hätten sich deshalb — es war in den Heidenzeiten — durch ihre Druiden bei dem Allvater beklagt, und in seiner unendlichen Gerechtigkeit hätte derselbe ihnen erwidern lassen: Ihr habt Recht, meine guten Kinder, es ist wahr, daß ich die Deutschen parteiisch

mit meinen Gaben überhäuft habe; ich liebe sie mehr als Alle, die guten Alemanen, weil sie friedfertig und langmüthig sind und kindlichen Herzens wie die Einfältigen, bei denen meine Gnade wohnt. Aber damit ihr euch nicht weiter zu beklagen habt, und ich nicht wieder in meinen Fehler der Parteilichkeit falle, will ich die Sorge für ihr Glück in andere Hände niederlegen; ich will ihnen von nun an, statt meiner, Untergötter als Statthalter geben. Und dieses ist geschehen, die Deutschen haben durch die Gnade Gottes viele „Götter der Erde", lauter Söhne des Himmels, erhalten, welche für ihr Glück sorgen. Seitdem sind die anderen Völker nicht mehr neidisch auf sie. Sie selbst aber hat seitdem eine unerklärliche Sucht ergriffen, in andere Länder auszuwandern, wo der alte Gott noch lebt und selbst herrscht.

Manuela lächelte und verlangte mehr von Deutschland zu hören; Maximilian sprach mit einer wunderbaren Beredsamkeit von seiner theuren Heimat und weckte in der jungen Spanierin ihre ganze früh entwickelte Sehnsucht in die Ferne, ihre reiche, von Verheißungen des Schönen leicht in alle Weiten zu lockende Phantasie; sie saß so, still lauschend, das Kinn auf die weiße schmale Hand, den Arm auf die Lehne ihres Sopha's gestützt, dem sich zu ihr hinüber beugen-

den Maximilian gegenüber, daß sie an die Tochter Brabantio's erinnerte, wie sie einst den Erzählungen des von ihrer Schönheit trunkenen Mohren lauschte. Aber der Mohr war schwarz und häßlich, der schlanke Deutsche war weiß und schön; kein Wunder, daß er am Ende eben so glücklich war wie der Feldherr von Venedig, der mit der Erzählung seiner kriegerischen Eroberungen die friedliche Eroberung eines Herzens machte.

Die Zeit verflog, es wurde Mittag, und noch saßen sich die beiden jungen Leute gegenüber ... da kam Frai Torribio und machte ihrem Zwiegespräch ein Ende.

Ich danke Ihnen, sagte Manuela mit von innerem Vergnügen gerötheten Wangen, als Maximilian sich erhob; ich könnte Ihnen sehr lange zuhören, aber ... nun werden Sie reisen, Senhor Masimilian ... sie flüsterte das Wort mit einer unbeschreiblich reizenden Bewegung der Lippen.

Reisen ... warum nicht gar! ... Mein treues Thier, Senhora Manuela ... er sprach den Namen zum ersten Male aus, und Manuela war es, als durchriesele sie leise etwas bei dem Tone, womit er es that ... mein treues Thier muß noch sehr geschont werden und darf noch lange nicht ...

Manuela that, als hörte sie nicht weiter; sie

wandte sich, beinahe ohne einen Blick zum Abschiede für den jungen Mann, zu Frai Torribio, der in diesem Augenblicke mit Teresa die Marmorstufen aus der Arcaden-Halle herabstieg.

Am anderen Tage, beinahe so früh, wie er das erste Mal sich auf den Terrassen der Villa eingefunden hatte, kam Maximilian wieder. Teresa warf ihm dieses Mal einen höchst vielsagenden Blick zu, ging sehr langsam, ihn der Gebieterin zu melden, und ließ ihn lange warten, bevor sie, ohne ein Wort zu sprechen, die Thür vor ihm öffnete, welche in den Patio führte.

Manuela war schweigsam, wie es schien verstimmt — hatte sie einen Kampf mit ihrer Duenna zu bestehen gehabt? Es war wahrscheinlich, und daß sie in diesem Kampfe gesiegt, daß sie sich also mit Entschiedenheit über Rücksichten weggesetzt, um ihn zu sehen, das rief bei Maximilian erklärlicher Weise eine gewisse Trunkenheit hervor, in welcher er sich nicht mehr scheute, in seine Worte eine leidenschaftliche Hingebung zu legen. Sein Werben um Manuela's Gunst, der Blick, den sie in ein tiefes und mit einer so zarten Innigkeit verbundenes, warmes deutsches Gemüthsleben werfen konnte, war für das andalusische Mädchen so verführerisch, daß Manuela sich gefangen fühlte, und zwar zum ersten Mal in ihrem Leben ge-

fangen, von Fesseln durchaus anderer Art als jene, die sie bisher an irgend einen Sterblichen geknüpft hatten.

Weshalb, fragte sie Maximilian einmal, ohne den Muth zu haben, dabei aufzusehen, weshalb haben Sie sich nicht nach meinem Namen erkundigen wollen, am ersten Tage, den Sie in Motril zubrachten?

Weshalb? können Sie danach fragen? Weil ich eine Antwort fürchtete, welche zu schmerzlich für mich gewesen wäre. Ich wußte ja nichts von Ihnen, wußte nicht, ob Sie frei seien oder gebunden . . . Sie aber wissen recht gut, daß in jenem Augenblicke, als ich Sie zuerst sah, mehr als die Eine Wunde geschlagen worden ist, welche Sie geheilt haben; ob Sie auch die andere, schlimmere durch — Sympathie heilen wollen . . .

Senhor Masimilian, unterbrach Manuela mit einer anmuthigen Handbewegung seine Worte, sehen Sie einmal dorthin!

Dorthin? und was soll ich sehen? — den Vogel?

Ja, den hübschen kleinen Vogel, der sich in den Patio verirrt hat; sehen Sie, wie seine schönen goldenen Brustfedern schimmern und wie er ängstlich mit den Flügeln schlägt gerade über der Höhe des Springbrunnens — das arme Thier!

Sagen Sie lieber: das thörichte Thier! rief Maximilian aus — er will sich durchaus oben auf den Bogen des Springbrunnens niedersetzen und ausruhen, und die flüssige Säule mit ihren Schaum- und Tropfenschauern trägt ihn doch nicht.

Ja wohl, das thörichte Thier — beinahe so thöricht, wie das Wesen, von dem es ein Bild ist!

Und wovon ist es ein Bild?

Von einer geängstigten, flatternden Frauenseele, die eine Stütze sucht, die sich auch niederlassen möchte auf eine feste Säule; aber der Männer Betheurungen, so hoch sie sich auch versteigen, so prahlerisch und regenbogenfarbig und volltönig sie auch aufrauschen, ganz wie dieser Springbrunnen es thut, sind doch nichts als Schaum und lose Schauer, welche in sich selbst zusammenfallen. Ein Herz kann nicht darauf ruhen!

Maximilian wollte antworten ... aber Manuela entschlüpfte ihm, um sich bei ihren Gewächsen zu schaffen zu machen, und dann verschwand sie hinter der großen Blumen-Estrade, hinter welcher der Eingang in ihre Gemächer lag.

Am Nachmittage saß Maximilian träumend in dem kahlen und ärmlichen Zimmer seiner Posada. Er hatte Briefe geschrieben und wollte einen Spaziergang

am Meeresufer machen. Da klopfte es leise an seine Thür, und als er öffnete, stand Frai Torribio vor seiner Schwelle.

La gracia de Dios con Usted, Senhor! sagte der Capuciner mit der Unterwürfigkeit, welche diesen wackeren Mönchen, die den Bevölkerungen des Südens von so unermeßlichem Werthe sind, eigenthümlich ist. Er kam, um sein armes Klösterlein der Mildthätigkeit des Senhor Caballero zu empfehlen. Maximilian gab ihm und gab natürlich so reichlich, daß dem nicht sehr verwöhnten redlichen Frai ganz eigenthümlich warm zu Muthe wurde, während er mehrere Goldstücke in den großen Aufschlag seines groben Kutten-Aermels schob. Er erschöpfte sich in Danksagungen und konnte nicht enden, und als Maximilian glaubte, er habe nun alle Redewendungen rein aufgebraucht, begann er mit erhöhter Wortfülle noch einmal ganz von Neuem. Maximilian entging nicht, daß er eine Gelegenheit zu einem weiteren Gespräche zu erhaschen suche, und er lud ihn deshalb freundlich ein, sich zu setzen dann erzählte er ihm, daß es auch in Deutschland Klöster seines Ordens gebe und daß die katholischen Deutschen sehr große Verehrer des seraphischen Ordens seien. Frai Torribio's Gesicht verklärte sich, er nahm schmunzelnd eine große Prise

und erklärte, daß dieses seine Meinung von den ehrlichen Deutschen um ein Bedeutendes erhöhe; aber er verlor seinen Zweck nicht aus dem Auge, und so hatte er, ehe viel Zeit verflossen, das Gespräch unmerklich auf Maximilian's Aufenthalt in Motril, auf die Villa, auf Donna Manuela Revenga geleitet. Er erzählte von Donna Manuela's Jugend, er erhob sie bis in den Himmel, und Maximilian hörte ihm mit einem wahren Entzücken zu; doch plötzlich zuckte dieser zusammen, wie Jemand, den aus einem Blumenstrauße, in dessen Duft er sich vertieft, eine Wespe in die Lippe sticht; dies war, als Frai Torribio seufzend sagte: Aber Donna Manuela hat sich muthwillig in eine Gefahr gestürzt, Senhor, und zwar in die, für ihre Lebenszeit sehr unglücklich zu werden.

Donna Manuela — unglücklich — und wie ist das zugegangen?

Senhor Caballero, antwortete mit einem eigenthümlichen erzwungenen Lächeln und mit Achselzucken Frai Torribio . . . ich kann nur Ihrem Scharfsinne überlassen, sich diese Gefahr selbst zu erklären . . .

Sie meinen doch nicht . . . .?

Doch, doch, gerade das meine ich, fiel der kluge Mönch vom seraphischen Orden ein; denn — Ihre Sitten sind darin wohl anders, Senhor, aber in

Spanien ist es von der Sitte nicht erlaubt, daß eine junge Dame, die allein und unabhängig ist, Tag für Tag den Besuch eines ihr wildfremden jungen Mannes empfängt.

Seit drei Tagen erst bin ich hier!

In drei Tagen, Senhor Caballero, ist schon mehr untergegangen und für immer vernichtet worden, als der gute Ruf eines unbesonnenen jungen Mädchens.

Padre Torribio, sagte Maximilian nach einer langen Pause, während welcher er in tiefe Gedanken versank, seien Sie ohne Unruhe darüber. Ich bin so ziemlich mein eigener Herr und habe zu leben; ich will Donna Manuela heirathen. Mein Diener ist bereits auf dem Wege nach Madrid, um die dazu nöthigen Papiere mir von meinem Gesandten zu holen, der alles Erforderliche ausfertigen kann.

Heirathen!? Ist das Ihr Ernst, Caballero?

Bei der heiligen Mutter Gottes von Atocha, oder del Pilar, wenn diese höher in Ihrer Achtung stehen sollte, ehrwürdiger Vater!

Mit solcher Auskunft war der ehrliche Capuciner vollständig befriedigt: er drückte seinen Beifall zu diesem Entschlusse in den ausschweifendsten Redensarten aus, und dann erhob er sich, wahrscheinlich um der Duenna und vielleicht Manuela selbst spornstreichs

die Kunde zu hinterbringen. Aber Maximilian faßte ihn am Arm und versicherte ihm lächelnd, daß er seine Werbung um Manuela's Hand keine „Mönchsarbeit*)" werden lassen wolle, sondern daß er im Augenblicke selber zur Villa gehe. So gingen sie denn Beide zusammen und Frai Torribio mußte sich damit begnügen, der Duenna die wichtige Kunde zuerst mitzutheilen, während Maximilian im Patio Manuela aufsuchte, wo Niemand sie belauscht hat. Daß aber des jungen Mannes Werbung nicht zurückgewiesen worden, zeigte der Erfolg; die Duenna wurde, nachdem Maximilian gegangen, von ihrer Gebieterin gerufen, um eine Nachricht zu empfangen, welche sie mit den Ausrufungen der grenzenlosesten Ueberraschung und einem Schauer von Freudenthränen aufzunehmen für passend fand; Padre Torribo aber erhielt allerlei Aufträge von der jungen Braut, deren Ausrichtung in unglaublich kurzer Zeit der gutmüthige Mönch verheißen mußte, wollte er das glückliche Geschöpf, das er wie eine Tochter liebte, nicht ganz unsagbar ungeduldig machen.

Manuela erwiderte Maximilian's Neigung bald mit

*) In einem Theile Deutschlands so viel wie das französische: Travailler pour le Roi de Prusse.

einer Leidenschaft, welche ihn in einen wahren Rausch versetzte. Ihrer Verbindung stand nichts entgegen; Manuela war völlig frei; die nöthigen Zeugnisse und Papiere waren bald beschafft, denn Frai Torribio hatte Alles gethan, um seine Aufgaben zu erfüllen.

Der Vicario general ihres Districts hatte bereits dem Prior der Hauptkirche von Motril die Ermächtigung gegeben, das Paar zu proclamiren und zu trauen; zwei Proclamationen waren vorgenommen ... da trug eines Nachmittags der Postbote einen Brief in die Posada Maximilian's von Rauschenloo, dessen Inhalt in alle Vorbereitungen aufs störendste eingriff. Es war ein Schreiben des Gesandten, dem Maximilian beigegeben war; Graf R. machte seinem Attaché bittere Vorwürfe, daß er seinen Urlaub über alles anständige Maaß hinaus überschritten habe, und fügte die ernsteste Aufforderung hinzu, sofort nach Madrid zurück zu kommen, um von hier aus einen eben abgeschlossenen Handelsvertrag nach seiner deutschen Residenzstadt zu überbringen und dem dortigen Ministerium dabei mündliche Aufklärungen zu geben. Maximilian eilte mit dieser Schreckensbotschaft zu Manuela; sie war außer sich darüber, sie betheuerte, dies sei ein Streich ihres bösen Schicksals, nun werde sie niemals Maximilian's Gattin werden, sie habe die

feste Ahnung, daß Maximilian's Abreise sie für ewig trenne, ihr Verlobter werde, wenn er ohne sie in seine Heimat zurückkehre, auf immer für sie verloren sein . . . das leidenschaftliche Wesen war gar nicht zu beruhigen, und umsonst waren alle Schwüre, womit Maximilian ihr seine Treue verpfändete. Sie gestand ihm endlich auch die Furcht, welche sie vor ihrem Bruder hegte, dem sie ihre bevorstehende Verbindung angekündigt habe; sobald ein Aufschub eintrete und ihm die Zeit gewähre, zurück zu kommen und seine Vorkehrungen zu treffen, werde er Alles aufbieten, um sie zu trennen, und vor keinem Mittel zurückscheuen, und sollte es auch ein verbrecherisches sein. Maximilian that Alles, um sie zu beruhigen, aber vergebens: sie kenne, sagte sie, ihren Bruder, und wisse, welcher Entschlüsse er fähig sei und wie der Gedanke, daß seine Schwester Niemandem auf Erden angehören solle, zu einer Art Monomanie bei ihm geworden; bevor er sie gar einem Fremden ins ferne Ausland folgen lasse, werde er Himmel und Erde in Bewegung setzen. Maximilian war in Verzweiflung. Manuela's leidenschaftlicher Jammer zerriß ihm das Herz. Dazu kam, daß er in den Augen und den Worten Teresa's und Frai Torribio's, der sich ebenfalls einstellte, um als Hausfreund eine Rolle in

diesem Drama zu übernehmen, obendrein etwas zu lesen glaubte, das für ihn die tiefste Kränkung enthielt ... etwas, das wie Mistrauen und Unglauben an die Wahrheit seiner Angaben und die Aufrichtigkeit seiner Versprechen aussah! Dies war ihm unerträglich.

Manuela, sagte er endlich, ich kann meine Pflicht nicht verletzen, welche mich zwingt, unverweilt abzureisen ... aber ist es denn nicht möglich, daß wir uns morgen trauen lassen? Du bist dann mein Weib und sicher, daß ich in der Heimat meiner süßen Andalusierin nicht vergesse! Ich habe stolze, in manchen Vorurtheilen befangene Verwandte, von denen ich zwar nicht abhänge, die aber seit meiner ersten Jugend Elternstelle an mir vertreten haben. Ich werde sie auf deine Ankunft vorbereiten, und du folgst mir alsdann ruhig, sobald nur deine Reisezurüstungen fertig sind, von Teresa begleitet, in deine neue Heimat. Die französischen Dampfschiffe und die Eisenbahnen bringen dich in wenig Tagen wohlbehalten nach Schloß Mildenfurth und in meine Arme.

Manuela willigte nach einigem Zögern in diese Auskunft ein, und Frai Toribio eilte, um dem Prior kund zu thun, daß man früh am anderen Morgen von ihm die Trauung des jungen Paares verlange. Der Pfarrer ließ sich geneigt finden; er nahm es über

sich, vom fehlenden dritten Aufgebot zu dispensiren, und versprach die Trauung für die Frühe des folgenden Tages.

Manuela befand sich nun in einer unbeschreiblichen Aufregung. Die Abreise Maximilian's, die Vorbereitungen zur Trauung, die jetzt in aller Eile getroffen werden mußten, der Gedanke an Alonso, und daß sie nun vielleicht allein seinem Zorne gegenüberstehen werde, wenn er ankomme, noch bevor sie abreise — denn daß er nach dem Empfange ihres Briefes sich auf den Weg gemacht habe, daran zweifelte sie keinen Augenblick — alles Das versetzte sie in einen fieberhaften Zustand. Dieser vermehrte sich in der schlaflosen Nacht, und am anderen Morgen war Manuela von allen diesen Gemüthserschütterungen des vorigen Tages wirklich ernstlich erkrankt; sie lag im heißen Fieber und klagte in der furchtbarsten Aufregung ihr entsetzliches Schicksal an, welches sie von ihrem Geliebten losreißen wolle . . . Der Arzt, mit dem Maximilian aus Motril herbeigeeilt kam, sobald ihm Teresa selbst die Schreckensnachricht in seine Posada gebracht, erklärte, daß die Kranke durchaus beruhigt werden müsse, wenn ihr Zustand nicht gefährlich werden solle. Maximilian drang deshalb darauf, daß die kirchliche Function im Hause vorgenommen

werde, und so war es denn wieder an Frai Torribio, sich dienstfertig auf den Weg zu machen und den Priore aus der Kirche, wo er bereits harren mußte, herbeizuschaffen. Dieser erschien denn endlich, nach langem Harren, mit seinem Meßner in der Villa und traute vor dem Bette der Braut Maximilian und Manuela. Als die Ceremonie beendet war, drückte Maximilian noch einmal einen heißen Kuß auf die Lippen seiner jungen Frau, empfahl sie flehentlich dem Arzt und Teresen und eilte davon, um seine Courierreise in die Heimat anzutreten.

Der Arzt hatte jetzt übrigens ein leichtes Spiel — die Krankheit war sehr bald überwunden, und Manuela sehnte sich mit allen Kräften ihrer Seele dem jungen Gemahl in die Ferne des schönen deutschen Landes nach. Ein paar Tage Vorsprung wollte sie ihm lassen, dann auf dem Umweg an den Küsten des Mittelmeeres entlang ihm mit Teresa folgen. Sobald sie fähig war, sich zu erheben, begann sie sich für die Reise zu rüsten. Bald war Alles bereit, die Koffer waren gepackt, Frai Torribio hatte sein geliebtes Beichtkind mit den letzten Segnungen seines guten Herzens überschüttet, und Teresa war gegangen, die Plätze auf der Diligencia nach Almeria, dem nächsten Hafen, wo der französische Dampfer sich vor

Anker legte, zu bestellen ... Da klopfte es plötzlich, in der Dämmerungsstunde, an die Hausthüre, Manuela ging zu öffnen und wie ein böser Geist aus der Erde emporgestiegen, stand Don Alonso Revenga vor seiner Schwester. Ihre Züge wurden von einer Todtenblässe überzogen bei dem Anblick dieses Mannes, und ihre Hand fuhr zum Herzen, das in diesem Augenblicke krampfhaft stockte.

Wo ist der Fremde? fragte er ... Wenn ich zu spät komme, will ich ihn tödten!

Er ist fort — nach Deutschland! ich folge ihm, Alonso, versetzte kaum hörbar, aber mit einem Tone, iu den sie Festigkeit zu legen suchte, Manuela.

Also verlassen! rief, ohne darauf zu achten, mit einem bitteren Lachen des Triumphes Alonso aus.

Nicht verlassen — er ist mein Gatte; ich sage dir ja, ich will ihm folgen, er harrt meiner.

Das wirst du nicht thun, Manuela; du wirst ihm nicht folgen; so lange ich lebe, wird meine Schwester nicht wie eine Landfahrerin allein einem fremden Menschen in die weite Welt nachreisen ... nein, Manuela, das wirst du nicht thun!

Alonso sprach mit einer Bestimmtheit, daß Manuela aller Muth sank und alle Hoffnung schwand, sie werde ihren Willen durchsetzen können.

Aber er ist mein angetrauter Gemahl, er wird kommen, mich zu holen.

Dein Gemahl? Ah bah! Ich werde auch dafür sorgen, daß er nicht zurück kommt, das überlaß mir!

Manuela brach in lautes Schluchzen aus. Sie rang die Hände, sie warf sich ihrem Bruder zu Füßen, aber Alles vergebens. Don Alonso war nicht zu erweichen: er schwur, seine Schwester nicht von seiner Seite lassen zu wollen, er stieß die furchtbarsten Drohungen gegen Maximilian von Rauschenloo aus. Mitten in seinem Toben aber ließ dieser harte, unerbittliche Mensch durch seinen Zorn hie und da, wie helle Sonnenblicke durch einen Himmel voll dunkler Wolken, Ausrufe und Andeutungen sich entschlüpfen, woraus eine Anhänglichkeit für seine Schwester hervorging, welche beinahe etwas Leidenschaftliches hatte. Es schien, als ob das Leben allen Werth für ihn verlieren würde, sobald er auf die Gewißheit verzichten müsse, daß er es mit Manuela zu Ende führen werde, mit ihr im engsten Kreise, von der Welt abgeschlossen, wie ein freiwilliger Gefangener. Auf einem tiefen Durchdrungensein vom Werthe der Eigenschaften Manuela's beruhte diese brüderliche Liebe keineswegs; nicht einmal große Achtung vor seiner Schwester hatte Alonso je in seinem Leben an den

Tag gelegt; es war wie ein Instinct in ihm, eine nicht mehr auszurottende Gewöhnung, ein Bedürfniß seiner Natur, alles Das, was er von menschlicher Theilnahme der übrigen Welt entzog, auf das eine Haupt zu übertragen, welches er liebte. Er war wie jener vereinsamte Kerkerbewohner, dem eine von ihm gepflegte Blume die Welt ersetzte, und der eine andere Blume ganz eben so geliebt haben würde, hätte der Zufall sie ihm gebracht.

Alonso hatte einen zuverlässigen Diener aus Frankreich mitgebracht, einen unheimlichen Graukopf und eben so verschlossenen Menschen, wie sein Herr war, der ihn durch irgend eine Wohlthat zu einem unbegrenzten Dankgefühl verpflichtet hatte und ihm nun mit voller Sicherheit die Hut Manuela's anvertrauen konnte, wenn Alonso gezwungen war, auf kurze Augenblicke die Villa zu verlassen. So wurde denn Maximilian's junge Gattin völlig eine Gefangene; die Argusaugen der beiden Späher hüteten sie Tag und Nacht . . . an eine Flucht war nicht zu denken, Alonso hatte seine Schwester des wesentlichsten Mittels dazu, ihres Geldes, beraubt, und wie er sie hütete, so hütete er auch Teresa, der er mistraute; damit sie nicht etwa einen Brief Manuela's absende, mußte sein Diener sie begleiten, so oft sie ausging,

um Einkäufe zu machen oder Bestellungen in Motril auszurichten. Frai Torribio aber wurde, als er das nächste Mal in der Villa erschien, unumwunden erklärt, daß er seine Besuche einzustellen habe und daß Manuela sich einen anderen Beichtvater erwählen werde.

Manuela ließ sich diese gewaltthätige Behandlung Anfangs mit dumpfer Resignation gefallen; sie hatte ja die Hoffnung, daß Maximilian zurückkehren und strenge Rechenschaft fordern werde für die Unbill, welche seiner rechtmäßigen Gemahlin angethan wurde; auch zweifelte sie nicht, daß sie im Laufe der Zeit, wenn erst Alonso's Eifer in der Bewachung seiner Gefangenen nachlasse, Maximilian werde schreiben und ihn zur Hülfe herbeirufen können — obwol sie freilich wieder mit tiefem Zagen an den Augenblick dachte, wenn diese beiden Männer sich einander Aug' in Aug' gegenüber stehen würden! Aber mit unsäglicher Angst wurde sie erfüllt, als kurze Zeit nach seiner Ankunft schon Alonso ihr eine Eröffnung machte, welche sie vollständig auf die Folter spannen mußte. Sie hatte eine jener alten Romanzen, die Maximilian so geliebt hatte, auf ihrem Instrumente angeschlagen und dann sich erhoben, um, den schmerzlichsten Gedanken hingegeben, im Patio ihres Hauses auf- und abzuschreiten.

El ultimo sospiro del Moro! sagte, um ihr Seufzen zu verspotten, Alonso, der eben eintrat.

Ich wollte, es wäre mein letzter Seufzer! antwortete leise, aus grambeklommener Brust Manuela — ich würde den Tod als eine Wohlthat hinnehmen, weil er mich aus deiner tyrannischen Gewalt befreite!

Der Uebergang in die andere Welt muß sehr unmerklich sein, Manuela, versetzte mit ungewöhnlicher Heiterkeit Alonso; denn dein Wunsch ist erfüllt, du bist schon todt, du weißt es nur selber noch nicht; und ich gestehe dir, fuhr er in leichtsinnigem Tone fort, für eine Todte ist es sehr unpassend, Romanzen von unglücklicher Liebe zur Guitarre zu singen!

Für eine Todte? was willst du mit diesen Scherzen sagen?

Ja, ja, für eine Todte . . . glaubst du mir nicht, so will ich es dir schriftlich zeigen: ich komme eben vom Alcalden damit.

Bei diesen Worten zog Alonso ein Papier aus der Tasche und schlug es vor Manuela's Augen auseinander, doch in einer gewissen vorsichtigen Entfernung von ihr. Die Schrift war — Manuela's Todtenschein: der Alcalde hatte es mit seiner Unterschrift und dem großen Amtssiegel beglaubigt, daß Donna Maria Manuela Revenga y Santigosa, neunzehn

Jahre und fünf Monate alt, Tochter u. s. w. u. s. w., am 3. Mai 184*, Morgens um vier Uhr, an einem Nervenschlage verschieden sei.

Um Gottes willen, rief Manuela aus, wie ist das möglich?! Der Alcalde . . .

Der Alcalde hat gethan, was er thun mußte — ich bin zu ihm gegangen, um ihm die Anzeige von deinem plötzlichen Tode zu machen, und mein Diener und Gil Perez, von allen meinen früheren Schulkameraden in Motril derjenige, welcher mir am treuesten bei meinen tollen Streichen beigestanden hat, und der keinen Grund sah, an meiner Aussage zu zweifeln, haben mich zum Alcalden begleitet, um mir als Zeugen zu dienen. Siehst du? da stehen ihre Namen!

Manuela wollte das Papier ergreifen, um es zu vernichten, sie ahnte nur zu gut, wozu es dienen sollte; aber Alonso hielt das Document triumphirend in die Höhe.

Verknittere mir die Schrift nicht, sagte er, sie muß noch heute auf die Post an deinen Don Masimilian Rosoglio abgehen, noch in dieser Stunde, Manuela; ich habe dem unglücklichen Jünglinge dabei die rührendsten Details über dein christlich erbauliches Ende niedergeschrieben; sein Gesandter in Madrid, an den ich das Blatt adressire, damit es ja nicht verloren

geht, wird es ihm zugleich mit irgend einer Staats-Depesche übersenden!

Das ist abscheulich, das ist teuflisch! fuhr Manuela in einer Heftigkeit auf, wie sie noch nie gezeigt hatte . . . wenn du Das thust, Alonso, will ich dich hassen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens! Es ist ein vollendeter Schurkenstreich, ein himmelschreiendes Verbrechen . . . o Gott, o Gott im Himmel, welche Verruchtheit!

Beruhige dich, Manuela . . . es ist Alles nur zu deinem Besten . . . laß ein — zwei Jahre verrinnen, und du wirst es selbst einsehen, wie dein Bruder für dein Bestes sorgt, du wirst mir von ganzem Herzen für Das danken, was du jetzt meine Grausamkeit nennst!

Schweig, Verruchter! Ich habe mir Alles von dir gefallen lassen, ich habe Uebermenschliches ertragen, aber dieses dulde ich nicht, ich laufe zum Alcalden . . .

Bemühe dich nicht — zum Alcaden werde ich nach einer Stunde meinen Diener senden, um ihm mitzutheilen, daß du zu meiner unsäglichen Freude nicht gestorben, sondern daß du so eben aus einem Starrkrampf erwacht seiest — er könne meine Anzeige jetzt nur in seinem großen Buche wieder auslöschen, den ausgestellten Schein hätte ich sofort verbrannt.

Aber ich, ich enthülle dieses ganze Gewebe von Schändlichkeit . . .

Alonso ergriff Manuela am Arme und warf sie mit barscher Bewegung in ihren Sessel zurück.

Du wirst nichts enthüllen, sagte er, was deinen Bruder, den Sohn deines Vaters Don Rafael de Revenga, auf zehn Jahre in die Presidios brächte.

Damit entfernte er sich, um das Zeugniß in ein Couvert einzusiegeln und seinen Diener mit demselben auf die Post zu senden.

Von diesem Augenblicke an stand Manuela's Entschluß fest, sich durch jedes Mittel der Wachsamkeit ihres Bruders zu entziehen und die Flucht zu ergreifen. Anscheinend war ihr Muth gebrochen, war sie in den Willen ihres Tyrannen ergeben; sie heuchelte eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen das Andenken ihres Geliebten, gegen die Welt, gegen Alles; sie erfüllte mit der nachgiebigsten Sanftmuth alle Wünsche Alonso's; sie unterschrieb mehrmals Documente und Formulare, welche er ihr mit der Angabe, daß sie die Verwaltung ihres kleinen Vermögens beträfen, vorlegte; sie saß ihm Stunden und Tage lang zu seinen Bildern; denn in der That, während er sie als seine Sklavin gefangen hielt, mußte sie der Typus seiner Göttinnen und Heroinen, das Urbild der Schönheit

für seinen künstlerischen Cultus sein! Aber im Inneren war Manuela rastlos mit ihren Fluchtplanen beschäftigt. Sie beschloß endlich, Frai Torribio darüber zu Rathe zu ziehen. Eines konnte ihr Bruder ihr ja nicht wehren, so gern er es gethan hätte — in die Messe zu gehen und ihre Pflichten als gute Christin zu erfüllen; Frai Torribio hatte er zwar das Haus verboten, und Manuela mußte in seiner Begleitung in eine andere Kirche als die der Capuciner gehen; aber was hinderte sie, ihrem neuen Beichtvater ihre Lage zu gestehen und um seine Vermittlung zu bitten? War es doch gewiß nichts Arges, daß sie eine Unterredung mit ihrem würdigen ehemaligen Seelenhirten verlangte!

Der Geistliche hörte sie mit größter Theilnahme an und versprach ihr, eine Unterredung mit Torribio suchen zu wollen; und als Manuela das nächste Mal zur Beichte ging, da hatte sie die unbeschreibliche Freude, ihren guten Frai Capucino in dem Confessional zu finden, vor dem sie niederkniete. Damit war viel gewonnen. Frai Torribio sprach ihr Trost ein, so viel er vermochte, und dann verhieß er ihr, Alles aufbieten zu wollen, was in seiner Macht stehe, um sie aus der unwürdigen und unchristlichen Tyrannei zu erlösen, in welcher sie gehalten werde. Ueber einen Monat sollte Manuela wieder zur Beichte gehen

— öfter erlaubte es Alonso ihr nicht — dann wollte Manuela Torribio Schmucksachen bringen, welche sie, in Gold umgesetzt, einen Monat später aus ihres väterlichen Freundes Händen als Reisegeld zurück empfangen sollte; damit war dann einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen. Alonso, der, an eine Säule der Kirche gelehnt, unterdeß Studien an dem geschwärzten Altarbilde, das von der Hand des Zurbaran gemalt sein sollte, gemacht zu haben schien, hatte nichts bemerkt, als Manuela aus dem Beichtstuhl trat, und ging bei der Heimkehr schweigend neben ihr her, der Villa zu.

Nach zwei Monaten war Manuela im Besitz einer ansehnlichen Summe, die ausreichte, um damit nach Deutschland zu gelangen. Aber umsonst hatte sie gehofft, Alonso's Wachsamkeit werde mit der Zeit von ihrer ersten Strenge nachlassen. Er schien hundert Augen zu haben, und sein Diener hütete Tag und Nacht wie ein wachsamer Hofhund den einzigen Ausgang, die Hausthür; die Fenster waren dicht vergittert, wie es die Vorsicht gegen Räuber und Diebe bei der einsam liegenden Villa geboten hatte.

Woche nach Woche, Monat nach Monat verrann — Manuela hielt es nicht länger aus, sie faßte einen heroischen Entschluß. Sie hatte allerlei verzweifelte

Plane ausgesonnen; sie hatte einmal beschlossen gehabt, die Villa anzuzünden, um in der Verwirrung einer Feuersbrunst zu entkommen; endlich blieb sie bei dem Auskunftsmittel stehen, welches, indem es sie rettete, zugleich für ihren Bruder eine wohlverdiente Strafe enthielt und allen ihren Schmerz an ihm rächte.

Sie übergab Frai Torribio, als sie das nächste Mal ihn an der Stelle ihres aufgedrungenen Beichtvaters wieder im Confessional fand, einen Brief an den Alcalden von Motril, mit der Bitte, ihn selbst und noch an demselben Tage zu übergeben, ohne zu sagen, von wem er komme. Torribio war bereit dazu, und nachdem Manuela, dieses Mal von Alonso's Diener begleitet, die Kirche verlassen hatte, machte er sich augenblicklich auf den Weg zum Haupte der bürgerlichen Gewalt in der kleinen Stadt.

Manuela erwartete unterdeß mit pochendem Herzen den Erfolg ihrer List; mehrere Stunden noch dauerte es, da klopfte der Rettungsengel für sie an das Thor der Villa, ein Engel in sonderbarem Aufputz freilich, in blauem Rock mit rothem Kragen und einen Säbel an der Seite — Niemand anders nämlich, als der Alguacil, begleitet von zwei stämmigen Guardias Civiles.

Don Alonso Revenga y Santigosa, sagte dieser

vortreffliche Mann, ich bedaure Euch und Euren Diener auf einige Zeit der Kunst entziehen zu müssen, welche Ihr mit so großem Fleiße ausübt; aber der Alcalde will es aus höheren Rücksichten so, und hat am heutigen Tage diesen Verhaftsbefehl wider Euch erlassen: Ihr könnt darin lesen, daß es zur Anzeige gekommen, wie Ihr Euch, trotz Eurer auffallenden Zurückgezogenheit, hier doch mehr als billig mit den Welthändeln beschäftigt und durch Eure Vermittlung die Verräther und Ränkeschmiede unterstützt, welche in Paris gegen die geheiligten Rechte unserer edlen Königin Isabel complotiren; ja wohl, Senhor, so ist es, protestirt nicht dagegen, denn die Gerechtigkeit weiß Alles; Ihr dient den Cabreristen und befördert die Briefe, welche sie aus Paris senden. Die Haussuchung nach Euren Papieren vorzunehmen, ist es heute zu spät; es wird morgen im Beisein des Alcalden selbst geschehen — für heute habt die Gefälligkeit, mir in die Stadt hinunter zu folgen.

Don Alonso Revenga war nahe daran, bei dieser Rede des Alguacils vom Schlage gerührt zu werden. Aber weder sein Zornausbruch, noch die Betheurungen seiner Unschuld fruchteten etwas; ja, die Diener der Gerechtigkeit schienen eine gewisse Befriedigung bei der Ausführung ihres Auftrages zu empfinden und

aufs strengste ihre Pflicht zu erfüllen. Denn Don Alonso, der Misanthrop, der hochmüthige, schweigsame Mensch, war weder geliebt noch geachtet, und seine auffallende Zurückgezogenheit, sein stetes Eingeschlossensein in der einsamen Villa war längst zu seinem Nachtheile gedeutet worden. Manuela's Vermählung war natürlich nicht unbekannt geblieben; daß sie ihrem Gatten nicht folgte, daß dieser nicht zu ihr zurückkehrte, war man in Motril sehr geneigt, auf die Rechnung von Alonso's Intriguen zu schreiben, so wenig man auch im Stande war, das ganze Verhältniß zu durchschauen. Manuela aber war Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Und so kam es, daß der Alcalde von Motril den Verhaftsbefehl gegen den Maler mit großer Hast und Bereitwilligkeit auszustellen befohlen und mit Vergnügen unterschrieben hatte.

Manuela bereute bei Alonso's entsetzlichen Wuthausbrüchen beinahe, was sie gethan. Aber sie nahm sich ein Herz, sie dachte an Das, was sie selbst gelitten, noch mehr an Das, was Maximilian gelitten haben mußte, und so wappnete sie sich mit Entschlossenheit, und als Alonso, an jeder Seite einen der Gardisten, die Schwelle überschritt, da legte sie ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter und sagte:

Alonso — es ist gefährlich mit dem Feuer spielen.

Kannst du falsche Zeugnisse schmieden lassen, ich verstehe auch die Hülfe des Alcalden zu finden . . . du hättest an die Romanze denken sollen:

No estès tan contenta', Juana,
En ver me penar por tì;
Que lo que hoy fuere de mì
Podrà ser de tì mañana!

Alonso warf ihr einen Blick voll stummer Wuth zu. Wenn dies dein Werk ist, sagte er, so rathe ich dir, nicht zu triumphiren; meine Gefangenschaft hilft dir nicht mehr, unglückliches Geschöpf, es ist für dich zu spät dazu, hörst du, zu spät! Du würdest es bis an dein Lebensende bereuen, wenn du diesen Augenblick benutztest, um zu fliehen!

Manuela erbleichte bei diesen Worten, die Alonso mit einem eigenthümlich drohenden Ausdruck sprach; sie wollte eine Erklärung fordern, aber die Diener des Gerichts zogen ihn fort. Auch schlug sie sich die Sorge darüber bald aus dem Sinn. Sicherlich war es nichts Anderes als eine leere Drohung, welche sie von der Flucht abhalten sollte, während er selbst daran gehindert war, sie zu hüten. Darum machte sie hastig die letzten Reisezurüstungen; wenige Stunden waren verflossen, und Manuela saß, von ihrer treuen Teresa begleitet, auf der Diligencia, welche sie nach Almeria entführte.

Neuntes Kapitel.

Bruder und Schwester.

Es gibt Nichts, was gründlicher die Achtung untergräbt, welche wir vor einem Wesen hegen, als wenn dieses sich uns gegenüber willenlos zeigt und sich von uns despotisiren läßt. Daher kommt es, daß die Unterwerfung, statt uns zu entwaffnen, gerade das Gegentheil davon bewirkt. In diesem Umstande liegt das Demoralisirende der Gewalt; in einer Zeit, in welcher die Menschheit, tausendfach umschlungen und gebunden durch die verwickelten Interessen einer übercivilisirten Gesellschaft, in allgemeiner und vollständigster Zähmung daliegt, stößt die Gewalt immer auf Unterwerfung. Darin liegt auch die Lösung des Räthsels, weshalb, wie die Sand sagt: il est dans la destinée des Princes de suivre l'exemple du des-

potisme, même quand ils en ont le plus cruellement souffert.

In dem Verhältniß Alonso's zu seiner Schwester war dies nicht anders gewesen; so lange Manuela sich tyrannisiren ließ, war ihr Bruder nur immer rücksichtsloser und herrschsüchtiger geworden; seit sie ihm so keck die Stirn geboten, so kräftig ihren Willen durchgesetzt hatte, war sie himmelhoch in seiner Achtung gestiegen; ja, er war, als sein Zorn verraucht, unparteiisch genug, ihr seine Bewunderung für ihre kühne That nicht deshalb zu versagen, weil er dadurch auf mehrere Tage in eine höchst bedenkliche Lage gekommen und als Hochverräther in die Hände der Gerechtigkeit gerathen war. Eine Haussuchung, die auch nicht das leiseste Anzeichen wider ihn aufzustöbern vermochte, und noch mehr der Umstand, daß seit langer Zeit in der ganzen Gegend seiner Heimat Niemand von Kundgebungen carlistischer Gesinnung etwas erfahren hatte, daß Niemand von Briefen wußte, die Alonso empfangen hätte — das Alles war seiner eifrigen mündlichen Vertheidigung freilich so schlagend zu Hülfe gekommen, daß er keine ernsten Folgen befürchten durfte. Und als vollends seine Angabe, daß seine Schwester ihm einen Streich gespielt habe, um von seiner Aufsicht befreit zu werden, durch die rasche

Flucht Manuela's bestätigt worden, wurde Don Alonso nach dreimal vierundzwanzig Stunden wieder auf freien Fuß gesetzt.

Er verfolgte seine Schwester nicht. Anfangs war dies seine Absicht gewesen, aber er gab den Entschluß bald auf. Bei einem Grade der Entschlossenheit, wie sie mir bewiesen hat, würde sie mir schwerlich folgen, wenn ich sie auch erreichte, sagte er sich; und mit boshaftem Lächeln setzte er hinzu: Später suche ich sie einmal in ihrer neuen Heimat auf; und dann führe ich in meiner Brieftasche einen kleinen Zauber bei mir, der meine rebellische Schwester und den leichtsinnigen gewissenlosen Menschen, der sie bethörte, mir gebunden in die Hände liefert.

So hatte denn Don Alonso Revenga y Santigosa, aus der Haft entlassen, ruhig sein vereinsamtes Landhaus wieder bezogen, nur noch menschenfeindlicher und düsterer als je vorher. Da brachte ihm eines Morgens — mehr als vier Wochen waren seit Manuela's Flucht verflossen — der Postbote einen Brief, welcher seiner Schwester Schriftzüge trug. Er riß ihn auf und las zu seiner größten Ueberraschung folgende Zeilen:

„Mein Bruder — ich bin in Deutschland auf einem einsamen Landschlosse angekommen — aber ich bin

namenlos unglücklich. Alles ist für mich verloren, unrettbar und auf ewig! O Gott, ich habe den Kelch des Schmerzes bis auf den tiefsten Grund geleert; nur der Tod bleibt mir noch zu erdulden übrig. O, welche Wohlthat — der Tod! für mich, für ihn, welche Wohlthat! Du, Alonso, warst mein böser Geist — an dem Streiche, den du führtest, verblute ich! Doch keine Vorwürfe mehr: wollte ich Vorwürfe machen — unsere Sprache hätte nicht Worte, all die Bitterkeit, all die vernichtende Schärfe, all die Verwünschungen hinein zu legen, welche ich hinein legen müßte. — Genug: ich will nicht daran denken, was du gethan hast, mag der Gedanke daran auf dem Grunde deiner Seele ruhen, und sieh du zu, wie du ihn dort tragen wirst! Ich will, um es zu vergessen, mir immer und immer wieder vorhalten, daß ich ja doch nicht zu den Menschen, welche mich hier umgeben, je hätte ein Herz fassen können, daß ich nie heimisch geworden wäre auf diesem unglückseligen Boden. Und wenn ich denke, was mich eigentlich so verlockte, was so gewaltig mich zog, was ich in Ihm liebte! War es nicht die Weite, die Ferne, die Fremde, mit deren Zauber Er mich bestrickte? Du weißt es, Alonso, welche Macht auf mein thörichtes Herz von je die Sehnsucht in die Ferne übte; Er trat wie ein Bote

meines Phantasielandes zu mir und unwiderstehlich zog es mich ihm nach!

„Ich bin geheilt ... ich glaube es, daß ich es bin; dies Land hat keine Zauber mehr für mich und Er — er gehört ja zu diesem Lande und wie ganz anders erscheint er mir jetzt, in dieser Umgebung, zu diesen Menschen gesellt! O Himmel, welches Land! Die Sonne hat keine Kraft hier, und wenn sie hinter dem Horizonte niedergesunken ist, so zieht eine kalte, winterlich scharfe Luft über den eintönigen Wäldern daher, und trübe Nebel quellen aus den tiefen feuchten Gründen auf; ich kann nicht aufathmen in dieser beklemmenden Atmosphäre! Der Himmel hat keinen Azur, sondern nur ein milchicht Blau, und ein fades Weiß-Grün überkleidet die Pflanzen und die Fluren. Ach, wo ist mein Meer, mein schönes, unendliches Meer, das, so wie jener Edelstein, welcher nach der Sage das Gift anzieht, den Schmerz, die Unruhe, den Gram leise aus unserer Brust lockt und in sich aufnimmt, daß wir einen tiefen Frieden fühlen, während die unendliche Flut von den Stürmen, die eben noch in unserm Inneren tobten, aufgewühlt scheint! Ach, Alonso, und diese Menschen hier — welche Gestalten! — Im Süden hat der Himmel Menschen wachsen lassen, wie er die Bananen und die Palmen

wachsen ließ: hoch, schwungreich, edel, nach der Sonne die Krone beugend, voll Anmuth dem Schaukeln der Winde sich hingebend, oder in die Gewalt der Stürme ergeben und wollüstig mit ihnen hin und her flutend, bis das leidenschaftliche Spiel von selbst ein Ende nimmt. Hier sind die Menschen wie die Eichen ihrer Wälder. Solch ein plumper, knorrichter Baum ist anders gesinnt, als die Palme; er kennt kein Nachgeben. Lockt ihn die Gluth der Sonne gen Süden, so richtet er sein eigensinnig Haupt gen Norden; will laue Luft seine Zweige schaukeln, so steift er seine starren Aeste und ächzt und ringt und will sich nicht beugen; mag selbst der Sturm kommen und an ihm zausen und seine Zweige brechen — ja, mag er ihn entwurzeln — das gibt nicht nach, das ist vom Wipfel bis zum Fuße nichts als in Zweig und Laub ausgeschlagene Starrheit, Hartnäckigkeit.

„Und glaubst du, Alonso, daß ich diesem dürren Holze nicht edel genug bin: daß es sich für besseren Blutes hält, als die blaue Flut in den Adern der Revenga? Was würde Don Rafael, mein Vater, dazu sagen? was die hundert Ritter aus dem Hause Santigosa, die mit den Mauren, mit den Peruanern, oder mit den Ketzern in diesem seltsamen, zerrissenen, eigensinnigen Deutschland kämpften? O diese Menschen!

„Und Er — er, Alonso . . . doch laß mich schweigen von ihm! Komm, Alonso, und hole deine unglückselige Schwester zurück. Eile, so rasch du kannst! Am Rheine angekommen, kehre in dem Hotel ein, welches eine diesen Zeilen beigeschlossene Karte dir bezeichnet; dort, soll ich dir sagen, wird Jemand dich aufsuchen, der dir Eröffnungen machen und dir den weiteren Weg, den du zu wandern hast, um zu mir zu kommen, beschreiben wird.

„Schloß Mildenfurth, am 12. Juni.

Manuela."

Also so bald schon! sagte Alonso bitter, als er diesen Brief gelesen hatte. Dann stand er auf, warf seine Palette und seinen Malstock fort und begann augenblicklich sich zur Reise zu rüsten, die er ohne Verzug, und ohne erst seiner Schwester zu antworten, am anderen Tage antrat.

Als er am Rheine angekommen war, schrieb er einige hastige Zeilen an Manuela nieder; er adressirte sie nach Schloß Mildenfurth, an die „Baronin von Rauschenloo" — konnte er ahnen, daß ein dienstbeflissener Beamter auf dem Postamte der Provinzialhauptstadt, welcher die Briefe zu sortiren hatte und wußte, daß sich die „Baronin von Rauschenloo" nicht auf dem Lande, sondern in eben dieser Hauptstadt be-

finde, die Zeilen, wie alle anderen Briefe an Margarethen, in die Wohnung der Letzteren senden werde? Erst als Alonso seinen Brief abgesandt, als er in dem Gasthause, das ihm angegeben worden, seinen Namen ins Fremdenbuch eingetragen hatte, erhielt er Aufschlüsse über Manuela's eigentliche Lage. Der Wirth theilte ihm nämlich mit, daß er Auftrag habe, seine Anwesenheit einem Herrn in der Stadt zu berichten, und dieser Herr, ein ältlicher Mann, der Ruprecht Mildenfurth's in den Rheinlanden liegende Besitzungen verwaltete, erschien nach kurzer Zeit in der Wohnung des Spaniers.

Don Alonso nahm die Aufklärungen, welche dieser Mann ihm gab, mit einem Gleichmuth entgegen, der den Letzteren in ein unverhohlenes Staunen versetzte. Er hatte eine allmählige Vorbereitung und schonende Formen für seine Eröffnungen gesucht und wurde nun gewahr, daß er sich nie in seinem Leben einer unnützeren Mühe unterzogen — im Gegentheil, wenn ihn sein durch langen Verkehr mit Menschen aller Art geschärftes Auge nicht täuschte, so ließ dieser harte Spanier durch seine kargen und lakonischen Ausdrücke des Bedauerns über seiner Schwester Schicksal weit eher eine nicht geringe innere Genugthuung schimmern, als wahre Theilnahme oder gar wirklich

empfundenen Schmerz! Und in der That, was konnte Alonso Angenehmeres hören, als daß Manuela ihren Gatten zum zweiten Male vermählt gefunden, daß sie den Bitten seiner Verwandten nachgegeben und sich verborgen gehalten, um mit dem Bruder in ihre Heimat zurück zu kehren, ohne Maximilian von Rauschenloo, gegen den Alonso einen tödtlichen Haß im Busen nährte, auch nur gesehen zu haben!

Der Abgesandte Ruprecht Mildenfurth's hatte sich auf einen schweren und zweifelhaften Kampf gefaßt gemacht, er hatte wochenlang vorher dieser peinlichen Stunde mit Bangen entgegengesehen, er hatte hundert Mal seinen Auftrag verwünscht, und wenn es nicht Ruprecht Mildenfurth gewesen wäre, der ihm denselben gegeben, er hätte sich wol gehütet, solche Geschäfte zu übernehmen — und nun löste sich zu seiner Verwunderung Alles mit größter Leichtigkeit auf. Der Spanier schien weit entfernt, die Rechte seiner Schwester geltend machen zu wollen; ahnte er denn gar nicht, wie reich Ruprecht Mildenfurth war — und daß derselbe Mann, welcher ihm gegenüberstand, Auftrag hatte, nöthigenfalls eine ungeheure Summe als Abfindung für Manuela und als Preis für ihres Bruders Schweigen zu bieten? Es schien nicht, oder dieser düstere Mensch mußte von einer unerklärlichen

Uneigennützigkeit beseelt sein — das war Don Alonso Revenga auch; er war zum Eigennutz und zur Habsucht zu stolz!

Auch die Wünsche, welche Ruprecht's Abgesandter als die seines Auftraggebers vortrug, versprach Alonso ohne Schwierigkeit, erfüllen zu wollen. Er willigte ein, auf der Weiterreise einen anderen Namen zu führen, als den seinen, damit Maximilian nicht etwa durch einen Zufall auf ihn aufmerksam werde, er wollte an spätem Abend auf Mildenfurth ankommen und seine Schwester am Abend darauf mit sich fortführen. Der Geschäftsführer schied entzückt, daß es ihm so leicht geworden, Alles zu erreichen, was der Freiherr von Mildenfurth gewünscht hatte, und obendrein — ganz ohne Geld! Alonso aber eilte gleich nach dieser Unterredung zur Eisenbahn, mit erleichtertem Herzen — denn Aller Wünsche, seine, die Manuela's, die der Verwandten Maximilian's, stimmten ja jetzt aufs einträchtigste zusammen!

Wir sahen Alonso Revenga in der Abendstunde auf dem Herrensitze Ruprecht's ankommen.

Als er dort in das Gemach geführt wurde, in welchem der Schloßherr mit seiner Schwester und Manuela ihn erwarteten, wollte diese Letztere im ersten Augenblicke der Freude ihm entgegen eilen und sich

an seine Brust werfen — er war ja das einzige Wesen, welches ihr jetzt noch auf Erden geblieben; aber nein, sie faßte sich — so rückhaltlos konnte sie ihm nicht verzeihen; sie reichte ihm die Hand, und dann brach sie in ein lautes Schluchzen aus. Alonso umschlang ihre feine Gestalt, die jetzt willenlos an seine Schulter sank, und Amalgunde nahm ein Licht, um die beiden Geschwister auf Manuela's Zimmer zu führen. Hier klagte die unglückliche Verlassene, nachdem sie sich gefaßt, ihrem Bruder all ihr Leid — sie schüttete ihr ganzes Herz vor Alonso aus; sie erzählte ihm, wie sie auf diesem dunklen, alten Schlosse angekommen, und malte ihm mit erschütternden Farben das Furchtbare und Herzbrechende der Scene aus, als sie im Taumel des vollen Glückes aus dem Wagen gesprungen und zu allen Fenstern aufgeschaut, ob sie nicht an einem derselben Maximilian's Gestalt erblicke; wie sie jeden Augenblick erwartet, ihn erscheinen uud seine Arme nach ihr ausbreiten zu sehen . . . wie sie dann von einem Diener zu den Verwandten Maximilian's geführt worden und der Baron Ruprecht mit einem zornrothen Gesicht ihr entgegengetreten sei und sie angedonnert habe:

Madame, der Diener meldet Sie mir als Baronin von Rauschenloo — haben Sie in der

That die unbegreifliche Kühnheit gehabt, Sich diesen Namen zu geben?

Manuela war bei dieser Anrede und der drohenden, ungeschlachten Gestalt gegenüber, die dicht vor sie getreten, so erschrocken, daß sie beinahe die Sprache verloren und nur noch mühsam hatte stottern können:

Ich heiße so, Senhor — ich bin die Gattin Maximilian's von Rauschenloo — wir sind in Spanien getraut, und er erwartet mich hier auf dem Landsitze seines Oheims.

Da war die Schwester Ruprecht's aufgesprungen, Manuela entgegen, hatte sie am Arm ergriffen, als ob sie ihn zerbrechen wollte, und hatte mit einem wahren Entsetzensschrei ausgerufen:

Das ist nicht möglich, das wolle der allmächtige Gott verhüten — das kann nur Wahnsinn oder Büberei sein, die mit uns ihr Spiel treiben will!

Und dann war sie wie vernichtet in einen Stuhl zusammen gesunken. Der Baron aber hatte Manuela starr und stier angeblickt, ohne ein Wort zu sagen, wol fünf Minuten lang — eine Ewigkeit schien es Manuela; dann hatte er sie leise, während eine fahle Blässe sein dunkelgeröthetes Antlitz überzogen, gefragt:

Sie haben Beweise, Madame?

Ja, ich habe vollgültige Beweise! aber bedarf es

deren? hatte Manuela, bei der jetzt die Entrüstung an die Stelle des ersten Schreckens zu treten begonnen, stolz geantwortet — ich brauche keine Beweise — wo ist Maximilian?

Der Freiherr von Rauschenloo ist nicht hier — er wohnt in der Stadt in dem Hotel, welches ich ihm am Tage seiner Vermählung eingeräumt habe!

Seiner Vermählung . . . mit mir?

Mit der Gräfin Margarethe von Wartenstein!

Ein leiser Schrei war Manuela's Lippen entfahren . . . sie hatte nach einem Gegenstande gegriffen, um sich zu halten, sie hatte verworrene Worte gelallt, sie hatte endlich ausgerufen:

O Alonso, Alonso, das hat deine Schwester dir zu danken!

Und dann hatte sie alle ihre Kraft zusammengefaßt, um das Haus zu verlassen, in welchem sie eine solche Aufnahme gefunden; aber Ruprecht Mildenfurth hatte ihren Arm ergriffen:

Wohin wollen Sie?

Zu meinem Gatten!

Unglückliche — keinen Schritt weiter!

Bin ich hier gefangen?

Der Baron hatte ihren Arm fallen lassen, wie

gelähmt, wie rathlos, wie von Gott geschlagen; aber jetzt hatte Amalgunde sich vor Manuela geworfen, sie hatte beinahe gekniet vor der Fremden, sie hatte die Hände gerungen und gefleht, sie hatte die Spanierin bei allen Heiligen beschworen, zu bleiben, wenigstens Maximilian nicht zu suchen, sein junges Glück nicht zu zerstören, sein Haupt nicht dem Spott der Menschen Preis zu geben, die argwöhnische Thätigkeit der Gerichte oder gar die Strafe des Gesetzes nicht gegen ihn wach zu rufen!

Madame, war Ruprecht Mildenfurth dann plötzlich, wie von einem in ihm auftauchenden Strahl von Hoffnung neu belebt, eingefallen, wenn Sie einwilligen, auf Ihre Rechte zu verzichten und, ohne Maximilian gesehen zu haben, Sich still in Ihre Heimat zurück zu begeben, so bin ich bereit, Ihnen zur Entschädigung für Ihre Ansprüche eine Einschreibung von einer halben Million Franken auf meine Güter ausstellen zu lassen!

Manuela hatte ihn bei diesem Antrage groß, starr, mit verwilderten Augen angesehen. Er hatte, weil sie nicht antwortete, aus diesem Blicke ihre Einwilligung gelesen.

Sie haben, war er fortgefahren, Sich aber eidlich zu verpflichten, für immer jede Annäherung an

Maximilian, es sei mittelbar oder unmittelbar, zu vermeiden, Ihren Namen zu . . .

Ruprecht Mildenfurth war hier unterbrochen worden; Manuela war, zu Ende mit ihrer Kraft, ohnmächtig zusammengesunken.

Als sie erwachte, hatte sie sich in einem düsteren großen Gemache wieder gefunden, ihre treue Teresa am Fußende des Himmelbettes, auf welchem sie ruhte, und sich zu Häupten die gebrochene, von Schrecken und Schmerz gebeugte Gestalt der Freiin Amalgunde. Der Anblick dieser Frau hatte Manuela zum Bewußtsein ihres ganzen Elends zurückgerufen, und nicht im Stande, ihre Gegenwart zu ertragen, hatte sie durch Teresa der Freiin bedeuten lassen, sich zu entfernen. Dann, als Manuela sich mit ihrer Duenna allein gesehen, waren ihrem Leid die Thränen zu Hülfe gekommen. An Teresa's Brust hatte sie sich ausgeweint. Aber mehrere Tage waren verflossen, in welchen Manuela, ihrem Schmerze und all seiner Furchtbarkeit hingegeben, nicht vermocht hatte, mit ihrer Dienerin von Dem zu reden, was nun zu geschehen habe, welchen Entschluß ihre Lage sie zu ergreifen zwinge. Erst nach und nach vermochte Teresa es über ihre Pflegebefohlene, diese zu einer ernsten Ueberlegung Dessen, was zu thun, zu bewegen. Dazu

mußte denn auch Amalgunde herbeigezogen werden; denn Manuela verlangte Aufschlüsse, die Teresa, welche weder Deutsch noch Französisch verstand, nicht vermitteln konnte. Amalgunde kam, und da sie bei aller äußeren Schärfe ihres Wesens nicht ohne Herz und weibliche Theilnahme war, so überwand Manuela ihren ersten Widerwillen gegen sie und gewann es über sich, ruhig den Vorstellungen zuzuhören, welche die Freiin von Mildenfurth mit Milde und Schonung machte. Amalgundens Herz war ja auch kummerbeschwert genug, und der Schmerz gibt eine weiche, heilkräftige Hand für die Wunden Anderer. Manuela erzählte endlich dem alten Fräulein die ganze Geschichte ihrer Verbindung mit Maximilian.

Nur Eines Amalgunden mitzutheilen, gewann sie nicht über sich, obwol sie lange mit sich kämpfte: das war der von Alonso erschlichene Todtenschein. Es war ihr nicht möglich, ein solches Verbrechen von ihrem eigenen Bruder zu gestehen, es war ihr, als falle dadurch ein Flecken auf sie selber, und vor den Augen Ruprecht's und seiner Schwester wollte sie um Alles in der Welt nicht in demüthigendem Lichte stehen — nein, Alonso's Frevel wollte nicht über ihre Lippen — und wer hätte auch dies Widerstreben ihr verargt? So beschränkte sie sich darauf, Amalgunden un-

bestimmte Andeutungen zu geben, von Feinden Maximilian's, welche ihn mit der falschen Nachricht von ihrem Tode hintergangen, und von der Wachsamkeit des gegen ihre Verbindung aufgebrachten Bruders, der ihr unmöglich gemacht, Briefe zu empfangen oder abzusenden.

Amalgunde hörte Manuela mit gespannter Theilnahme zu, fern davon, ihr über irgend einen Theil ihres Verhaltens Vorwürfe zu machen, oder von Maximilian's Schultern einen Theil Dessen zu nehmen, was ihr als seine Schuld erschien. Dagegen verschwieg Amalgunde Manuela Nichts, was diese von seinem jetzigen Glücke überzeugen konnte. Sie schilderte ihr Margarethen, sie suchte ihr klar zu machen, welche Verheißungen einer glücklichen Zukunft für beide Gatten diese Verbindung enthalte, die nach den Verhältnissen und den Anschauungen des Landes eine so passende, von aller Welt gebilligte sei. So wurde Manuela nach und nach ohne einen eigentlichen inneren Kampf zu der Ueberzeugung hingeführt, daß ihr nur Eines zu thun übrig blieb. Freilich, sie konnte ihr Recht geltend machen; es war so unbestreitbar, daß jedes andere ihm zu weichen hatte. Aber mußte sie sich nicht sagen, daß sie, wenn sie damit beginne, Maximilian's Glück zu zerstören, an seiner Seite un-

möglich ihr eigenes finden werde? Konnte sie mit ihren Ansprüchen auftreten, ohne ihn Preis zu geben dem Hohn der öffentlichen Meinung, den Untersuchungen einer mistrauischen Justiz? Und Das fiel bei ihr am schwersten ins Gewicht: hatte er sie nicht vergessen — ganz und so bald vergessen? — Das war der bitterste Gedanke für Manuela, daß es möglich sei, so schnell zu vergessen!

Manuela war deshalb mit Amalgunden, mit welcher allein sie sich zu besprechen einwilligte, bald über Das, was ihr einzig zu thun übrig bleibe, einig. Nachdem sie ihre Fassung wieder erlangt hatte, schrieb sie an ihren Bruder jenen Brief, den wir oben mittheilten. Ruprecht Mildenfurth gab zu gleicher Zeit seinem Administrator am Rhein die ihm nöthig scheinenden Aufträge. Bis der Bruder aus Spanien anlangte, wollte Manuela sich in strengster Abgeschiedenheit in ihrer Wohnung halten. Dem Glücke Maximilian's wollte sie das eigene opfern, sie wollte wirklich todt für ihn sein. Niemand sollte ihren Namen erfahren, kein sterbliches Wesen in diesem Lande von ihrem Dasein Kunde erhalten. Mit einem Strom von Thränen gelobte sie das in Amalgundens Hand. Wie Manuela diese Vorsätze und Versprechungen ausführte, haben wir früher gesehen. Sie war unvorsichtig. Sie

schien die Einsamkeit nicht ertragen zu können und erschien in den Zimmern Amalgundens; ja, ein paar Mal kam sie zum größten Schrecken Ruprecht's und seiner Schwester, während Fremde anwesend waren. Sie hatte Amalgunden versprochen, nicht anders ins Freie gehen zu wollen, als in den spätesten Abendstunden, im Dunkel des Parks und dann in den Knabenanzug verkleidet, den sie sich mitgebracht hatte, um ihn erforderlichen Falls auf der Reise zu tragen. Wir haben gesehen, wie sie sich dennoch auch in Frauenkleidern vor dem Gärtner und seinem Weibe blicken ließ. War dieses Unbedachtsamkeit, Mangel an Vorsicht? Nein, man müßte das menschliche Herz nicht kennen, um solches Betragen blos dem Leichtsinne Manuela's zuschreiben zu können. Es war nichts Anderes als ein natürlicher, ein instinctartiger Drang ihres Innern, was sie aus der Verborgenheit ans Licht trieb. Der verständigen Auffassung ihrer Lage hatte sie eine volle Genüge gethan, indem sie den Entschluß gefaßt, sich unter die eiserne Hand des Verhängnisses zu beugen, ihr Glück und ihre Rechte zu opfern; sie hatte entsagt, und damit war Alles geschehen, was die Logik des Herzens von ihr heischen konnte. Aber nach der Logik kam das Recht, wir möchten sagen: der Metaphysik des Herzens. Es

kam das Recht der Ahnungen, der Träumereien, die einen anderen Ausgang dieses erschütternden Dramas sich ausspannen; die Stunden kamen, wo auch sie vergaß, und zwar vergaß, daß sie vergessen schien; wo sie sich hinaus sehnte, ob vielleicht ein Vogel, der draußen über ihr Haupt wegflatterte, an sein Fenster fliegen und ihm Kunde von ihrem Leben bringen werde; ob vielleicht der Zufall, der so räthselhaft über dem Dasein waltet, auch hier, wo der Menschen Weisheit keinen Rath zu geben wußte, eine Lösung ihr in den Weg werfe und eines seiner großen Wunder an ihr thue, mit denen er Lebende wie einen Hauch in die Ewigkeit schleudert und Todte auferweckt, über Bettler Millionen ausschüttet und Könige in den Staub tritt. In diesem fast instinctartigen Drange eines weiblichen Gemüths war Manuela unvorsichtig und hörte nicht auf, Ruprecht und seiner Schwester das bitterste Herzenleid anzuthun, mit ihrer „Launenhaftigkeit", wie diese es nannten. Es war ein Betragen, welches die beiden Leute jeden Augenblick fürchten ließ, daß Manuela sich eines Anderen besinne; und daher jene Schonung, jene Unterwürfigkeit gegen die Spanierin, welche wir früher belauscht haben, und welche um so peinlicher war, als Manuela in ihrer oft krankhaft gereizten Stimmung eine

Genugthuung darin fand, die tiefe Antipathie, welche sie gegen ihre Umgebung, besonders gegen Ruprecht Mildenfurth, hegte, offen an den Tag zu legen.

Alonso hörte allen Mittheilungen seiner Schwester über ihr Schicksal zwar ohne die geringste Reue wegen seines Antheils daran, aber doch mit einer Theilnahme zu, welche ihr ein wahrer Trost war; aber desto mehr erschrak sie, als sie Alonso in seinen Antworten und Bemerkungen aufs Neue seinen alten bitteren Haß gegen Maximilian verrathen sah, und als ihr Bruder durch seine Aeußerungen unverhohlen das Bedürfniß der Rache und schlimme Vorsätze schimmern ließ. Manuela sagte sich auch, daß sie Maximilian zürne, daß er alle Strafen verdiene, welche der Himmel für ein flatterhaftes Herz habe — aber einem Anderen, aber Alonso konnte sie das Recht, sich gegen Den, welchen sie einst geliebt hatte, zu erheben, nicht einräumen, das erregte augenblicklich den leidenschaftlichsten Widerspruch in ihr.

Nein, nein, Alonso! rief sie aus, ich habe dich nicht hierher gerufen, damit du alles Das vernichtest, was mein Trost ist, damit durch dich das ganze ungeheure Opfer, welches ich gebracht habe, unnütz und vergeblich werde; du darfst, du sollst Maximilian mit keinem Worte verrathen, daß ich lebe, daß du hier

seiest; auch nicht schreiben sollst du es ihm — versprich mir das, ich will wenigstens das Bewußtsein aus diesem Lande mit mir nehmen, daß durch mein Unglück das Glück zweier anderen Menschen erkauft ist, und wenn nicht seines, doch das des unschuldigen Geschöpfs, welches sich ihm so vertrauend hingegeben hat, wie ich es einst that.

Alonso erhob sich und ging schweigend in dem großen Gemache auf und ab, ohne eine Antwort zu geben. Aber Manuela ließ ihn nicht; sie sprang auf, sie ergriff seinen Arm und rief:

Alonso, ich kehre nicht eher heim mit dir, als bis du mir geschworen hast, daß du Nichts von allem Dem thust, was du mich eben fürchten ließest; und bei der heiligen Mutter Gottes, ich biete Alles wider dich auf, was in meiner Macht steht, ich eile zu dem brutalen Freiherrn hinüber und fordere von ihm . . .

Sei ruhig, Manuela, fiel Alonso ihr in die Rede und senkte einen scharfen, prüfenden Blick in ihre Augen. Er fühlte, daß es gefährlich sei, sie in dieser Aufregung zu lassen: er durfte nicht zugeben, daß Manuela sich zur Beschützerin Maximilian's aufwerfe, daß sie plötzlich ihren Gedanken, welche bisher nur Anklagen gegen ihn enthalten hatten, eine Wendung gebe, in welcher sie auf seine Seite trat, oder sich in

befreundetem Sinne mit ihm beschäftige. Das war ein viel zu gefährliches Spiel für ein noch lange nicht bezähmtes und zu völliger Unterwerfung gebrachtes, leidenschaftliches Herz, wie das Manuela's.

Also du schwörst mir bei dem Andenken unseres Vaters, bei der Ehre unseres Hauses, bei allen Heiligen Gottes, daß du Maximilian nicht aufsuchen, daß du ihm keine Sylbe von deiner oder meiner Anwesenheit hier sagen oder sagen lassen oder auch nur schreiben willst — du schwörst mir Das, Alonso?

Bei der Ehre unseres Hauses, Manuela, ich werde Nichts von Dem thun, was du eben gesagt hast. Nein, nein; ich will gleich zum Baron hinübergehen und ihn bitten, morgen, am späten Abend, uns einen Wagen bereit zu halten, mit dem wir abreisen können. Er mag ihn an irgend einer verborgenen Stelle des Parkes halten lassen, wo Niemand uns sieht.

Alonso ging in der That, um eine Unterredung mit Ruprecht Mildenfurth zu suchen. Der Schloßherr war voll freudiger Zuvorkommenheit und theilte ihm unter Anderm mit, daß sein Brief an Manuela unglücklicher Weise in Maximilian's Hände gefallen sei, und welche Auslegung derselbe diesen Zeilen gegeben. In seiner Freude über Alonso's staunenswerthe Willfährigkeit, auf alle Ansprüche seiner

Schwester zu verzichten, war Ruprecht Mildenfurth mehrmals im Begriffe, ihm Anerbietungen ähnlicher Art zu machen, wie er sie Manuela gleich nach ihrer Ankunft gemacht hatte; aber so oft er in das stolze Auge des Fremden blickte, entfiel ihm der Muth dazu; und so wenig Verschiedenheit der Meinungen und der Wünsche sich im Verlaufe ihres Gespräches zwischen den beiden Männern auch heraus gestellt hatte —, Ruprecht athmete doch erleichtert auf, als der unheimliche Spanier von ihm ging, um sich in einem der Gastzimmer, welches ihm im alten Baue angewiesen worden, zur Ruhe zu begeben.

Mit der Sonne war Alonso am anderen Morgen auf. Er trat ins Freie, er schweifte in den Umgebungen des Schlosses umher; aber er war verstimmt und unzufrieden über das Versprechen, welches er Manuela hatte ablegen müssen; er ertrug den Gedanken nicht, von diesem Orte scheiden zu sollen, ohne Maximilian, den sein böser Stern ihm so dicht in die Nähe gebracht hatte, irgend ein unheilvolles Andenken zurück zu lassen. Während er so sinnend umherschweifte, ließ der Zufall ihn Maximilian finden. Das war keine Verletzung seines Schwures: er hatte nur versprochen, ihn nicht suchen zu wollen. Eben so hatte er gelobt, nicht durch Wort oder Schrift

Manuela's Dasein zu verrathen: blieb ihm nicht noch das Bild? Dieser Gedanke durchkreuzte seinen Kopf, und im Augenblicke stand sein Plan fest. Er stellte sich als Nekromanten vor und gab ausschweifende, die Neugier spannende Verheißungen. Dann verschwand er, um Manuela mitzutheilen, daß er den Tag über abwesend sein werde und daß er sie um zehn Uhr Abends im Wagen Ruprecht Mildenfurth's an einer bestimmten Stelle im Parke seiner harrend zu finden wünsche.

Angekommen in der Wohnung Wennemar's fand er Aquarell-Farben, einige optische Gläser; der dienstfertige Chronist mußte ihm einen auf dem Hofe beschäftigten Tischler heraufsenden und diesem seine Aufträge verdolmetschen, die dann unter Alonso's Augen ausgeführt wurden; so hatte er mit angestrengter Thätigkeit gegen Abend eine Vorrichtung hergestellt, welche seinem Zwecke genügte und deren Unvollkommenheit die Zuschauer nur zu natürlich über der Spannung vergaßen, in welche die dargestellten Gegenstände sie versetzten. Als es für ihn darauf ankam, Maximilian's und seiner Schwester Verbindung zu trennen, da hatte jener Manuela todt glauben sollen: jetzt, wo er Maximilian durch eine neue Verbindung für immer unlöslich gefesselt wußte, wo ihm

keine Gefahr von dieser Seite mehr drohte, da wollte er dem unglücklichen jungen Manne einen tiefen Stachel in die Seele drücken — Maximilian sollte erfahren, daß Manuela lebe, und seine innere Ruhe sollte durch diese Offenbarung für ewig vergiftet werden. Es war ihm deshalb unangenehm, als er hörte, daß auch Wennemar seine Phantasmagorien mit anschauen solle. Für Wennemar hing nicht beinahe Tod und Leben davon ab, daß das Geheimniß bewahrt bleibe. Aber es war zu spät; er konnte nicht wohl mehr zurück, und es war, als ob ein böser Genius ihn weiter triebe. Als er am Schlusse Margarethens Anwesenheit entdeckte, erschrak er; das war gefährlich, sie konnte empört sein, oder, seine Intrigue konnte zur Sprache kommen . . . aber nein, sie liebte ja Maximilian, sie bot gewiß Alles auf sich ihn zu erhalten . . . darin lag für Alonso die Bürgschaft seiner Sicherheit, und eine andere Bürgschaft sah er in der vorbereiteten Flucht. Als er die Wohnung Wennemar's verlassen, als er einen Theil seiner „magischen" Präparate in dem Weiher versenkt hatte, eilte er mit hastigen Schritten dem Orte zu, wo Manuela ihn im Reisewagen Ruprecht Mildenfurth's erwartete, und rollte mit ihr in gestrecktem Trabe der nächsten Eisenbahn-Station zu.

Zehntes Kapitel.

Der Pairshof.

Kehren wir jetzt zu Maximilian zurück. Der unglückliche junge Mann hatte in der Nacht, welche den für ihn so fürchterlichen Enthüllungen des Spaniers folgte, kein Auge geschlossen. Ohne sich zu entkleiden, hatte er sich auf Wennemar's Lager geworfen und sich nun seinem ganzen, ungemäßigten Schmerze hingegeben. Mehrmals dachte er daran, seinem Leben ein Ende zu machen und durch eine wohlthätige Kugel den gordischen Knoten, in den ihn sein Verhängniß verstrickt hatte, zu zerreißen. Er würde, von der Verzweiflung getrieben, in der That zu diesem Auskunftsmittel gegriffen haben, wenn ihn nicht die religiösen Ueberzeugungen, in denen er auferzogen worden und die ihm stets heilig geblieben waren, zurückgehalten hätten. Denn sein Gemüth war rein, sein Herz groß und sein Geist tief und ernst genug,

um sein Leben hindurch der religiösen Gläubigkeit treu bleiben zu können, welche von großem und überlegenem Verstande mehr, als unsere Gesellschaft sich träumen läßt, bedingt ist; die Menschen ohne Religion sind ou des imbéciles ou des scélérats, wie die Marquise de Crequi es eben so wahr als kräftig ausdrückt.

Gegen Morgen war er erschöpft in einen unruhigen, von ängstlichen Traumgesichten erfüllten Schlummer gesunken. Als er erwachte, konnte es nicht früh mehr sein, denn die Sonne stand hoch am Himmel. Wennemar war fort. Maximilian ordnete rasch seinen Anzug, dann verließ er die Wohnung seines gutmüthigen Verwandten und wollte, eben am Fuße der Wendelstiege angekommen, ins Freie treten, als er einen Wagen rollen hörte; drei rasche Schritte weiter, und er sah, daß es Margarethens Equipage war, welche den Hof verließ. Maximilian stürzte ihr nach.

Margarethe! rief er, Margarethe! und rief es mit einem warhaft herzerschütternden Tone, wie ein Versinkender, der einen Rettungsschimmer auftauchen sieht und nach ihm ausschreit. Aber die Räder des Wagens rollten weiter, und Margarethe hörte ihn nicht; und wenn sie ihn auch gehört hätte — ihre Räder wären doch davon gerollt, und der Schrei seines

Schmerzes hätte in diesem Augenblicke so wenig ihr tief entrüstetes Herz erweicht, sie so wenig zu Maximilian zurückgeführt, wie der Schrei des Falken, der eben über den Giebeln von Haus Bursbeck seinen durchdringenden Ruf ausstieß.

Vor der großen Eingangsthür zum Herrenhause standen der Freiherr von Bursbeck und seine Frau und ihre vier Töchter in Mantillen und Morgenüberwürfen; sie hatten Margarethen zum Wagen begleitet; jetzt kehrten sie eilig in das Gebäude zurück, und Alle hüteten sich voll Scheu, dabei einen Blick nach der Seite hin zu werfen, wo Maximilian sich befand. Sie wußten Alles. Margarethe selbst hatte Alles gesagt, und diese Menschen, über welche sich Maximilian gestern noch wie ein König erhaben gefühlt — sie verläugneten ihn jetzt, sie würdigten ihn keines Wortes und keines Blickes mehr . . . er war ein Ausgestoßener, ein Geächteter!

Wennemar allein blieb der Alte, oder nein, er war nicht mehr der Alte, er war durch das furchtbar Ernsthafte Dessen, was um ihn her vorging, wie verwandelt und hatte aus der tiefen Theilnahme seines wohlwollenden Herzens eine Art Inspiration erhalten, welche seinen Verstand, seinen Scharfblick, seine hülfbereite Thätigkeit verzehnfachte. Er kam

heran, er legte seinen Arm in den Maximilian's und führte ihn noch einmal in seine Wohnung, und während sie über den Hof zurück dahin schritten, sagte er ihm mit einem Tone milden Vorwurfs:

Maximilian, nur das Eine thu nicht, bestehe nicht darauf, Margarethen zu sprechen: versuche es, dich einen Augenblick aus deiner Lage unparteiisch in die ihrige zu versetzen, und dann gestehe dir, daß du ihr schuldig bist, den Willen zu achten, den sie fest und bestimmt ausgesprochen hat, den Willen, dich nie wieder zu sehen!

Du hast Recht, Wennemar, antwortete Maximilian leise und sanft; aber für sich setzte er trostlos hinzu: Wenn sie mich je geliebt hätte, würde sie sich nicht vor Allem zuerst gedrungen fühlen, mich zu sprechen und meine Vertheidigung zu hören?!

Als sie die Mitte der Stiege erreicht hatten, blieb Maximilian plötzlich stehen.

Laß mich, Wennemar, sagte er; was soll ich hier? ich will heimkehren.

Was hast du vor?

Nichts! — ich will in der Einsamkeit über Alles nachdenken! Lebe wohl — ich danke dir, Wennemar — du warst der Einzige, der mir heute eine Freundeshand gereicht hat — ich werde das nie vergessen, Vetter!

Lebe wohl, Maximilian . . . und — dem alten Manne traten ein paar Thränen in die Wimpern — Max, fasse keine übereilten Entschlüsse — vielleicht wird ja noch Alles gut!

Das ist unmöglich! antwortete Maximilian mit bitterem Lächeln.

Du kannst sicher sein, daß wir Alle reinen Mund halten . . . das Geheimniß wird gewahrt werden, Maximilian, so viel es in unserer Macht liegt.

Ich will es euch leichter machen, Wennemar, indem ich gehe und — nie zurück kehre!

Um Gottes willen! antwortete Wennemar, erschrocken, sei ein Mann . . .

Maximilian ließ ihn nicht ausreden, er schüttelte dem guten Alten die Hand, ihre Augen begegneten sich mit einem Ausdruck, der auf beiden Seiten gleich innig war, und dann schritt Maximilian langsam die Treppenstufen wieder hinab und ging zu seinem Pferde, um nach Hause zurück zu kehren.

Was ihm allein zu thun übrig blieb in seiner Lage, darüber war er bald im Klaren. Während er langsam denselben Weg zurück legte, den er vor zwei Tagen mit solcher Hast und in so großer Aufregung gekommen war, stellte er seine Entschlüsse fest. Er wollte fort; er wollte in die weite Welt ziehen

und wollte nie wiederkehren; Margarethe konnte dann die Bande, durch welche sie an ihn gefesselt war, ohne Schwierigkeiten lösen, indem sie ihn der böslichen Verlassung anklagte: sie konnte dadurch frei werden, ohne ihn öffentlich vor den Gerichten eines schweren Verbrechens anklagen zu müssen, das, wie Maximilian hoffte, vor der Welt verheimlicht werden könne. Wollte sie ganz frei werden, wollte sie ihre Ehe als nichtig erklärt sehen: dann freilich mußte sie ihn völlig Preis geben: er wollte ihr das selbst zu entscheiden überlassen. Und da sie ihn nicht hören wollte, so gedachte er ihr Das, was zu seiner Rechtfertigung diente, schriftlich mitzutheilen, und ihr es dann anheimzugeben, ob sie die öffentliche Schmach auf sein unglückliches Haupt häufen wolle, oder ob ihr Zorn und ihr Haß befriedigt werden könnten durch jene halbe Trennung, wie sie bei einer echten und gültigen Verbindung ihre Kirche erlaubte. In der Bitterkeit seines Herzens fühlte er etwas wie eine traurige Genugthuung, wenn er sich den Gedanken ausmalte, sie werde nichts mehr schonen, sie werde ihn wie einen flüchtigen Verbrecher von der Gerechtigkeit verfolgen lassen — war doch um so größer dann sein Recht, die Härte des Schicksals und die Erbarmungslosigkeit der Menschen anzuklagen!

Als er in seiner Wohnung angekommen, hörte er von den Bedienten, daß die gnädige Frau ein paar Stunden vor ihm angelangt sei und drüben in ihrem Flügel des Hotels sich eingeschlossen habe; die Dienerschaft habe den Befehl erhalten, ihre Garderobe und alle ihre Sachen einzupacken, und sei eifrig damit beschäftigt. Maximilian ließ nun einen ihm befreundeten Anwalt kommen und hatte eine lange Unterredung mit ihm; er stellte ihm Vollmachten aus, gab ihm mancherlei Weisungen und sandte ihn endlich zu seinem Banquier. Dann ordnete er seine Papiere, verbrannte Briefe, ließ seinen Diener einpacken und warf sich zuletzt, da über diesen Beschäftigungen der Rest des Tages zu Ende gegangen war, todmüde auf sein Lager. Am anderen Morgen in der Frühe saß er bereits an seinem Schreibtische; er schrieb an Margarethen einen langen, langen Brief: er hatte ihr ja so unendlich viel zu sagen; er legte sein ganzes Herz vor ihr offen; er beschwerte sich nicht über ihren Zorn; ja, er bekannte sich selbst sogar schuldig, aber er erklärte ihr, wie er dazu gekommen, diese Schuld auf sich zu laden; er versicherte sie, daß nur das ihn durchdringende Bewußtsein seiner Stellung ihr gegenüber, daß nur die entsetzliche Schaam, in welcher sich jetzt, wenn er an sie denke, sein Herz

verblute, ihn davon abhalten könne, ihr mit den heiligsten Schwüren zu sagen, daß er nur sie liebe und ewig lieben werde; — und dann endlich stellte er ihr die Weise frei, wie sie sich von ihm scheiden lassen wolle, und versicherte sie, daß jedenfalls die Verzweiflung, welche an ihm zehre, sie bald durch seinen Untergang ganz und für ewig frei machen werde.

Maximilian couvertirte und siegelte den Brief und sandte seinen Diener damit zu Margarethen hinüber. Dann stand er auf und trat ans Fenster; er fühlte sich ruhiger, mit dem Briefe war ein, wenn auch nur kleiner, Theil der Last, welche auf seiner Brust lag, abgewälzt, es war dadurch eine gewisse Klarheit über ihn gekommen. Er hatte lange gesessen, die Uhr in dem Frontispice seines Hotels wies auf Zehn. Unten im Hofe hielten mehrere Equipagen; er hatte ihr Hereinrollen ganz überhört, so sehr war er mit seiner Rechtfertigungsschrift beschäftigt gewesen. Zehn Minuten vergingen. Maximilian spähte hinüber zu Margarethens Fenster; er sah sie nicht, aber einmal war ihm, als ob sich eine hohe und schmale Gestalt, wie die der Tante Amalgunde, an den Vorhängen her bewege. Da öffnete sich seine Thüre — der Diener trat wieder ein — er hielt das Schreiben, welches er hatte überbringen sollen, in der Hand.

Die gnädige Frau ist unwohl, sie wünscht keine Briefe zu empfangen, meldete er.

Das war die Antwort auf Maximilian's glühende Herzensergießung!

Ueberwältigt warf er sich auf ein Sopha; das war der Härte, ja, des Unrechts zu viel — nicht einmal eine Vertheidigung wollte man ihm gestatten!... Er wußte seinem Schmerze nicht mehr Einhalt zu thun, und hoffnungslos, den Tod sich wünschend, verbarg er sein Gesicht in den Kissen des Sophas.

Eine geraume Zeit mochte er so in dumpfem Hinbrüten gelegen haben, als sich eine breite, zwar harte und schwielige, aber warme Hand auf seinen Scheitel legte. Er sah empor — ein mildes Gesicht, auf dem der tiefste Ernst nicht den Ausdruck mitleidigster Theilnahme und unerschöpflichsten Wohlwollens verdrängt hatte, blickte ihn an; es war Niemand anders als Wennemar von Waterlapp.

Wennemar?! du hier?

Ich bin's, Maximilian. Willst du mir folgen?

Folgen? wozu? wohin?

Nur zwei Schritte weit; sie wünschen dich zu sprechen!

Und wer wünscht mich zu sprechen?... du kündigst mir das ja so feierlich an...!

Der Familienrath, unterbrach ihn Wennemar, indem er die Stimme sinken ließ, als spreche er etwas Tieftragisches oder Fürchterliches aus.

Ist der zusammen?! Nun wohl, ich will ihm Rede stehen — komm!

Maximilian hängte sich in Wennemar's Arm und ging jetzt plötzlich gefaßt, erhobenen Hauptes und sicheren Schrittes mit ihm durch mehrere Gemächer seines Hotels bis in einen geräumigen und mit einem gewissen altfränkischen Luxus ausgestatteten Salon, der nach hinten hinaus lag und durch drei auf einen großen Balcon führende Fensterthüren die Aussicht auf die grünen Gebüsche des Gartens bot. Die von der Zeit geschwärzten Vergoldungen an den Möbeln und Leisten, der ehemals dunkelgrüne, verblichene Moire der Tapeten in großen Panneaux, die frostigen weißen Stuccatur-Figuren, welche sich am Plafond von einem kalten grasgrünen Grunde abhoben, die nackten Fenster ohne Vorhänge endlich, alles Das gab diesem Raume etwas Abstoßendes, Trauriges, und dieser Eindruck wurde nur noch erhöht durch die düstere und strenge Physiognomie eines Mannes in einem violetten Hermelin-Mantel, der in Lebensgröße gemalt über dem Kamine hing und die Hand auf einen Marmortisch mit den Insignien eines Fürstbischofs

stützte — es war einst ein mächtiger, aus den Vorfahren dieses Hauses erwählter Fürst, jetzt eine Art Spiritus familiaris, der mit seinen bleichen Zügen und stechenden kleinen Augen diesen das ganze Jahr hindurch verschlossenen Raum hütete.

Mehrere Tische standen in dem Saale; um einen derselben, welcher oben ans Ende und in die Nähe der Fenster gerückt war, und dem Maximilian sich beim Hereinkommen gerade gegenüber erblickte, saß eine Reihe von Männern, die alle schweigend und mit dem Ausdrucke von großer Spannung dem Eintreten des Erwarteten entgegen sahen. Ein paar andere Herren wandelten in eifrigem Gespräche auf und ab, eine Gruppe von drei oder vier hatte sich flüsternd in eine Fensternische zurückgezogen; sie alle aber traten heran, als Maximilian, von Wennemar begleitet, über die Schwelle schritt.

Maximilian begrüßte die Versammlung ruhig und, wie er es immer gethan haben würde, mit einer leichten Verbeugung, welche von Mehreren mit gehaltenem Ernst, von Anderen gar nicht erwidert wurde; dann nahm er den Sessel am unteren Ende des Tisches ein, den Wennemar ihm herbeigerückt hatte, und alle anderen Anwesenden gruppirten sich jetzt um die Tafel. Maximilian ließ seinen Blick über sie glei-

ten; er sah Niemanden, den er für die Verhandlung, welche man zu beabsichtigen schien, sich herbeigewünscht hätte, aber auch Niemanden, den er Ursache gehabt hätte, fort zu wünschen — es sei denn, daß es gerade Der gewesen wäre, welcher Ansprüche darauf machen mußte, die Hauptrolle in diesem Drama zu spielen, und dem Niemand unter allen Anwesenden diese Rolle zu bestreiten gewagt haben würde — Maximilian's Oheim, Ruprecht Mildenfurth, nämlich. Die Anwesenden waren sammt und sonders seine Verwandten, die meisten zwei- und dreifach durch die Bande des Blutes oder der Schwägerschaft mit ihm verbunden; da waren, außer Ruprecht, der Freiherr von Bursbeck, den wir kennen, dann Graf Valerian von Schlettendorf, jetzt ein gereifter Mann, mit edlen Zügen, in denen neben dem wohlwollendsten Ausdruck eine milde Trauer ruhte, die für Maximilian etwas unendlich Trostreiches und Beruhigendes hatte; ferner Baron Heydenreich Tondern, der sehr alt und schwach geworden war und gallsüchtig und boshaft wie immer drein schaute; dann der junge Mainhövel, der Sohn und Stammhalter des alten blinden Freiherrn, der jetzt selig im Herrn entschlafen bei seinen Vätern ruhte; ein blonder, langbärtiger Sasseneck, ein Neffe des tollen Barons, der einst seines Vetters von Quernheim Burg

belagerte, und den wir im Anfange dieser Erzählung dem Leser als den Graf Sandor der Provinz vorführten; der alte Sackenrode mit seinem jetzt schneeweißen Kopf; der Freiherr von Prallhufen *), — alle waren sie zusammen gekommen und bildeten eine feierliche Versammlung, wie ein Gericht von alten Rachinburgi über ihres Gleichen, oder von jenen Freigrafen, die, ohne geharnischte Scharen zur Vollstreckung ihrer Befehle zu haben, durch die bloße Gewalt ihrer moralischen Autorität die höchsten Häupter sich beugen sahen.

Auch Frauen schienen anwesend, wenn sie auch nicht sichtbar waren; denn eine Tapetenthür dicht neben dem Kamine stand nur angelehnt, und Maximilian hörte dahinter Frauengewänder rauschen — gewiß war es Tante Amalgunde, welche dort in dem Entresol-Zimmerchen sich aufhielt, um kein Wort von der Verhandlung zu verlieren.

Ruprecht Mildenfurth begann zu reden, als Maximilian sich gesetzt hatte. Man konnte den löwenhaften alten Mann mit dem königlichen Gebahren nicht ohne tiefes Mitleid ansehen, so hatte die furcht-

*) Ueber diese Personen und ihre Schicksale vergleiche man den Roman des Verfassers: „Die Ritterbürtigen.“

barste Gemüthserschütterung ihm ihren Stempel aufgedrückt.

Maximilian, begann er und suchte dabei den alten Donnerton aus der Brust heraufzuholen, der ihm sonst zu Gebote stand, wenn er die Würde würdiger zu machen glaubte, indem er ihr ein Unterfutter körnigster Grobheit gab — Maximilian, wir sind hier zusammen gekommen, um uns über die Haltung zu berathen, welche . . . welche bei einem solchen Falle . . . wie der deinige ist . . . von uns anzunehmen. . . Seine Stimme stockte — es lag ihm etwas auf der Brust, daß der Athem nicht ausreichte zu dem hohen und gewaltigen Tone, in dem er begonnen — er schwieg einen Augenblick erschöpft, und dann stieß er, die Stirn auf die Hand stützend und das Haupt hin und her wiegend, wie in der äußersten Verzweiflung die Worte aus:

O Max! Max! daß du so vor uns stehen mußt! und barg sein zusammengefallenes Gesicht in den beiden Händen, die Ellbogen auf den Tisch stemmend.

Ich will statt Ihres Oheims reden, hob jetzt Valerian von Schlettendorf an. Sie werden uns Allen, wie wir hier sind, nicht das Recht der Theilnahme an Ihrem Schicksale bestreiten, Rauschenloo, und deshalb hat Ihr Oheim uns hier zusammenberufen, frei-

lich nicht allein dazu, Ihnen diese Theilnahme auszudrücken. Denn, offen gestanden, uns liegt bei Ihrem Falle zunächst ein Interesse, das unseres Namens und Standes, zu wahren ob. Sie wissen selbst nur zu gut, in welche Stellung wir zu Dem, was man das allgemeine Bewußtsein unserer Zeit nennen kann, gerathen sind — in wie fern durch unsere eigene Schuld, darüber habe ich früher oft meine Meinung ausgesprochen und brauche es hier nicht aufs Neue zu erörtern. Genug, es ist so. Mitten in einer Gesellschaft, deren letztes Ziel das Geld ist, stehen wir als Ketzer da, weil wir ein Höheres kennen, als das Geld: den Adel unseres Namens. Wir sind die Ueberreste einer weiseren Weltordnung, die aus den Begriffen und Vorstellungen der Menschen ausgetilgt ist . . . bis auf uns — wir allein sind übrig. Wie die Juden durch das Mittelalter wanderten, als Ueberreste der verschwundenen alten Geschichte, so wandern wir durch die neue Zeit, als Zeugen des verschwundenen Mittelalters. Aber unsere Existenz ist nicht allein ein Zeugniß, sie ist auch ein Widerspruch — eine Empörung — ja, ein Hohn, eine Herausforderung. Wir betrachten uns als Menschen, die zu höher bevorrechteten Wesen emporgehoben sind; die Welt, die Zeit will die Menschen niedergeschroben sehen, zu

blinden Existenzen, die einen ewigen öden Maschinen-Kreislauf machen zwischen den drei Stadien: Arbeit — Geld — Genuß. Deshalb haßt man uns. Wir machen Ansprüche, wo man uns kein Recht zugesteht, als das, unserer Existenz uns zu schämen. In unserer eigenen Heimat stehen wir in Feindesland. Und so müssen wir achtsam sein, wie ein Heer vor dem Feinde, und jede Blöße vermeiden. Es wäre eine Niederlage für uns Alle, wenn Sie, Maximilian Rauschenloo, öffentlich eines schweren Verbrechens beschuldigt und wegen dieses Verbrechens verurtheilt würden. Ich brauche Ihnen deshalb nicht zu sagen, daß es unser Wunsch ist, Sie gegen ein Schicksal dieser Art mit allen Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, und durch Aufbietung unseres ganzen Einflusses, wenn es sein muß, zu schützen. Aber vorher müssen wir aus Ihrem eigenen Munde Aufklärungen erhalten. Wir müssen wissen, ob wir Sie gegen den weltlichen Richter mit gutem Gewissen schützen können, ob wir nicht unserer eigenen Ehre dadurch vergeben, daß wir uns zwischen die Gerechtigkeit und eine offenbare Schuld stellen.

Theilen Sie uns vor allen Dingen mit, was Sie jetzt zu thun vorhaben, Maximilian! fiel Heydenreich Tondern hier ein, der während Valerian von Schlet-

tendorf's Rede seinem Nachbar spöttisch mit den kleinen boshaften Augen zugezwinkert hatte, wie immer, wenn er Valerian's „Ideologien" über den Adel, wie er es nannte, anhören mußte.

Maximilian beachtete seine Frage nicht, sondern heftete, während er antwortete, seine Augen fest auf Valerian's wohlwollende Züge.

Es ist mir lieb, daß Sie mich wenigstens anhören wollen, bevor Sie ein Urtheil über mich fällen, Graf Schlettendorf; und vor Allem ist es mir von Werth, daß mein Oheim Ruprecht es war, der zu diesem Entschluß den Anstoß gab, wenn ich auch aus der feierlichen Stimmung, die über dieser Zusammenkunft ruht, sehe, daß Sie mein Unglück zu jenen großen criminalistischen Scandalen zu rechnen geneigt sind, welche in neuester Zeit Träger der vornehmsten und unbeflecktesten Namen auf die Verbrecherbank gebracht und uns tiefe Wunden ins Fleisch geschnitten haben. Gegen eine solche Auffassung jedoch muß ich mich feierlich verwahren. Ich bin kein Verbrecher — Maximilian sprach dies laut, aber mit vor Aufregung zitternder Stimme . . . habe ich eine Schuld, so habe ich diese Schuld vielleicht vor dem Richter und vor dem Gesetze — ich weiß nicht, in welchem Maße, — aber ich habe sie auch nicht im geringsten Maße vor mei-

nem inneren Richter, vor meinem Gewissen. Ich bin das Opfer der unverschämtesten und abscheulichsten Betrügerei, welche je ersonnen worden ist! Ich habe mich in Spanien vermählt — das heißt, ich bin einer Dame auf dem Krankenbette angetraut worden, und bin dann sofort, ohne nur noch einen Augenblick zu zögern, allein in meine Heimat zurückgekehrt, weil mich eine Dienstpflicht ohne Verzug abzureisen zwang. Meine junge Frau, so war es unter uns verabredet, sollte mir folgen: ich wollte die Meinen unterdeß auf ihre Ankunft vorbereiten. Aber als ich, nachdem meine Dienstgeschäfte in der Hauptstadt abgemacht waren, kaum in Mildenfurth angekommen, erhielt ich die Nachricht von dem Tode meiner Frau — nicht eine bloße briefliche Nachricht — nein, ich erhielt durch die Vermittlung unseres Gesandten in Madrid ein Schreiben, dem ein officieller Todtenschein beilag.

Wo ist er? fragte Heydenreich Tondern trocken.

Ich habe ihn nicht mehr! antwortete Maximilian stockend.

Sie haben ihn nicht? rief Valerian wie im Zweifel an der Wahrheit dieser Worte aus.

Sie haben wohl die Cigarette damit angezündet? Das war höchst weise und vorsichtig gehandelt! sagte Tondern mit offenbarem Hohne.

Der Schein, fuhr Maximilian, ohne diese Aeußerung einer Antwort zu würdigen, fort, wurde mir nebst einem Briefe gesandt, welcher ausführliche Details über die letzten Stunden und den durch ein Nervenfieber verursachten Tod meiner jungen Gattin enthielt; zugleich war die dringende Bitte hinzugefügt, das officielle Document unter Couvert an eine angegebene Adresse in Paris zu senden. Manuela's Bruder habe nämlich seine Schwester in einer französischen Tontinen-Anstalt eingekauft und habe dem namhaft gemachten Bekannten in Paris den Auftrag gegeben, sich bei der Casse der Gesellschaft einzufinden und an der Stelle des Bruders sich die Summe auszahlen zu lassen, welche durch Manuela's Tod verfallen sei; doch bedürfe dieser Bekannte in Paris dazu des Todtenscheines. Ich, fuhr Maximilian fort, habe diese Bitte arglos erfüllt: ich habe den Todtenschein nach Paris gesendet und bin so in die Schlinge gefallen, welche mir ohne Zweifel gestellt wurde, um ein für den Fälscher so compromittirendes Document aus meinen Händen zu locken.

Also Sie haben den Todtenschein nicht?

Nein!

Nicht einmal eine Abschrift?

Auch das nicht!

Und der Brief, der die Nachricht von dem Tode Ihrer Frau in Spanien enthielt?

Ich habe ihn verbrannt, wie ich Alles verbrannt habe, was auf Manuela Bezug hatte — kurze Zeit, nachdem ich die schmerzliche Nachricht empfangen. Ja, ich habe ihn verbrannt, wiederholte Maximilian lauter, damit er Niemanden vor die Augen komme und Niemand mich frage nach einem schönen, aber kurzen Jugendtraume, der die Formen der Wirklichkeit annahm und wie eine nur zu poetische Episode sich in mein Leben verflocht. Ich weiß nicht, ob ich hier ganz verstanden werde; aber Sie, Valerian Schlettendorf, werden mich begreifen. Gibt es nicht Gefühle in Ihnen, haben Sie, als Sie noch in jugendlichen Schwärmereien ein Glück fanden, welches Ihnen die kältere Lebenserfahrung getödtet hat, nicht Gedanken verfolgt, über welche Sie der Welt nun und nimmer Rechenschaft geben werden? Meine Natur wenigstens ist so. Was mich tief innerlichst durchdringt, was meine besondere, meine Lebens-Poesie für mich ist, davon rede ich nicht, und am allerwenigsten von Dem, was mein, was überhaupt des Menschen Heiligstes, was mein Schmerz ist.

Wie tief die Nachricht von dem Tode Manuela Revenga's mich erschütterte, brauche ich nicht zu sa-

gen. Aber ich fühlte bald, daß dieser Schmerz ein anderer war, als der Schmerz, den ich bei früheren Erfahrungen gleicher Art, bei dem Verluste einer Schwester, dann meiner Eltern empfunden hatte. Die Trauer um Manuela verlor sehr bald das eigentlich Stechende, sie wich einer milden Schwermuth, in welcher mir war, als sei das ganze Erlebniß, welches mich mit ihr verband, nichts weiter als ein flüchtiger Traum gewesen, ein jugendlich entfesseltes Schwärmen, das Abenteuer einer Dichter-Phantasie in der Region des Schönen, aus der mich die nackte Wirklichkeit zurückgerissen habe; denn mein Verstand mußte der Wirklichkeit ihr Recht einräumen, so gut, wie er es gegen die phantastischen Visionen einräumt, in deren Mitte wir uns versetzen, wenn eine Flut von herrlichen Tönen, ein Strom von Musik unsere Seele auf ihre Wellen nimmt und zu allen Höhen des Daseins emporträgt. Sind die letzten Klänge der Musik verrauscht, und man fragt uns, ob wir unserer irdischen Existenz entsagen und nun für immer in dem ätherischen Duftreiche leben wollen, wohin uns eben unsere Phantasie trug — gewiß werden wir lächelnd: Nein sagen.

Mit solchen Reflexionen und Vorstellungen tröstete ich mich, als ich den Tod Manuela's vernommen.

Ich sagte mir auch, daß sie in die Welt nicht paßte, in welche ich sie hatte verpflanzen wollen. Es war ein poetischer Gedanke, die schöne glänzende Palme in die Erde zu bringen, welche unsere Fichten nährt ... aber er hätte mit dem Untergang der Palme enden müssen. In Spanien flog mein Geist über die Hemmnisse fort, aber schon in dem Augenblick, in welchem ich zurückgekehrt war, hatte ich mir gestanden, daß es grausam sei, Manuela hierher zu verpflanzen und daß sie hier nimmermehr glücklich werden könne. Sie war gewohnt, eine andere Luft zu athmen; man hätte ihr hier Vorstellungen aufdrängen müssen, welche ihr innerlichst fremd und widerstrebend gewesen. Trat ich in einen Kreis von Frauen, so fragte ich mich erschrocken, welche Rolle würde Manuela hier spielen? Welchen Hohn würden diese gestrengen Sittenrichterinnen über ihre feurige Lebhaftigkeit ausgießen! Und nun gar mit Männern zusammengebracht — welches Kopfschütteln würde die Naivetät ihrer religiösen Vorstellungen erregen, welche Satyre würde ihrer Unbekanntschaft mit tausend Gegenständen unserer „Bildung" folgen! Und dann, wie würde man sie bessern, belehren, schulen wollen — wie würde man ihr das Leben verbittert, zur Hölle gemacht haben! Das Alles war mir wie eine schwere Last auf die Brust gefal-

len, als ich wieder auf dem Boden meiner Heimat stand; und hier, in der alten Umgebung inmitten unserer Sitten und, offen gestanden, inmitten unserer Vorurtheile, sagte ich mir auch, daß das Zerwürfniß mit meinem würdigen Oheim, in welches ich durch meine Verbindung gerathen wäre, vielleicht ein unheilbares geworden sein würde. So, um mich kurz zu fassen, schob ich die ganze Episode meines Lebens, welche sich unter dem sonnigen Himmel Andalusiens abgespielt hatte, wie eine heilige Erinnerung in den innersten Winkel meines Herzens zurück und warf über das Geheimniß meiner Seele wie eine Isisdecke das Schweigen!

Sie wissen nun Alles, meine ganze — wenn Sie es so nennen wollen — Schuld. Sie besteht darin, daß ich nicht noch Forschungen nach Manuela's Tode anstellte; aber ich hatte ein paar Briefe an sie geschrieben und keine Antwort bekommen; statt dessen kam die Nachricht ihres Todes — wie konnte ich daran zweifeln, da ich sie krank verlassen, da meine Briefe nicht beantwortet worden, da ich ein allem Anschein nach authentisches, von einer öffentlichen Behörde ausgestelltes Zeugniß in Händen hatte? Wer kann mir vorwerfen, daß ich unter solchen Umständen vertraute? — Nach kurzer Zeit lernte ich Margare-

then kennen; ich war in einer ernsten, weichen, noch immer erregten Stimmung, in jener Stimmung, in welcher die Leidenschaft ihren festesten Ankergrund findet — ich liebte Margarethen, ich warb um sie — der Wunsch der Meinigen, der dieser Verbindung schon lange voraus geflogen war, ebnete den Weg — so ward ich ihr Gatte — aber von Manuela sprach ich Niemandem — ich wollte Niemandem das Recht geben, mit neugierigen Fragen in meiner Seele zu wühlen und die Leiche eines begrabenen Jugendtraumes aus ihrer heiligen Ruhestätte aufzustören. — Das ist Alles, was ich zu sagen habe; danach mögen Sie beschließen, was Sie glauben beschließen zu müssen; ich nehme geringen Antheil daran; bei mir liegt aller Schmerz in dem Einen Gedanken, daß ich mein Weib, daß ich Margarethen verloren, daß ich Manuela unglücklich gemacht — das Uebrige kümmert mich wenig mehr!

Maximilian's Vertheidigung hatte bei einigen der Anwesenden einen tiefen, bei der Mehrzahl aber nur einen geringen Eindruck gemacht. Denn wenige von ihnen waren im Stande, die Gründe, welche er aus den Zuständen einer tief fühlenden und mit reizbaren Saiten bespannten Seele hervorholte, zu verstehen und ihrem wahren Werthe nach zu schätzen; es machte im Gegentheil einen schlimmen Eindruck auf einen

großen Theil der Anwesenden, daß Maximilian, statt mit einfachen Worten und Hervorhebung der Thatsachen, sich mit poetischen Redensarten und Dem, was ihnen ins Gebiet der Phrase zu gehören schien, vertheidigt hatte. Was sie völlig stutzig machte, war, daß er nicht einmal mehr den Todtenschein Manuela's, ja, nicht einmal mehr den Brief mit der Trauernachricht besaß! Verstimmt und Maximilian abgeneigt wegen der Schmach, welche sie durch seine Angelegenheit auf sie Alle geworfen glaubten, zeigte sich die Mehrzahl dieser Männer leicht der Ueberzeugung zugänglich, daß hier die Möglichkeit eines bodenlosen Leichtsinnes und eines Verbrechens vorliege, da Maximilian kein einziges Zeugniß für die Wahrheit seiner Angaben zu Hülfe rufen könne. Aber Alle schwiegen, als ob Jeder sich scheue, zuerst das Wort zu nehmen. Einer war unter ihnen, welcher die Rede gar nicht gehört hatte; das war Ruprecht Mildenfurth. Aber das Gesicht hatte er erhoben, so lange sein Neffe geredet, und die Blicke der großen vortretenden verstörten Augen waren mit einem flehentlichen Ausdrucke von einem Antlitz zum anderen gewandert, als suchten sie hier einen milden Wiederschein, ein mit Wohlwollen getränktes Spiegelbild Dessen zu entdecken, was Maximilian zu seiner Rechtfertigung vorstellte.

Doch, ach! er fand wenig von diesem Widerschein, und seine Züge begannen ein heftiges Mienenspiel, von dem sich schwer sagen ließ, ob es Zorn, Schmerz oder Verzweiflung ausdrückte.

Was ist da zu thun, Bursbeck, sagte endlich Tondern, der es liebte, Andere vor sich zum Sprechen aufzufordern und gerade Die, von denen er voraussetzte, daß sie durch ihr Votum den Ruhm ihrer Weisheit keineswegs erhöhen würden — was ist da zu thun?

Es ist schlimm, daß du den Todtenschein nicht hast, Max Rauschenloo, antwortete der Freiherr von Bursbeck.

In der That, nahm Valerian wieder das Wort — dieser Umstand ist für Sie höchst beschwerend, Maximilian; ich will nicht andeuten, daß ich den geringsten Zweifel an der Wahrheit Ihrer Aussage hege . . . aber ich glaube, daß wir uns schwerlich entschließen können, etwas für Sie zu thun, bis es Ihnen gelungen ist, in Spanien mit Erfolg Nachforschungen nach dem Urheber des Todtenscheins anzustellen; die Behörde, welche das Document ausstellte, muß ja leicht zu finden sein.

Hat der Gesandte, durch dessen Hände er gegangen ist, ihn gesehen? unterbrach Tondern.

Nein, er war in einem versiegelten Couvert, zusammt dem Briefe von der Hand des Bruders Manuela's.

Das ist wieder sehr schlimm! fuhr Tondern sarkastisch fort; er existirt nicht . . . Niemand hat ihn gesehen . . . es scheint mir deshalb, Rauschenloo, als ob Sie am besten thäten, um Ihrer Rechtfertigung willen sehr bald selbst nach Spanien zu gehen!

Und wir thun am besten, den Dingen ihren Lauf zu lassen! rief Sackenrode aus; wir compromittiren unsere Würde, wenn wir uns bereit erklären unseren Einfluß für eine faule Sache aufzubieten.

Zum Reisen bin ich entschlossen — auch ohne Ihren Rath, Tondern, sagte Maximilian sich erhebend, und zu Sackenrode gewendet setzte er stolz hinzu: Du vergißt, Vetter, daß ich nicht die Verwendung deines „Einflusses", wie du es nennst, um Hülfe angerufen habe.

Also Sie wollen nach Spanien gehen und eine Untersuchung anstellen, wer Sie getäuscht hat? fragte Valerian.

Nach Spanien? Nein! erwiderte Maximilian mit großer Entschiedenheit.

Und weshalb nicht?

Was begraben ist, ist begraben. Ein innerer

Schauder hält mich ab, den Gespenstern abgestorbener Gefühle, welche dort sich mir bei jedem Schritte in den Weg stellen würden, entgegen zu gehen!

Diese Aeußerung, welche aufs innigste mit seinem Charakter und mit jener Verwöhnung zusammenhing, von welcher wir früher sprachen und welche ihn verleitete, tieferen und vielleicht mit Schmerz verbundenen Erregungen aus dem Wege zu gehen, diese Aeußerung, sagen wir, vollendete den Ruin Maximilian's in den Augen seiner Standesgenossen und Verwandten. Hätte Maximilian, wenn er sich so schuldlos wußte, wie er sich darstellte, nicht entschlossen sein müssen, Alles aufzubieten, um den Betrug, der ihn ins Unglück gestürzt, zur Strafe zu ziehen und mit den Beweisen, daß dieser Betrug allein Schuld an seiner verzweifelten Lage sei, sich vor dem Richterstuhl der Seinigen und der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen?

Nun, so reisen Sie dahin, wo der Pfeffer wächst! murmelte Heydenreich Tondern aufstehend.

Ja, entfernen Sie Sich von hier, Maximilian Rauschenloo, sagte Valerian Schlettendorf, es ist das Beste, was Sie thun können; denn hier ist Ihres Bleibens nicht mehr. Wir sprechen über Sie nicht eine Aechtung aus, wir weihen nicht wie mit einem alten Vehmfluche Ihr Haupt den Vögeln des Him-

mels und Ihre Asche den Winden; aber der Eindruck, den, wie es mir scheint, die Mehrzahl der Anwesenden von hier mit sich fortnimmt, würde in seinen Wirkungen für Sie eben so unerträglich und fürchterlich werden, wie es nur je der Spruch eines Vehmrichters hat sein können. Von Allen gemieden und vereinsamt, gebeugt unter der trostlosen Last eines Namens, dessen ehemaliger Glanz zu seiner jetzigen Befleckung einen niederdrückenden Contrast bildete, von der Geburt auf eine Höhe gestellt, auf welcher Ihnen die Möglichkeit genommen ist, Sich zu verbergen; das Ziel von Tausenden nur Misgunst und Schadenfreude verrathenden Blicken, so oft Sie Sich sehen lassen; ein vogelfreies Wild für eine kläffende Meute, welche Ihre ganze Vergangenheit aufwühlen wird; Monate lang die Nahrung boshafter Journalisten-Federn — nein, nein, Maximilian Rauschenloo, Ihr Schicksal würde hier ein unerträgliches sein — darum fliehen Sie und kehren Sie nie mehr in Ihr Vaterland . . .

In einen Kreis von Männern zurück, der Sie leider als ein faules Glied ausreißen und fortwerfen muß, fiel Tondern ein.

Maximilian war während dieser Worte todtenbleich geworden.

Bei Gott! sagte er, mögt ihr Alle mich für schuldig halten . . . ich bin zu stolz, zu meiner Vertheidigung ein Wort mehr zu sagen, als ich gesagt habe — aber für Beleidigungen fordere ich Rechenschaft von Ihnen, Tondern, und von dir, Sackenrode!

Sackenrode und Tondern lachten höhnisch. Sie halten Sich noch wol für satisfactionsfähig, Maximilian, sagte Heydenreich Tondern mit einem eiskalten Spott. Ich glaube wol, daß es Ihnen ganz recht wäre, wenn sich eine Rauferei für Sie vom Zaune brechen ließe; aber abgesehen davon, daß mein Gewissen mir verbietet, mich zu schlagen, steht die Partie auch zu ungleich. Sie werden einsehen, daß Ihr Leben und das meine nicht ein und denselben Preis mehr haben!

Maximilian war seiner nicht mehr Herr. Gebrochen sank er in seinen Stuhl zurück. O Gott, was that ich dir! sagte er, die Hände vor dem Gesichte, und eine Zeit lang war er wie besinnungslos und hörte nicht die Bewegung, die um ihn entstanden. Da faßte ihn eine Hand an der Schulter; er blickte empor, sein Auge traf entsetzte Gesichter, und eine unbekannte Stimme sagte leise und schüchtern hinter ihm:

Herr Baron, ich muß Sie bitten, mir so bald zu folgen, wie es Ihnen möglich ist.

Ein blasser kleiner Mann von militairischer Haltung mit einem dürftigen blonden Backenbart stand da; er war in Uniform, und diese Uniform sagte Alles, was er selbst aus Schonung, oder aus Schüchternheit in dieser Versammlung angesehener und vornehmer Männer, hinzuzusetzen unterließ.

Das Geheimniß von Maximilian's Doppelehe war bereits in den Besitz zu vieler Eingeweihten gekommen; die Justiz hatte einen Wink von einem so auffallenden, beinahe unglaublichen Verbrechen, das in den höchsten Gesellschaftskreisen begangen sein sollte, erhalten, und sie hatte mit Blitzesschnelle handeln und ihre Pflicht thun zu müssen geglaubt, im Bewußtsein, wie einem solchen hervorragenden Opfer gegenüber ihre Thätigkeit tausendfach controlirt werde.

Maximilian sah eine Weile den Beamten an, als ob er ihn nicht verstehe, dann erhob er sich, beugte langsam mit einer gewissen stolzen Herablassung das Haupt und sagte:

Kommen Sie, mein Herr! ich bin bereit, Ihnen zu folgen!

Es wird sich hoffentlich nur um einige Aufklärungen handeln, welche der Herr Instructionsrichter sich geben zu lassen veranlaßt ist! bemerkte der Beamte, wie um zu beschwichtigen.

Gut, gut! kommen Sie, wiederholte Maximilian und wandte sich zum Gehen.

Max!! Er geht! Er geht! donnerte in diesem Augenblick eine tiefe und rauhe Stimme. Es war die Ruprecht Mildenfurth's, der während der letzten Hälfte dieser Verhandlungen wie in sich versunken, wie in völliger Stumpfheit über seiner unsäglichen Trostlosigkeit brütend da gesessen hatte, der aber jetzt auffuhr, als ob durch diesen letzten Schlag die volle alte Kraft in ihm wach gerüttelt sei, und wie ein wunder Eber brüllte.

Er geht . . . gelassen . . . in den Kerker! rief der alte Freiherr — Maximilian! ehrvergessener Mensch — statt den Schädel lieber an der Mauer zu zerschlagen — o, so nimm meinen Fluch mit in die Wohnung der Schande — ich verfluche dich, ich enterbe dich!

Dann bin ich doch wenigstens so etwas wie ein Bettler, da ich mich zum Verbrecher nicht habe stempeln lassen wollen! sagte Maximilian Rauschenloo mit einem unaussprechlich bitteren Lächeln, indem er stolz das todtenblasse, gramgezeichnete Gesicht empor zu halten suchte; aber er kämpfte vergebens wider seine Empfindung in diesem Augenblicke an, seine Natur versagte den Dienst bei allem Dem, was auf ihn ein=

stürmte — er fühlte einen heftigen Schwindel und tastete convulsivisch nach einer Stütze; aber es war keine Stütze da, denn er stand bereits in der Mitte des Saales; deshalb streckte er die Hand nach dem einzigen Menschen aus, der ihm nahe geblieben war — nach dem Manne des Gesetzes. Vor seinen Augen begann es immer heftiger zu flirren — da vernahm er ein Rauschen von Frauengewändern, er hörte einen leisen Schrei der Angst, und ein Paar Arme schlangen sich warm, mit krampfhafter Heftigkeit um seinen Nacken, und ein warmer Odem hauchte ihm wie ein Balsam Leben ein, und:

Maximilian! Maximilian! rief die Stimme, die den Angstruf ausgestoßen — ich bin es, ich, Margarethe, dein Weib! ja, ich bin dein treues Weib, und wenn dich die ganze Welt verläßt, ich verlasse dich nun und nimmer — ich gehe mit dir in dein Schicksal und mit dir in den Tod, wenn es sein muß und wenn du in den Tod gehst!

Erschüttert standen die Anwesenden umher. Margarethe war aus dem Nebenzimmer gekommen, wo sie mit Amalgunden Alles angehört hatte; Amalgunde hatte ihr nicht Ruhe gelassen, bis sie sich dazu entschlossen. Wie eine Erscheinung war sie jetzt in den Saal geflogen, so plötzlich, so überraschend, als sei sie

aus dem Boden aufgewachsen. Ihre Wangen glühten, ihre Brust wogte stürmisch, ihre Gestalt war gehoben — sie hatte etwas von der hinreißenden Schönheit, welche der Begeisterung ein siegreicher Kampf verleiht. Als sie neben Amalgunden den Reden der Männer gelauscht und Maximilian's Vertheidigung angehört hatte: wie flüchtig die Verbindung Maximilian's mit Manuela gewesen, und wie abscheulich er hintergangen worden — da hatte sie, sie ganz allein ihm jede Sylbe geglaubt, und jede Sylbe, welche die Anderen für Phrase hielten, hatte sie verstanden; und als er endlich noch versichert, daß er nicht nach Spanien zurückkehren wolle, daß er sich in tiefster Seele scheue, Manuela je wieder zu sehen — da war seine Lossprechung vor dem Richterstuhle ihres Herzens erfolgt; und als sie endlich gehört, wie Alles ihn verdammte, wie Alles auf ihn los stürmte, wie er ein Geächteter, ein Verbrecher, ein Bettler werden sollte, da hatte es sie überwältigt, da hatte sie gefühlt, daß sie sein Weib sei und daß es keine andere Rücksicht für sie geben dürfe, als dahin zu folgen, wohin ihre Pflicht sie rufe, und mit fliegenden Pulsen, mit zitternden Gliedern hing das schöne Weib an seinem Halse und fühlte in der Tiefe ihrer Liebe Riesenkräfte, ihn festzuhalten und zu vertheidigen gegen eine Welt von Feinden.

Margarethe! stammelte Maximilian — Margarethe! — Es war ein Ton, worin ein unsäglicher Schmerz und ein unsägliches Entzücken lag — dann aber brachte er keinen Ton mehr hervor, seine Brust war zu voll, seine Augen strömten über und schlossen sich, und schluchzend barg er sie in den dichten blonden Locken seines Weibes.

Sei ruhig, fasse dich, sei stark und vertraue, tröstete sie . . . ich werde nach Spanien gehen, ich will deine Rechtfertigung führen, und vertraue mir, Max!

Sie führte ihn, während der Beamte bescheiden in eine Fensternische zurück getreten war, zu einem Sopha, welches entfernt von den Anwesenden am unteren Ende des Saales stand. Dort erfaßte sie seine beiden Hände und sah ihn mit den tiefen blauen Augen durch die nassen Wimpern an.

Auch sie hat dich verlassen, sagte sie kaum hörbar — wer kann dich jetzt mir streitig machen! Wir sind aufs Neue getraut und von einem Priester, der die unauflöslichsten Bande schlingt, von einem großen, zusammen erduldeten Lebensschmerz! O Maximilian, ich habe viel gelernt in diesen Tagen . . . ich habe gelernt, was es heißt, Leiden tragen, sich ergeben in die Pflicht der Unterwerfung, und als einen uns versagten Luxus des Gefühls abthun, was die harte Wirklichkeit rein-

heitstolzen Seelen nicht gestatten will; ich habe gelernt, was es heißt: Selig sind die Demüthigen, und selig sind die Sanftmüthigen, die ohne Empörung ihr Schicksal aus den Händen Gottes entgegen nehmen, wie es ihnen gereicht wird, und wenn es auch nicht spiegelblank und glänzend rein ist vor den Augen der Welt, wie es ehrgeizige Tugend verlangt, um ihren Hochmuth zu nähren. O, es gibt auch eine Ascese in der Liebe, Maximilian, eine Ascese, wobei die Seele ihre theuersten Ansprüche, ihre süßesten Bedürfnisse zu opfern über sich bringt. Ja, Maximilian, ich habe viel gelernt, ich habe gefühlt, wie viel dunkler Tiefe sich birgt unter dem Leben, und dann wieder: welche lichte Höhen zu erreichen sind für die Liebe!

Maximilian drückte glühende Küsse auf ihre Hände.

Wie auch mein Schicksal fällt, Margarethe, ich bin jetzt versöhnt mit ihm! sagte er; ich bin selbst im Kerker glücklich!

Ich würde ihn mit dir theilen, keine Macht sollte mich von dir reißen — aber ich bin nöthiger für dich hier draußen in der Freiheit — ich raste nicht eher, als bis ich die Beweise schaffe, daß du schändlich hintergangen und betrogen bist!

Du wolltest das wirklich — trotz all der Gefahren — du wolltest es, Margarethe, du?

Gott wird mich geleiten. Sorge nicht um mich, Maximilian! Ich habe Freunde in Paris, die mir Adressen für Madrid verschaffen; dort finde ich ja auch deinen Gesandten. Und mit deinen Spaniern werde ich schon fertig werden: du sollst mich nicht umsonst ihre Sprache gelehrt haben! Mein treuer alter Jakob begleitet mich. In — in . . . wie heißt es?

Motril.

In Motril eile ich zum Alcalden. Es ist nicht möglich, daß er mir seine Dienste weigert: er muß den Todtenschein irgendwie eingetragen haben — du sollst sehen, ich kehre mit deiner vollen Rechtfertigung zurück — im Fluge, in deine Arme!

Maximilian hörte auf, sich dieser Zuversicht, diesem Eifer zu widersetzen. Er gab ihr Anhaltspunkte und eine Karte für Padre Torribio.

Sie warf sich noch einmal stürmisch an seine Brust, sie überließ sich noch einmal der vollen Leidenschaftlichkeit ihres Gefühles in einer Umarmung, als ob sie in ihm vergehen wolle — dann eilte sie rasch, das Gesicht mit dem Tuche verhüllend, auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, aus dem Raume — die Tapetenthür fiel zu, sie war verschwunden wie eine Erscheinung.

Elftes Kapitel.

Eine unerwartete Begegnung.

Am anderen Morgen, in der früheſten Frühe, ſaß Margarethe in ihrem Reiſewagen. Sie hatte ſich in ihrem feſten Entſchluſſe nicht irre machen laſſen, obwol dies von allen Seiten verſucht worden war. Ein alter Kammerdiener, welcher der franzöſiſchen Sprache mächtig, begleitete ſie. Die friſche Morgenluft, das Gefühl, daß ſie etwas thue, wirke, ſtärkte ſie wunderbar; ſie athmete tief auf, und es kam etwas über ſie, wie Zuverſicht, wie eine Ahnung glücklichen Erfolges. Die anmuthige Landſchaft mit ihrem eigenthümlichen Farben- und Linienſpiel, das die klare, morgenhelle Atmoſphäre ſcharf hervortreten ließ, erhöhte dieſe Stimmung in der ſo ſchwer getroffenen Frau. Die Gegend, durch welche ſie rollte, war noch nicht von der Cultur unterjocht, in jeder Ecke durchwühlt, an jedem grünen Strauche gefaßt und nach dem habſüchtigen

Willen des Menschen gezerrt worden; da waren noch weite, mit einer Haideblumendecke farbig überzogene Weidestrecken, worauf sich Herden tummeln konnten; da waren noch schmale, in phantastischen Schönheits-linien hin- und herschweifende Fußpfade über die Haide geworfen, frei und uneingeengt, wie ein träumerisch sich dahinziehendes Leben; da waren noch Wasserspiegel mit breiten Einfassungen von Schilfrohr und von Schwertlilien umher, deren Wellen leise im Morgenwinde wogten und auf deren stahlblauer Fläche die Krickente mit ihrem melancholischen Ruf hin- und herschoß; und Waldungen waren da, die ihre blauen Hügel bis an den Horizont zogen. Bis in den Wagen der unglücklichen Frau warf diese Landschaft, die freie schöne Gotteswelt ihre Grüße: die hellen Noten schmetternder Lerchenlieder und den Duft der gelben Nymphäen, wenn der Wagen in die Nähe eines der Weiher gelangte, und die flügelschwirrenden, goldschillernden Libellen, die auf den Psycheschwingen in den Wagen flatterten. Der Hauch einer unmittelbaren und unentweihten Natur trat an Margarethens Herz und tröstete sie: nicht weil sie selbst heiter und glücklich gewesen wäre, die Natur, oder ihr Charakter von dem Sonnengolde bestimmt worden wäre, welches so strahlend auf ihr lag; nein,

es ist der Geist der Schwermuth, der auf weiten Gefilden ruht; und weil es auch der Geist der Schwermuth ist, welcher über dem inneren Dasein des Menschen ausgebreitet liegt; weil dei Schwermuth der Born, aus dem er sein bestes geistiges Leben schöpft, der Schacht, aus dem er das Gold seines schönsten Dichtens, Denkens und Schaffens zu Tage fördert — so ist eine tiefsinnige Verbindung zwischen dem Menschen und der Natur da, und wenn Beide sich ins Auge blicken, so entsteht in uns eine Harmonie, die etwas unendlich Tröstendes hat.

Mehrere Stunden war Margarethe davon gerollt, auf dem Wege nach der nächsten Eisenbahn-Station; der Wagen hielt endlich vor einem Wirthshause an der Chaussee, wo der Postillon die Pferde füttern wollte. Margarethe blieb im Wagen, ihr Diener auf dem Bocke. Der Postknecht blieb auffallend lange in der Schenke, endlich kam er mit dem Brotvorrathe für seine Thiere zurück, und während er die Stücke den Pferden in die Krippe schnitt, erzählte er dem Kammerdiener, daß im Hause „Scandal" sei.

Und was gibt's denn, Schwager? Kriegt das Weib Prügel oder der Mann? fragte der Diener Margarethens.

Nein, Beide sind über einen Dritten her. Es ist

ein armer Teufel von Franzose, der ganz zerschlagen und zerschunden ist; er hat kein Geld, und sie wollen für die Nachtzeche bezahlt sein.

Kein Geld haben! das ist freilich impertinent!

Das Schlimmste ist, daß er kein Wort Deutsch versteht und man aus seinem Rothwelsch nicht klug werden kann.

Margarethe, welche diese Unterredung angehört hatte, gab ihrem Diener den Befehl, sich nach dem Unglücklichen umzusehen. Jakob ging und kam nach einer Weile aus dem Wirthshause zurück.

Es ist ein schwer verwundeter Mensch, sagte er, mit blutigem Kopfe, das Gesicht blau und gedunsen, und es ist nicht möglich, daß er sich in diesem Zustande weiter schleppt — er würde, fürchte ich, unvermeidlich den Tod davon haben. Der Schenkwirth will aber durchaus, daß er wenigstens jetzt sogleich sein Haus räume, da er ihn nicht für das Nachtquartier bezahlen kann.

Das ist ja unmenschlich!

Jakob zuckte die Achseln.

Der Wirth fürchtet wol, daß der Mensch gar in seinem Hause stirbt, und will die Leiche nicht unter seinem Dache haben . . . wenn er ihm die Zeche schenkt, glaubt er wol seine Christenpflicht mehr als genug erfüllt.

Aber dem unglücklichen Menschen muß doch geholfen werden, versetzte die junge Frau . . . öffne den Schlag — ich will selbst mit ihm sprechen.

Gnädige Frau, fiel Jakob besorgt ein, lassen Sie mich doch — der Anblick könnte Sie erschrecken!

Aber Margarethe war schon aus dem Wagen, sie nahm Jakob's Arm und ließ sich in die Schenke führen. Zum Erschrecken war freilich der Anblick, welcher sich hier ihr bot. In der räucherigen Küche, da, wo die Bank in einer Ecke endete und die beiden zusammenstoßenden Wände eine Art Rückenlehne bildeten, lag ein Mensch matt zusammengesunken, das hagere, tiefgelbe Gesicht aufgetrieben und von großen blauen Flecken entstellt; um den hohen und spitzen Schädel trug er ein durch und durch von Blut getränktes Tuch, der ganze Körper aber schien so matt und lag so regungslos, als sei alle Kraft dahin, oder als ob er von jeder Bewegung Schmerz fürchte. Die Augen des Fremden blickten wie ausgebrannte Kohlen aus ihren tiefen Höhlen unter dem blutrothen Kopftuche unheimlich, gespensterhaft hervor.

Margarethe redete ihn, nachdem sie ihre natürliche Zaghaftigkeit einem solchen Anblick gegenüber durch das Aufbieten ihrer Willenskraft überwunden hatte, in französischer Sprache freundlich an.

Ich bin von Räubern überfallen worden, sagte der Verwundete, sie haben mich mishandelt und in diesen Zustand gebracht; sie haben mich rein ausgeplündert; ich kann nicht weiter kommen, meine Glieder versagen mir den Dienst; ich habe sehr viel Blut verloren. Mir wäre geholfen, wenn ich auf der nächsten Eisenbahn-Station wäre.

Finden Sie dort Jemanden, der sich Ihrer annimmt?

Der Fremde nickte bejahend und legte dann, von dem Sprechen ermüdet, mit geschlossenen Augen den Kopf an die Mauer zurück.

Margarethe zuckte in diesem Augenblicke, wie von einer Schlange gebissen, zusammen; sie erkannte die Züge dieses Gesichtes, das sich durch die letzte Bewegung zu ihr empor gehoben und sich der Beobachtung Preis gegeben hatte. Aber die junge Frau wußte sich zu beherrschen. Ruhig, mit nur unmerklicher Veränderung der Stimme, befahl sie: Jakob, holen Sie Kölnisches Wasser aus dem Wagen und reiben Sie ihm die Stirn damit. Dann sehen Sie, ob das Tuch ordentlich fest sitzt. Bezahlen Sie den Wirth und lassen Sie Sich von ihm helfen, den armen Menschen hinaus zu führen und in meinen Wagen zu heben — der Postillon kann näher an der Thür vorfahren.

Gnädige Frau! unterbrach sie der Diener bestürzt — Sie wollen doch nicht . . .

Ich will, Jakob! sagte die junge Frau mit einem Tone, der den Widerspruch abschnitt, und der Diener gehorchte; er brachte zudem eine Flasche Madeira herbei, welche er zur Vorsicht mit genommen hatte und die dem Fremden eine große Erquickung zu gewähren schien. Als der Verwundete endlich in ihrem bequemen Reisewagen ausgestreckt lag, setzte Margarethe sich neben ihn, aber sie zog den blauen Schleier dicht vors Gesicht, um nicht gleich von ihm erkannt zu werden. Er hielt die Augen geschlossen, ohne sie anzusehen. Sie beobachtete desto schärfer von der Seite ihren unheimlichen Nachbar — denn unheimlich genug sah er aus, nicht allein in dem Zustande, in welchen er jetzt versetzt war, nein, diese gelbe, markirte Physiognomie mußte auch, wenn er unverletzt und gesund war, einen abschreckenden Eindruck auf eine Natur wie die Margarethens machen; denn eine ganze fremde Welt von Frevelmuth und Haß und Leidenschaft sprach daraus. War er wirklich auch von Räubern so zugerichtet? Wer hatte je von gewaltthätigen Räuberanfällen in dieser ruhigen Gegend gehört? Es klang höchst unwahrscheinlich! Trotzdem, daß die Bewegung des Fahrens ihm unmöglich wohl-

thuend sein konnte, schien er sich doch immer mehr zu erholen — der Umstand, daß er aus seiner verzweifelten Lage gerettet, der Hülfe entgegengeführt wurde, mochte eine große moralische Heilkraft auf ihn üben.

Er begann nach einiger Zeit, in welcher er stumm dagelegen hatte, mit leiser Stimme zu sprechen:

Darf ich Sie fragen, Madame, wie weit wir noch von dem Orte entfernt sind, zu welchem Sie mich zu bringen die Gnade haben?

Eine halbe Stunde.

Nur noch eine halbe Stunde! Die heilige Jungfrau sei gelobt dafür! Dort bin ich gerettet!

Sie finden einen Freund dort, der Sie erwartet, und der Sie pflegen wird?

Eine Schwester, Madame. Sie wird Ihnen danken, denn Sie retteten ihr das Einzige, was ihr geblieben ist, ihren Bruder; ich selbst kann Ihnen nicht genug danken, ich bin zu erschöpft!

Sie sind nicht aus Paris oder aus dem nördlichen Frankreich . . . Ihre Sprache erinnert mich an einen Dialect, den ich in einem Pyrenäenbade von Leuten aus dem Languedoc gehört habe.

O, Sie thun diesen Leuten Unrecht, wenn Sie ihnen mein Französisch unterschieben, ich rede diese Sprache sehr ungeläufig, ich bin Spanier, Madame!

Spanier? Und Sie heißen . . .

Alonso Revenga.

Vor einigen Tagen hießen Sie Don Henrique Valderrama!

Alonso öffnete die Augen und hob sich überrascht aus seiner ruhenden Stellung:

Madame, ich glaube, ich sehe Sie nicht zum ersten Male — Sie sind . . .

Allerdings sehen wir uns nicht zum ersten Male, mein Herr — ich bin die Baronin Rauschenloo.

Welches Zusammentreffen! rief, etwas beklommen, Alonso aus, dem bei dieser Entdeckung nicht ganz wohl zu sein schien.

In der That! Aber da der Zufall es so gefügt hat, so lassen Sie uns dieses Zusammentreffen dazu benutzen, offen gegen einander zu sein.

Der Spanier machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe. Sprechen Sie, Madame, sagte er.

Gestehen Sie mir — es sind nicht Räuber, die Sie in diesen Zustand gebracht haben — es gibt keine Straßenräuber in diesem Theile Deutschlands.

Nicht einmal Räuber? welches Land! Dann muß ich freilich gestehen: ich gebrauchte den Vorwand, um weitläufiger Erklärung überhoben zu sein.

Also — wer hat Sie so mishandelt?

Der Gärtner des Barons Mildenfurth.

Der ehrliche Martin? der? und wie kam das?

Als ich mit meiner Schwester bereits auf dem Wege begriffen war, begann Alonso zu erzählen, vernahm ich von ihr durch eine zufällige Wendung des Gespräches, daß sie einen Edelstein von großem Werthe, der mir besonders theuer ist, weil einer meiner Vorfahren ihn einem im Gefechte von ihm erschlagenen Mauren abgenommen hat, dem Kinde des Gärtners zu Mildenfurth geschenkt habe. Ich mochte den Stein nicht zurücklassen; ich bat meine Schwester deshalb, als wir auf der nächsten Eisenbahn-Station angekommen waren, meiner dort zu harren, und dann legte ich den Weg zu dem Schlosse Mildenfurth noch einmal zurück, um gegen ein Geldgeschenk das Kleinod einzutauschen. Der Weg ist nicht gar weit, aber ich wollte erst spät Abends ankommen, um nicht von den Schloßbewohnern gesehen zu werden; denn ich brauche nicht hinzuzufügen, daß eine nochmalige Begegnung mit diesen mir nur unangenehm sein konnte. Deshalb wartete ich in einer Dorfschenke am Wege auf den Einbruch der Nacht. Während ich hier mich damit beschäftigte, um die langsam schleichenden Stunden zu tödten, einige Skizzen in mein Taschenbuch zu zeichnen,

wurde ich von einem Tabuletkrämer angesprochen, welcher ein so abenteuerlicher Typus von einem alten Landstreicher war, daß ich ihm winkte still zu stehen; ich wollte meinem Skizzenbuche diese Rembrandt-Gestalt nicht entgehen lassen. Als er wahrnahm, daß ich die Reden, mit denen er mich während des Zeichnens zu unterhalten suchte, nicht verstand, begann er mich mit französischen Brocken zu regaliren; er hatte unter Napoleon gedient, war mit den Heeren des Kaisers in Italien, in Spanien gewesen und erinnerte sich sogar meiner Heimat. Ich bedurfte eines Führers; auch fiel mir ein, daß ich mit dem Gärtner, den ich aufzusuchen beabsichtigte, mich schwerlich werde verständigen können, da ich nicht erwarten durfte, daß er Französisch spreche: und so verhieß ich dem Vagabunden eine Belohnung, wenn er mich am Abende begleiten wolle, um mir als Dolmetscher bei dem Gärtner des Barons Mildenfurth zu dienen, der durch einen Zufall in den Besitz eines mir gehörenden Talismans gekommen, welchen ich wieder zu haben wünsche. Der Tabuletkrämer machte bei dieser Eröffnung ein sehr pfiffiges Gesicht, er kannte den Gärtner sehr wohl, wie er sagte, und er kannte auch den Gegenstand, um den es sich handelte — er hatte den Stein noch am Morgen gesehen und dem Gärtner

ein Goldstück dafür geboten; der Gärtner, klagte er, habe ihn aber zum Dank für ein so glänzendes Anerbieten aus dem Hause geworfen. Trotzdem war er sehr bereit, mich zu begleiten, und so machten wir uns mit dem Anbruche der Dunkelheit auf den Weg. Durch eine Oeffnung in der Umzäunung des Parkes gelangten wir unbeobachtet in die Nähe des Herrenhauses von Mildenfurth. Als wir still daherschreitend uns der Wohnung des Gärtners nahten, war es jedoch bereits so spät geworden, daß wir besorgen mußten, Alles im tiefsten Schlafe zu finden. Und in der That, Niemand vernahm uns, als wir an die Thür pochten; größeren Lärm zu machen, wollte ich vermeiden, und die Bewohner des kleinen Hauses schienen von einem todähnlichen Schlummer befangen. Pochen wir an das Fenster der Schlafkammer, rieth deshalb mein Begleiter; er kannte die Einrichtung des Innern. Wir traten auf die Rückseite des Hauses, pochten an eines der Fenster und legten dann unsere Gesichter an die Scheiben, um zu sehen, ob unser Klopfen den gewünschten Erfolg habe. Es war heller Mondschein, so hell, daß wir unsere Blicke in das Innere der Kammer werfen konnten.

In demselben Augenblicke hörten wir einen hellen Schrei.

Diebe! Räuber! Räuber! rief eine kreischende Frauenstimme drinnen.

Das Weib des Gärtners mußte aus dem Schlafe auffahrend durch die beiden fremden Männergesichter, welche sie im Mondscheine an die Scheiben gedrückt erblickte, so erschrocken sein, daß sie alle Besinnung verloren hatte; genug, im nächsten Augenblicke sahen wir eine weiße Gestalt auftauchen, und dann fuhren beide Flügel des Fensters auf, ein mit einem Knittel bewaffneter Mensch im Hemde stürzte heraus, und mit dem zornigen Ausruf:

Wartet, Gaudiebe!

fielen einige so wüthende Hiebe auf meinen Kopf und auf meine Schulter, daß mir nichts übrig blieb, als die Flucht zu ergreifen; denn halb betäubt, wie ich vom ersten Schlage geworden war, fühlte ich, daß ich nicht mehr im Stande sei, den geringsten Widerstand zu leisten, und daß ich deshalb in Gefahr schwebe, von dem rasenden Menschen wie ein Hund todtgeschlagen zu werden. Zu meinem Glücke ließ er in dem Augenblicke von mir ab, in welchem ich mich zur Flucht wandte, und rief einen Namen, den ich nicht verstand, schreiend meinem Begleiter nach, der, klüger als ich, im ersten Augenblicke hinter den Bäumen des Parkes verschwunden war.

Sie erinnern Sich jenes Namens nicht mehr?

Nein.

Aber Sie haben Ihren Begleiter gezeichnet.

Alonso zog mit einiger Mühe ein Portefeuille aus der Brusttasche und blätterte darin.

Hier ist die Gestalt! sagte er, nachdem er das Blatt gefunden.

Margarethe warf einen Blick darauf, es war eine groteske Zeichnung, in den kühnsten, unendlich kräftigen Linien.

Ach ja — er ist es, ich dachte es mir! Sie haben Sich einen von den Landleuten eben so gehaßten als gefürchteten Gauner, der sich in dieser Gegend umhertreibt, bei Ihrer nächtlichen Expedition zum Begleiter erwählt — kein Wunder, daß der brave Gärtner an einen räuberischen Ueberfall glaubte, als er Nachts plötzlich erwachte und die Galgen-Physiognomie dieses Landstreichers an seine Scheiben gedrückt erblickte.

Ich bin leider selbst bereits über die Moralität meines Führers aufgeklärt: als ich am heutigen Morgen nach meiner Börse suchte, war sie verschwunden ... es ist ein Glück, daß ich zur Vorsicht keine bedeutende Summe darin mit mir führte. Was aber Ihren „braven Gärtner" angeht, fuhr Alonso bitter fort, so hat er mich dem Tode nahe gebracht! Freilich, hätte

ich sofort eine hülfreiche Hand gefunden — einen Verband für meine Wunden, so würde mein Zustand nicht so grauenerregend geworden sein; so aber mußte ich mich blutend, allein, ohne Weg und Steg zu kennen, eine halbe Nacht hindurch in der Irre umherschleppen. Von Zeit zu Zeit, wenn ich ein Licht schimmern oder ein dunkles Dach über einem Gebüsche vor mir aus den Schatten der Nacht auftauchen sah, belebte sich eine neue Hoffnung in mir; aber nahte ich mich solch einem Gehöft, so tobten mir böse Hunde von ungeschlachter Größe entgegen und drohten mich zu zerreißen. Ich werde dieser Nacht gedenken, so lange ich lebe: sie war über alle Beschreibung fürchterlich! Jeden Augenblick sank ich zusammen und fürchtete zu sterben! — und das Sterben — o, glauben Sie mir, das Sterben muß etwas unendlich Grausigeres und Entsetzlicheres sein, als wir Alle ahnen! setzte er mit sinkender Stimme hinzu. Endlich gegen Sonnenaufgang erreichte ich die Schenke an der Heerstraße und habe den gestrigen Tag darin zugebracht, ohne Arzt, beinahe ohne Erquickung, an ein schmutziges Lager gefesselt.

Margarethe schwieg eine Weile. Sie ließ ihm Ruhe, in die Kissen zurücksinkend, sich von der Anstrengung dieser Erzählung zu erholen.

Aber Margarethe war zu sehr bewegt, um ihn lange dieser anscheinenden Apathie zu überlassen und nicht bald wieder das Schweigen zu brechen.

Sie sollen den Stein von dem Gärtner zurück erhalten, Don Alonso, sagte sie; ich verspreche es Ihnen, sobald Sie in meinem Wohnort angelangt sind.

In Ihrem Wohnort?

Nun ja, freilich!

Aber der liegt ja hinter uns . . .

Allerdings; doch wenn Sie Sich erholt, wenn Sie Ihre Schwester wieder gefunden haben . . .

Dann glauben Sie, würde ich dahin zurückkehren?

Sicherlich!

Und wozu?

Wozu? weil Ihre Anwesenheit dort höchst nöthig ist!

Nöthig? meine Anwesenheit?

Begreifen Sie das nicht? Sie sind mir, Sie sind Maximilian, Sie sind dem Gerichte dort ganz unumgänglich nothwendig!

Unmöglich!

Doch, Sie können es Sich selbst sagen! In dem Verfahren, welches gegen meinen Gatten eingeleitet ist, bedürfen wir durchaus Ihres Zeugnisses.

Ich bedaure, antwortete Alonso, wie es schien, erschrocken über diese Nachricht von der gerichtlichen

Einmischung — aber, fuhr er fort, ich werde nicht zurückkehren!

Sie werden es müssen!

Ich will nicht! wer wird mich zwingen?

Ich!

Sie? und wie sollte das geschehen?

Durch die Gerichte. Ich werde Sie verhaften lassen.

Man hat nicht die Spur eines Rechtes dazu!

Das Gericht hat das Recht, Sie zu zwingen, Ihr Zeugniß abzulegen, und — zu untersuchen!

Und welches Zeugniß soll ich ablegen?

Daß Sie es waren, der an Maximilian einen falschen Todtenschein sandte.

Das ist sehr viel verlangt! antwortete Alonso mit bitterem Lächeln.

Sie läugnen es?

Ja. Ein solcher Schein existirt nicht!

Weil Sie ihn zurück erhalten, weil Sie ihn vielleicht, ja, sicherlich vernichtet haben!

Er existirt nicht! wiederholte der Spanier lakonisch.

Ich reise nach Spanien, die Beweise zu sammeln, daß er existirt hat.

Das ist ein sehr kühner Entschluß, Madame!

Mag sein, aber ich werde ihn ausführen!

Sie werden viel Zeit dazu gebrauchen!

Desto schlimmer für Sie!

Für mich?

Weil Sie hier in der Haft den Ausgang meiner Nachforschungen werden abwarten müssen.

Der Spanier zwang sich zu einem kurz abgebrochenen Lachen.

Ich bitte, Madame, fahren Sie nicht weiter fort, mir mit der Gerechtigkeit zu drohen. Ich habe die tiefste Ehrfurcht vor der alten Dame in der schwarzen Robe, aber aus einer eigenthümlichen Idiosynkrasie wünsche ich ihre Bekanntschaft nicht zu machen.

Leider ist diese alte Dame in hohem Grade zudringlich.

Mag sein, aber ich habe nichts mit ihr zu schaffen.

Sie haben ein Verbrechen begangen — Sie haben einen falschen Todtenschein geschmiedet; ich glaube, die schwarze Dame läßt es sich nicht nehmen, so große Ansprüche auf ihre Beachtung zu berücksichtigen.

Man wird es mir beweisen müssen. Und werden Sie das thun? Nein, Madame, dazu werden Sie nicht den Muth haben. Manuela's und meine Stellung Ihnen gegenüber macht uns unverletzlich für Sie. Wir sind vor Ihnen zu sehr im Vortheile, Madame — denn wir sind es, die entsagen, die ihre

Ansprüche opfern, die sich zurückziehen. Werden Sie die Stirn haben, uns verfolgen zu lassen — Sie, uns?

Warum sagen Sie: uns? Handelt es sich hier irgend um Manuela? Nein, nur um Sie, und — Don Alonso, was Sie angeht, so würde ich den Muth haben, zuzusehen, wenn man Sie hängte!

Alonso stieß noch einmal sein kurz abgebrochenes Lachen aus.

Ich danke Ihnen! sagte er. Sie sind sehr offen.

Seien Sie es auch! Wollen Sie, sobald Sie Sich erholt haben, mit mir zurückkehren und freiwillig ein Zeugniß ablegen, welches meinen Gatten rechtfertigt, oder soll ich Sie verhaften lassen und — weiter reisen?

Keines von Beiden. Das Letztere ist überflüssig und das Erstere für Sie unmöglich.

Weshalb?

Weil ich nicht vor die Schranken eines Gerichtshofes geführt werden könnte, ohne daß man die rechtliche Beschaffenheit der Ansprüche Manuela's einer genauen Erörterung unterwürfe. Das werden Sie nicht wollen, Madame, das können Sie unmöglich zugeben.

Margarethe sah ihm fest und stolz ins Auge. Sie täuschen Sich, sagte sie. Es könnte doch sein, daß

ich das wollte — es könnte doch sein, daß ich mit Freuden meine Rechte opferte, daß ich Alles hingäbe, wenn ich dadurch erkaufen könnte, daß der verdächtigte Charakter, daß die in Zweifel gezogene Ehre meines Gatten wieder im reinsten Glanze vor der Welt erschienen.

Don Alonso's entstelltes Gesicht nahm bei diesen Worten einen unheimlichen Zug mehr an, und seine Blicke zeigten eine Weile ein unstätes Flattern. Seine stolze Sicherheit war plötzlich dahin. Er mußte sich gestehen, daß er doch wie ein Thor gehandelt, als er seiner leidenschaftlichen Rachsucht sich hingegeben hatte. Aber wie hätte er auch ahnen können, daß Dinge gleich denen, welche er Maximilian und Margarethen enthüllt hatte, nicht von Beiden mit dem tiefsten Schweigen verschleiert gehalten würden? Einen solchen Frauen-Charakter hatte er außer der Berechnung gelassen — einen Frauen-Charakter, der in seinem Stolze und im Bewußtsein seiner Reinheit vor nichts zurückbebte, als vor der — Heimlichkeit.

Dazu kam, daß Alonso, noch außer dem erschlichenen Todtenschein, Gründe hatte, Manuela's Ansprüche keiner gerichtlichen Untersuchung unterworfen zu sehen.

Zwölftes Kapitel.

Die Spanierin und die Deutsche.

Während der mitgetheilten Unterredung war das Ziel erreicht worden. Das Städtchen, welches von der großen Eisenbahn-Linie berührt wurde, lag vor den Reisenden, von fern schon durch die hohen Stations-Gebäude angekündigt. Als der Wagen sich dem kleinen Thore mit seinem dunklen Gewölbe und seinen ominösen vergitterten Gefängnißzellen darüber nahte, fühlte sich Don Alonso Revenga bewogen, das abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen.

Also, in der That, Madame, sagte er und suchte den Ton des Scherzes in seine Worte zu legen, Sie werden den Zufall, der mich Ihnen gebunden in die Hände lieferte, auszubeuten suchen?

Wie meinen Sie das, mein Herr?

Den zerschlagenen und todwunden Menschen, den Sie in der ersten Bewegung, welche die der Herzens-

güte und einer schönen Menschlichkeit schien, zu Sich in den Wagen nahmen uud dem Sie vielleicht das Leben retteten, werden Sie an der Thür des Kerkers abliefern, um Sich für Ihre That bezahlt zu machen? Wie Sie wollen, Sie können es. Sie haben ihren Diener bei Sich — und ich bin gelähmt! Ich kann nicht einmal fliehen!

Margarethe fixirte ihn scharf. Sie wußte, was in ihm vorging, und ihr Entschluß war gefaßt. Sie sah, sie brauchte ihn nicht mehr zu fürchten — und von Manuela hoffte sie Alles!

Nein, sagte sie, es ist nicht nöthig. Ich werde Sie in die Arme Ihrer Schwester zurückführen. Wo finden wir sie?

Alonso nahmen diese Worte eine gewaltige Last vom Herzen. Er beschrieb den Weg zu dem Gasthofe, in welchem Manuela ihn erwartete. Der Wagen rollte über das holperige Pflaster des Orts und bog in eine Seitenstraße ein. Vor einem ziemlich abgelegenen Hause mit hohem weißem Giebel und einem großen Einfahrtsthor hielt er. Als Margarethe ausgestiegen und über die Schwelle geschritten war, sah sie sich auf einer breiten Hausflur mit schweren dunklen Leinwandschränken und großen, von Alter schwarz gewordenen Bildern an den geweißten

Wänden; es war ein Wirthshaus der guten alten Reisezeit, das einen großen Ruf — verloren hatte. Eine Wendelstiege mit dunkelbraunem gebohntem Geländer in der hinteren Ecke der Flur führte nach oben auf einen schmalen Corridor, der rechts und links Zellenthüren so dicht neben einander wie in einem Kloster zeigte. Die letzte Thür links mit der großen schwarzen Nr. 1 auf dem blaugrauen Oelfarben-Anstrich war die des größten, des Staatszimmers, und hier war es, wo Manuela der Rückkehr ihres Bruders harrte.

Dieses „Staatszimmer" war eine große gelbtapezierte Stube, mit dem unerhörten Luxus eines kleinen, von Staub geschwärzten Kronleuchters aus Glasstücken, der von der Mitte der Decke niederhing, geschmückt und ausgestattet mit einer verschwenderischen Anzahl alter Rohrstühle, die dicht gedrängt, Schulter an Schulter, wie eine Reihe Grenadiere, an den Wänden entlang standen. Nur ein großes Sopha unterbrach diese feierliche Ordnung, und sah aus wie ein Potentat im Kreise seiner Vasallen; und nach dem verstaubten verwahrlosten Aussehen des ganzen Raumes mußte man schließen, daß dieses ehrwürdige und hochansehnliche Möbel nun schon seit vielen Jahren hier in ununterbrochener Stille mit seinen stum-

men Pairs und Granden ein feierliches Lever halte. An den Wänden hingen in schmalen schwarzen Rahmen Kupferstiche, welche große und überaus herzbrechende Ereignisse aus dem Leben verschiedener junger Herren und Damen darstellten, die in langlippigen Fracks mit hohen Krägen und in eleganten Stulpenstiefeln — oder, was die Damen betraf, in engen Roben, mit Taillen unmittelbar unter den Achseln, gekleidet waren, und die, nach den langen Unterschriften zu schließen, alle Engel des Himmels an Güte und Tugend übertrafen; vergessene Helden vergessener französischer Romane von vergessenen Autoren!

In diesem Raume, den einige Reisekoffer und einige ausgepackte Kleidungsstücke, die umher lagen, nicht wohnlicher machten, hatte Manuela mit ihrer Teresa die langen Stunden zugebracht, während deren sie auf die Rückkunft ihres Bruders harrte. Es war sehr rücksichtslos gewesen von Alonso, seine Schwester im gegenwärtigen Augenblicke allein und sich selbst zu überlassen. Eine rasche Weiterreise hätte sie zerstreut, ihre Gedanken abgezogen und beschäftigt. In dieser Einsamkeit kam ihr nichts zu Hülfe, was sie hätte aus ihrem Schmerze emporheben können. Nicht einmal die Beruhigung hatte sie, daß jetzt unwiderruflich die Würfel ihres Schicksals gefallen. Sie

hätte ja die Abwesenheit Alonso's benutzen, sie hätte jeden Augenblick zurückeilen, jeden Augenblick noch Maximilian ein Lebenszeichen geben können, hätte sie es gewollt. Freilich, eine solche Versuchung trat nicht mehr an sie heran; aber ihre Gedanken waren deshalb nicht minder trostlos, weil sie sie von ihrer Vergangenheit loszureißen und nur auf die Zukunft zu richten strebte. Welcher Zukunft ging sie entgegen! Einem Leben, auf dem für immer etwas unheimlich Drückendes, eine dunkle Fessel, der Bann eines Geheimnisses ruhte! Sie war nicht Frau und nicht Wittwe und doch für ewig gebunden; ihr allein war der Eingang in das alte Asyl wunder Herzen, und von der Welt durch einen großen Schmerz geschiedener Gemüther — das Kloster, verwehrt. Und vielleicht darum gerade schwebten ihr die Hallen und Zellen eines stillen Frauenklosters, in dem jetzt auch ihre ehemalige mütterliche Freundin, Donna Sancha, lebte, wie ein wahres Paradies vor . . . ein Paradies, vor dem ihr Unglück wie ein düstrer abwesender Geist stand, während alle Andern gerade von ihrem Unglück hineingeleitet wurden!

Und so hatte Manuela keine andere Aussicht, als ihr Leben an der Seite ihres Bruders hinzubringen: neben einem verschlossenen, harten Menschen, der ihr

Unglück verschuldete, der kein Gefühl für ihre Leiden, kein Verständniß für ihr Gemüth besaß. — Nur das eine Gute hatten ihre Erlebnisse, daß er sie achten und respectiren gelernt, daß sie seinem Uebermuth durch ihre kühne Handlungsweise die Spitze abgebrochen. Und so durfte sie wenigstens auf ein Leben häuslichen Friedens hoffen, wenn sie einmal in die Heimat zurück war, wo ihr dann weiter offen stand, Zerstreuung in der Beschäftigung mit der Kunst ihres Bruders zu suchen, für welche sie Talent besaß, und die schon früher ihr Wochen- und Monden lang eine Quelle der Erfrischung, Stärkung und Selbstbeherrschung gewesen war. Die Kunst und die Schwermuth sind ja so nahe verwandt! Und wahrlich, die Schwermuth, die dazu gehört, um ein Künstler zu sein: — die hatte sie!

Und der Gedanke der Rückkehr in die Heimat war doch auch ein Trost. Die Ferne, die Fremde, welche einst so magisch mit glänzenden und phantastischen Bildern Manuela gelockt hatte, war ja so völlig anders gewesen, als diese geträumt; kalt, reizlos, ungastlich hatte die Fremde die schwärmerische Weltfahrerin abgestoßen und auf sich selbst zurückgewiesen. Die Illusionen waren dahin. Die Schwingen ihrer Sehnsucht waren nicht gebrochen, denn diese Schwin-

gen bricht nichts in dem Menschen, so lange er ein Herz bewahrt. Aber sie hatte erfahren, daß die wirkliche Welt nicht die Luft um und über sich hat, worin diese Schwingen tragen. Wir Alle lernen das einmal. Unser Geist fühlt, wenn wir jung sind, Adlerschwingen an seinen Seiten. Aber unsere ersten Flugversuche lehren uns, daß das Leben von keiner Atmosphäre umflossen ist, auf deren Strom die Adler sich schaukeln und schwimmen können.

Manuela hatten die Ereignisse so belehrt, wie es bei andern, bei glücklichern Menschen Reihen von Jahren thun; denn meist sind es viele Jahre, deren wir bedürfen, um ins Leben hineinzureifen, und denen dann andere folgen, in welchen wir wieder aus dem Leben hinausreifen. Das ist die Zeit der Trennungen und Lösungen von Dem, was uns einst liebe Gedanken und theure, innig gehegte Beschäftigungen und Vorstellungen waren. Wir entreifen ihnen. Wir ziehen engere Kreise um uns. Wir denken öfter an die Gestalten, welche unsere Jugend umgaben. Wir kehren zu unserer Heimath zurück.

Aehnlich war es auch Manuela zu Muth, während sie an ihre Heimkehr dachte, in den langen Stunden, in denen Alonso sie in dem stillen unbesuchten Wirthshause zurückgelassen. Es lag etwas

Beruhigendes und Tröstendes in der Wehmuth, womit sie an die sonnige weiße Villa auf der Höhe vor Motril gedachte, an das Thal des Guadalfeo, mit den blauenden Zügen riesiger Sierren darüber, mit der Aussicht auf das schöne, unendliche, himmelansteigende mittelländische Meer! Und an die kühle Klosterkirche, neben der die Grabsteine ihres Vaters und ihrer Mutter errichtet waren; und an alle Lieblingsplätze ihrer Jugend, und an den Patio mit der reichen Blumenwelt und dem plätschernden Brunnen in der Mitte . . . den Raum, der einst all ihr flüchtiges Glück umschlossen hatte!

Doch ihr Schmerz war viel zu neu und frisch, und alle die furchtbaren Aufregungen, in welche ihr Schicksal sie geworfen, zitterten noch viel zu gewaltig in ihrer Seele nach, als daß sie durch alles Dies schon jetzt hätte Fassung und Ruhe gewinnen können. Teresa hatte während des verflossenen Tages mit Sorge das unstäte Wesen ihrer Gebieterin überwacht. Sie war wie ein gehetztes Reh, das noch zitternd und zagend von einem Dickicht ins andere flüchtet, auch wenn längst die Jagd und Meute seine Spur verloren und von ihm abgelassen hat. Um sie zu bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen, sich während der Nacht zur Ruhe zu legen, hatte Theresa jedesmal ihre ganze

Ueberredungsgabe aufwenden müssen. Am Morgen war Manuela mit dem ersten Sonnenstrahle wieder auf gewesen. Die Besorgniß wegen des langen Ausbleibens von Alonso war nun noch hinzugekommen, um ihre Unruhe und Bewegung zu steigern.

Es war deshalb kein Wunder, daß Manuela in eine furchtbare, gar nicht zu bemeisternde Aufregung gerieth, als ihr die Rückkehr ihres Bruders mit der Gemahlin Maximilian's gemeldet wurde.

Margarethe war nämlich eine Weile unten geblieben und hatte ihren Kammerdiener vorausgesandt, um sich und Alonso anzukündigen; dann ging sie selbst hinauf. Trotz der Aufregung, worin auch sie sich befand, hatte sie daran gedacht, daß sie den verwundeten Bruder nicht zu Manuela ins Zimmer führen lassen dürfe, ohne sie auf diesen erschreckenden Anblick vorbereitet zu haben. Ihr Herz pochte in krampfhaften Schlägen, als sie die Wendelstiege emporschritt; sie mußte sich an dem Geländer festhalten, und es war ein wahre Wohlthat für sie, als oben an der Treppe ihr Kammerdiener ihr entgegentrat, so daß sie auf dessen Arm sich stützen konnte, um die Schwelle Manuela's zu erreichen.

Gnädige Frau, sagte Jakob, ich habe Sie gemeldet, aber ich habe keine Antwort erhalten. Die junge

Dame hat mich mit weit aufgerissenen Augen stier angeblickt, als ob sie mich nicht verstehe, und hat keine Sylbe erwiedert. Ich habe Ihren Namen wiederholt, aber . . .

Es ist gut, Jakob. Sorge jetzt dafür, daß der Verwundete recht langsam und schonend heraufgebracht wird. Dann gehe selbst zu einem Arzte — doch nein, sende Jemanden zu ihm, du bleibst zurück, du bleibst in meiner Nähe, hörst du!

Während Margarethe diese Befehle gab, gewann sie auch ihre Fassung wieder. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür von Manuela's Zimmer, und Teresa trat heraus; Manuela erschien hinter ihr auf der Schwelle; als sie Margarethen erblickte, trat sie rasch einige Schritte zurück — Margarethe ging hinein.

Die beiden Frauen standen einander gegenüber. Es war ein Contrast, wie er nicht schärfer gedacht werden kann. Margarethe gefaßt, das blasse Haupt nicht stolz, aber wie im Bewußtsein der Sicherheit über sich selbst ruhig gehoben, das Auge mit dem Ausdruck tiefer Wehmuth auf die junge Spanierin geheftet. Vielleicht lag auch etwas von Spannung, von weiblicher Neugier in ihren Blicken, aber gewiß war es nichts Feindseliges, was der Schwester Alon-

so's aus Margarethens blauen Augensternen entgegenblickte; und wenn auch nothwendiger Weise ein gewisses Gefühl der Demüthigung die Letztere überschleichen mußte, so war doch die Klarheit ihrer Seele zu groß und vorwaltend, als daß sie sich für dieses Gefühl durch Widerwillen und Haß an dem Wesen hätte rächen wollen, welches in so seltsamer Art mit ihrem Schicksale verschlungen war, und das ja im Grunde nur ihre allertiefste Theilnahme verdiente.

Ganz anders Manuela. Margarethens gefaßter Ruhe gegenüber bot sie das Bild der furchtbarsten Erregung dar; sie war völlig außer sich — die Nachricht vom Zustande ihres Bruders und dieses plötzliche Begegnen mit Margarethe hatte ihr, wie gesagt, alle Haltung genommen — sie wurde bald bleich, bald roth, ihre Blicke waren unstät, und wenn sie auf Margarethe fielen, zuckte ein Feuer darin, welches diese in eigenthümlicher Weise abstieß. So kam es, daß die ganze Erscheinung Manuela's ihr den Eindruck einer wildfremden Natur machte, mit der sie nie einen Punkt der Vereinigung und des befreundeten Zusammentreffens finden werde.

Mein Bruder, mein Bruder! rief Manuela endlich aus und wollte nun plötzlich an Margarethe vorüber, Alonso entgegen eilen.

Margarethe hatte ihr die Hand hingereicht, aber Manuela nahm sie nicht, sie schien ihr jetzt ausweichen und sich vor ihr flüchten zu wollen. Doch gleich darauf, nachdem sie einige Schritte vorwärts in den Corridor gemacht, lief sie, als ob sie sich vor dem Anblick ihres Bruders fürchte oder als ob sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig sei, in ihr Zimmer zurück, warf sich in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Margarethe nahte sich ihr. Sie wartete so vor ihr stehend einige Augenblicke, ob Manuela sich fassen und das Antlitz erheben würde; aber Manuela sah nicht auf.

Madame, sagte Margarethe dann leise, aber mit Betonung — ich bringe Ihnen einen Bruder zurück. Es ist möglich, daß Sie ohne meine Hülfe ihn nicht wiedergesehen hätten!

Manuela rührte sich nicht.

Erschrecken Sie nicht, wenn Sie ihn sehen; seine Verwundungen sind, glaube ich, nicht gefährlich, sie waren es nur, so lange sie unverpflegt waren, so lange der Mishandelte verlassen und verirrt . . . .

In diesem Augenblicke erhob sich Manuela, sie sprang an Margarethe vorüber dem Eingange des Zimmers zu, wo Alonso, auf Jakob und den Haus-

knecht gestützt, eben langsam sich über die Schwelle bewegte. Mit einem Ausruf des Schreckens über die erbarmenswürdige Gestalt stürzte Manuela sich an seine Brust und umklammerte seinen Hals. Alonso schien ihre stürmische Zärtlichkeit nicht zu erwiedern. Er machte sich sanft von ihr los und ließ sich zu dem Sopha in der Ecke führen, das Teresa vorsorglich mit einigen Kissen zu einer bequemen Ruhestätte umgeschaffen hatte. Als der Verwundete endlich hier ausgestreckt lag, kniete Manuela vor ihm auf den Boden nieder und bestürmte ihn mit einer Menge von Fragen. Alonso beantwortete sie nicht.

Manuela, sagte er in französischer Sprache, laß mich nur einen Augenblick ruhen. Du magst unterdeß dieser Dame für Das danken, was sie an mir gethan hat. Ich glaube, ich wäre ohne ihre Hülfe draußen in einem Graben umgekommen!!

In dieser Aeußerung lag für Manuela etwas Grausames. Sie hätte sich so gern aus der unsäglichen Verlegenheit und Verwirrung, worein Margarethens Gegenwart sie versetzte, dadurch gezogen, daß sie den Anschein angenommen, nur für ihren Bruder Sinne zu haben. Und nun machte Alonso ihr dies durch seine Worte völlig unmöglich; und dann beleidigte er sie förmlich durch die Eiseskälte, womit er

ihre stürmische Zärtlichkeit aufnahm — in Margarethens Gegenwart war ihr das doppelt schmerzlich. Aber nicht das allein war es, was Manuela bei den Worten ihres Bruders wie ein Stich durchs Herz ging. Sie hatte ja Margarethen ihre Liebe, ihr Lebensglück, Alles, Alles, ohne Dank zu verlangen, geopfert — und nun sollte sie der Frau, die sie instinctartig haßte, sich dafür verpflichtet bekennen, daß diese eine bloße Pflicht der Barmherzigkeit geübt, einen Verwundeten in ihren Wagen aufgenommen hatte? Alles, was sie selbst gethan, gelitten — war das nichts im Vergleich mit einem Alonso geleisteten Dienste? Manuela hätte über dieses Uebermaß von brüderlichem Egoismus außer sich gerathen mögen; aber sie kämpfte alle die Bitterkeit, welche sie erfüllte, nieder. Indem sie nachgab, hoffte sie am ersten Margarethen zu entfernen, deren Gegenwart ihr etwas unerträglich Drückendes hätte. Sie stand auf und wandte sich zu Margarethen, aber ihre unruhigen Blicke blieben abgewendet und suchten den Boden, während sie tonlos sagte:

Ich danke Ihnen, Madame, für Das, was Sie an meinem Bruder gethan haben. Sie sehen, er bedarf der Ruhe, er ist im höchsten Grade erschöpft.

Meine Gegenwart ist Ihnen lästig, Sie wollen mich fortschicken, antwortete Margarethe mit einem

schmerzlichen Lächeln — aber ich gehe noch nicht, ich bin gekommen, weit mehr von Ihnen zu verlangen...

Ich glaube, was in meiner Macht steht, das habe ich Ihnen gegeben!

Und doch bin ich nicht zufrieden, ich verlange eine That von Ihnen...

Ich bitte, lassen Sie hören...

Es ist freilich nichts Geringes — es ist ein schweres, ein furchtbares Geständniß für eine Schwester; aber Maximilian's und auch mein Lebensglück hängt davon ab, daß Sie meine Bitte erfüllen.

Sprechen Sie, Madame, ich bin sehr gespannt, was Sie noch von mir verlangen können, was ich noch mehr zu Ihrem Glücke thun soll!

Manuela's Worte wurden immer bitterer, ihr Ton immer gereizter, sie kam dem Augenblicke immer näher, wo die kaum gewonnene Fassung sie wieder zu verlassen drohte.

Manuela, antwortete deshalb Margarethe, der dies nicht entging, in mildestem, beinahe herzlichem Tone — ich habe Ihnen ein großes Unglück mitzutheilen — Maximilian ist in gerichtliche Untersuchung gerathen.

Manuela wechselte einen Augenblick lang die Farbe. Ihr Auge blieb an den Boden geheftet.

Es gibt nur Eine Rechtfertigung für ihn, fuhr Margarethe fort: wenn er den Todtenschein, durch welchen er getäuscht ist, vorlegen kann, oder doch mindestens ein Zeugniß, daß dieser Todtenschein existirt hat.

Er hat ihn nicht mehr? fragte Manuela kaum verständlich.

Nein, Ihr Bruder hat ihn unter einem schlauen Vorwande Maximilian aus den Händen gelockt.

Und Sie fordern nun von mir ...?

Brauche ich es Ihnen noch zu sagen — treibt nicht Ihr Herz Sie augenblicklich dazu? Sie sollen mir ein Zeugniß ausstellen, Manuela, worin Sie erklären, daß Ihr Bruder Alonso einen solchen Todtenschein erschlichen hat. O, Sie werden das thun — Manuela — ein paar Worte, dictirt einem Notar, nur einem unbescholtenen Manne, kostet es Ihnen — dann ist seine Ehre gerettet —, Sie werden, Sie können das nicht weigern — ich verpfände Ihnen mein Wort, daß Ihrem Bruder Alonso deshalb, ein so arges Verbrechen auch damit eingestanden ist, nicht ein Haar gekrümmt werden soll. Niemand soll das Blatt sehen, bis er sicher jenseits unserer Grenzen ist — Manuela, Sie können, Sie werden das nicht verweigern, es hängt mehr als ein Leben, es hängt Maximilian's Ehre davon ab — Sie müssen mir es geben, und

gleich, gleich — o, ich will Ihnen auf den Knieen dafür danken!

Margarethens Wangen hatten sich vor Erregung geröthet, während sie in flehentlicher Eindringlichkeit so sprach; sie hatte, von ihrem Gefühle fortgezogen, Manuela's Hand ergriffen — Manuela zuckte bei dieser Berührung zusammen, entzog ihr die Hand und schlug die Augen auf — sie blickte eine Weile Margarethen voll und fest ins Gesicht. Dann sah sie nach Alonso hinüber — Alonso machte eine verneinende Bewegung auf ihre stumme Frage. Hätte ein anderer Mund ihr Zeugniß für Maximilian verlangt, sie hätte diesen Wink Alonso's schwerlich beachtet und wäre der Eingebung ihres Herzens gefolgt; aber Margarethen gegenüber überwog die Bitterkeit, welche gegen diese Frau in ihrem Inneren schlummerte — sie konnte der Befriedigung nicht widerstehen, welche sie lockte, sie gehorchte Alonso.

Madame — antwortete sie — wie können Sie das von mir verlangen? Wie kann ich meinen Bruder für einen Verbrecher erklären?!

Sie weigern Sich — Manuela — Sie weigern Sich? rief Margarethe mit zitternder Lippe — Sie weigern Sich, ein Wort zu sagen, von dem die Ehre Maximilian's abhängt, welches darüber entscheidet,

ob die Welt ihn von sich ausstößt oder nicht?! Nun, wohl, wohl, wenn Sie es denn wollen — es soll doch nicht gelingen, ihn zum Verbrecher zu stempeln — leben Sie wohl, Madame, ich gehe, ich reise nach Spanien, ich sammle dort Beweise für Ihres Bruders Schuld . . .

Jetzt zitterte auch Manuela's Lippe — sie war todtenbleich geworden, sie hielt sich nicht mehr.

Madame, flüsterte sie mit vor Zorn erstickter Stimme, während ihre schmalen, zauberhaft schönen Augen ein unheimliches Leuchten zeigten und giftige Blitze sprühten, während — zum ersten Male — ihr ganzes Wesen verrieth, daß sie — die Schwester Alonso's war: Madame, es ist unglaublich, was Sie uns zu sagen, was Sie von uns zu verlangen kommen, aber noch unglaublicher, daß Sie uns zu drohen wagen! Ich habe um Ihretwillen einem Rechte, welches klar ist wie die Sonne, entsagt: ich bin stolz genug gewesen, ich bin groß genug gewesen, auf ein Gut zu verzichten, das ich mir bestritten fand; ja, Madame, ich bin es, welche Ihnen das Almosen eines Herzens, eines flatterhaften, eines unwürdigen Herzens hingeworfen hat! Behalten Sie es auf ewig, finden Sie Ihr Glück in einem solchen Besitze, ich wünsche es Ihnen von ganzer Seele; aber kommen

Sie nicht, von mir Dank zu verlangen, oder uns Bedingungen vorzuschreiben, oder gar uns Drohungen zu machen! Nein, lieber bedenken Sie, ganz stille für Sich, in welchem traurigen Lichte Sie vor der Welt daständen, und was Sie wären, Madame, wenn ich Sie durch meine Großmuth, durch mein Schweigen und Gehen — nicht rettete!

Margarethe trat einen Schritt zurück vor all den Dolchen, welche die zornige Spanierin in diesen Worten wider sie zückte. Sie war überrascht, sie fühlte sich einen Augenblick wie von einem leisen Schwindel ergriffen, einem solchen Aufbrausen gegenüber, dem sie die Stirn bieten, das sie in seine Schranken zurückweisen mußte. Aber bald faßte sie sich, und nur Eine Empfindung blieb von allen übrig, und diese Empfindung war das schmerzhafte Brennen ihres an seiner zartesten Stelle verletzten Frauenstolzes.

Madame, sagte sie deshalb, sich hoch aufrichtend, eiskalt, eine unbeschreibliche Hoheit auf dem marmorblassen Gesicht – ich verstehe Sie nicht! Wer hat Ihnen gesagt, daß ich das Almosen eines Herzens von Ihnen will — wer hat Ihnen gesagt, daß man, daß ich, daß Margarethe von Wartenstein Opfer von Ihnen heischt?

Wie?! das ist doch ein zu überraschender Dank für meine Entsagung auf mein Recht!

Wenn Jemand von Ihnen eine Entsagung auf Das verlangte, was Ihr unbestrittenes Recht ist — bei Gott, Sie werden nicht sagen können, daß ich das war!

Nicht Sie, aber . . .

Auch Niemand, den ich beauftragt habe.

Madame, Sie wollten . . .

Ich will nichts, als Maximilian's Ehre rein gewaschen sehen — das will ich!

Aber, beim Himmel — das Opfer von Einer von uns zweien . . .

Halten Sie fest an Ihrem Rechte — Sie werden sicher sein, daß Sie das Wort „Opfer" von meinen Lippen nicht hören werden, Donna Manuela Revenga!

Ich sollte — Madame, ich sollte — zurückkehren?!

Rieth ich Ihnen, zu gehen?

Zu Maximilian?

Sind Sie nicht seine erste, seine rechtmäßige Gattin?

Das bin ich!

So gehen Sie — und das Zeugniß, welches Sie mir verweigern, legen Sie es dem Gerichte ab, um Ihren Mann zu retten!

Margarethe war hinreißend durch den niederschmet-

ternden Stolz, womit sie diese Unterredung führte, sie stand da, wie eine classische Heldin, wie eine Tomiris vor ihrem Ueberwinder.

Alonso — hörst du das?! rief in unbeschreiblicher Aufregung Manuela aus.

Alonso hatte nur zu wohl gehört: er hatte sich aus seiner liegenden Stellung erhoben, hatte sich auf den Arm gestützt, und während er schweigend die beiden Frauen beobachtete, hatte sich eine unbeschreibliche Angst seiner bemächtigt. Die Unterredung zwischen seiner Schwester und Margarethen nahm eine für ihn mehr als bedenkliche Wendung; er durfte die Hoffnung, welche plötzlich wie ein voller Wogenguß in ein versiegtes Strombett in Manuela's Herz zurück zu schießen drohte, nicht um ein Haarbreit höher steigen lassen — oder der Preis aller seiner Mühen war dahin, sein Verbrechen war umsonst, ja, seine Sicherheit aufs Spiel gesetzt; denn trat Manuela in ihre Rechte wieder ein — vielleicht hätte sie dann nicht, wie jetzt, Alonso's geschont, wenn sie Maximilian damit retten konnte, daß sie jenen Preis gab.

Halten Sie ein, halten Sie ein! rief er deshalb jetzt Margarethen zu — wecken Sie bei meiner Schwester nicht Gedanken, nicht Hoffnungen, welche in ihrer Brust todt und begraben sein müssen . . .

Alonso, willst du noch einmal der Dämon deiner Schwester werden? unterbrach ihn Manuela.

Unglückliches Geschöpf! rief er, sie mit einer Handbewegung abwehrend, aus — wie ist es möglich, daß die durchdachtesten, festesten Beschlüsse so von wenigen Worten, von einem Hauche umgestoßen werden können . . .!

Und weshalb, Alonso, sollte ich diese Entschlüsse, die mich elend machen, nicht umstoßen? ist es zu spät dazu?

Ja, zu spät ist es, zu spät!

In diesem Lande würde ich nicht bleiben, nein, nun und nimmer mehr; aber wenn Maximilian sich entschlösse, mit mir . . .

Du weißt nicht, was du redest, Manuela! rief Alonso aus, der bei diesen Worten wie auf einer Folter lag.

Was kann Sie abhalten? fragte Margarethe kalt, beinahe verächtlich.

Ich bin sein angetrautes Weib! sagte die Spanierin.

Das warst du, aber . . .

Nun? aber? bin ich's etwa nicht mehr?

Heute liegt eine unübersteigliche Kluft zwischen dir und ihm, eine Kluft, über welche es keine Brücke

mehr gibt. Du bist das Weib Maximilian's nicht mehr.

Nicht mehr?! rief Margarethe.

Du redest irre!! fiel Manuela mit stockender Stimme ein.

Margarethe ist es, Margarethe allein! rief Alonso aus und sank ermüdet von seiner Aufregung auf seine Kissen zurück.

Die beiden Frauen sahen ihn mit einem Ausdrucke der Verwunderung, mit einer Haltung an, welche beinahe an Erstarren grenzte. Dann ging Manuela wankend an das Ruhelager ihres Bruders, sie legte ihre Hand auf seine Schulter, ihre Brust wogte stürmisch; aber sie schien keine Worte mehr zu haben, um nach dem Grunde seiner Behauptungen zu fragen — ihr funkelndes Auge, das sich auf seine Züge heftete, in sein Gesicht einbohrte, fragte ja genug. Auch Margarethe trat einen Schritt näher an Alonso heran und flüsterte, nach Athem ringend:

Erklären Sie Sich endlich!

Alonso ließ, so ermüdet er war, sich den Genuß nicht entgehen, seine Blicke von einer der beiden Frauen auf die andere gleiten zu lassen: sie waren ihm in diesem Augenblicke ein Schauspiel, wie sie an seinem Munde hingen, wie sie dastanden, als ob Leben oder

Tod für sie in der nächsten Minute von seinen Lippen fallen würde — er war grausam genug, sich daran zu weiden und ihre Qual zu verlängern.

Aber Manuela war in dieser Stunde nicht die, welche mit Geduld ertrug, daß man sie hinhielt.

Sprich! Alonso, sprich! rief sie gebieterisch aus — oder ich glaube, du lügst!

Das kannst du nicht, Manuela, denn ich habe sehr bündige Beweise für Das, was ich sage, erwiderte Alonso langsam, als ob er jedes Wort, welches er sprach, wie einen Tropfen Gift, das er seiner Schwester als Arznei einschüttete, abzähle — du bist von Don Masimilian Rosoglio, dem Gemahl dieser würdigen Dame, geschieden — nein, nicht das, deine Ehe ist für null und nichtig und so gut als nie vorhanden erklärt worden.

Unmöglich! riefen beide Frauen wie aus Einem Munde.

Alonso antwortete ihnen nicht: er heftete noch einmal mit dem Ausdruck einer unbegreiflichen Theilnahmlosigkeit an Dem, was in diesem Augenblicke in den beiden Frauen vorgehen mußte, seine Augen auf ihre Züge, und dann winkte er Teresa herbei, die sich während all des Vorhergehenden, das sie ja nicht

verstand, still zurückgezogen in einer Fensterbrüstung gehalten hatte. Die Duenna mußte Alonso's Koffer herbei tragen und auf einen Tisch vor den Leidenden hinstellen; dann erhob sich Alonso, suchte einen Schlüssel, öffnete und zog eine große verschlossene Schreibmappe heraus.

Manuela, sagte er darauf, während Teresa den Koffer entfernte, glaubst du, ich hätte mich darüber getäuscht, daß es mir auf die Dauer unmöglich sei, ein Weib, welches einen von der Leidenschaft eingegebenen Entschluß verfolgt, zu hüten und von der Ausführung ihres Willens abzuhalten? Glaubst du, ich sei zufrieden gewesen mit der schwachen Bürgschaft für dein Bleiben, welche in meiner und meines Dieners Wachsamkeit lag? O nein, und der Erfolg hat gezeigt, daß ich wohl daran that, meinen Kräften zu mistrauen! Ich griff zu energischeren Mitteln, meiner Sorge um dich überhoben zu sein. Das eine kennst du: oft genug ist heute die Rede davon gewesen; es stellte mich davor sicher, daß der Mann, mit welchem du eine so unpassende Verbindung eingegangen warst, zurückkomme und Ansprüche auf dich erhebe, welche mein Gewissen mir verbot, anzuerkennen, da die Sorge für dein wahres Glück ein mir heiliges Vermächtniß unseres Vaters ist. Von dieser

Seite der Furcht überhoben, galt es für mich darum, auch deiner sicher zu werden. Ich zog einen Rechtsgelehrten zu Rathe und erhielt eine Auskunft, so günstig, wie ich sie wahrlich nicht erwartet hatte. Ich ließ mir nun Vollmachten von dir unterzeichnen — du erinnerst dich dessen. Auf diese gestützt und in meiner Eigenschaft als dein Vormund, verlangte ich von dem Officialat-Gerichte unseres hochwürdigsten Bischofs zu Malaga die völlige Annullirung deiner Ehe . . .

Das ist ja ganz unmöglich — das ist ja gar nicht erhört — unsere Kirche, die katholische Kirche trennt ja einmal geschlossene Ehen unter keiner Bedingung! fiel Margarethe athemlos ein.

Alonso heftete einen eigenthümlichen, wie spöttischen Blick auf sie, und ein ironisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

Sie mögen sehr bewandert sein im canonischen Rechte und Dem, was die katholische Kirche thut oder nicht thut, Madame, sagte er dann — eine Bestimmung dieses Rechts-Systems, die vor einem Frauenohre zu erklären, freilich gewisse Schwierigkeiten bietet, dürfte Ihrer Kunde doch ganz und gar entgangen sein! Manuela's Ehe, die durch weiter nichts geknüpft war, als den bloßen priesterlichen Segen, ge-

hörte nicht zu jenen heiligen Verbindungen, welche die Kirche als nur durch den Tod auflöslich betrachtet. Und da der Deutsche, der Manuela unmittelbar nach der Trauung verlassen hatte, nicht zu ihr zurückgekommen war, so nahm der geistliche Hof unseres Bischofs meinen Antrag bereitwillig entgegen; Manuela's Gatte wurde in zwei oder drei Zeitungsblättern unserer Provinz, die ihm natürlich unmöglich zu Gesichte kommen konnten, aufgefordert, seine Einreden zu erheben, und da er nicht erschien, so erklärte das Officialat unseres Sprengels die Ehe Manuela Revenga's mit dem flüchtigen Senhor aus Deutschland für null und nichtig!

Und das ahnte ich nicht einmal! stammelte Manuela todtenbleich, während ihre Arme wie leblos an ihrer Seite niederfielen.

Und das verschwiegen Sie! rief Margarethe aus, getheilt zwischen den Empfindungen eines Glückes, einer Freude, welche mit Worten nicht zu schildern war, und eines tiefen Schauderns vor diesem Menschen, der trotz all dem Jammer, welcher wie ein erschütterndes Drama an ihm vorübergezogen, eine solche Thatsache hatte verschweigen können.

Alonso nahm unterdeß ruhig ein großes versiegeltes Schreiben aus der Mappe, die er in sei-

nen Händen hielt, und überreichte es seiner Schwester. Es war von seiner eigenen Hand an Manuela adressirt.

Da ist die Urkunde! sagte er; so wie sie da ist, sandte ich sie dir, Manuela, als ich in Folge deiner gütigen Vermittlung drei Tage lang der Gast der Königin in ihren kleinen wohnlichen Fremdenzimmern auf der Burg zu Motril war. Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken über meine Verhaftung als Hochverräther erholt hatte, schickte ich meinen Wärter zum Alcalden, um die Erlaubniß zu erhalten, dir dieses Blatt aushändigen zu lassen; der Alcalde ertheilte mir diese Erlaubniß — du siehst das Urtheil noch in demselben Couvert, in welchem ich es in die Hände eines Gerichtsdieners übergab, damit er es dir so eilig wie möglich bringe und dich von der Flucht abhalte; aber es war zu spät, es war zu viel Zeit verloren worden über der Einholung der Erlaubniß des Alcalden. Die Sendung traf dich nicht mehr, das Unglück war geschehen, du warst fort! Das Blatt kam am anderen Tage in meine Hände zurück. Sollte ich es dir nachsenden? Ich wußte nicht einmal, wohin es adressiren!

Aber als Sie Manuela's Aufenthalt erfuhren, aber hier? fiel Margarethe ein.

Madame, antwortete Alonso, als ich hier ankam, sah ich, daß für mich nichts verloren sei — sollte ich nun meiner Schwester den einzigen Trost rauben, der sie aufrecht erhielt, den Gedanken, daß sie ein großes Opfer bringe, daß der Heldenmuth der Entsagung eine Märtyrer-Krone um ihr Haupt geflochten habe? Die arme Manuela! sollte ich sie noch mehr betrüben? O nein, ich ließ sie bei ihrem Glauben — mir war ja auch ihr Glaube, daß sie gebunden, ganz willkommen — er mußte Manuela für ewig abhalten, später in ihrem Leben thörichten Bewerbungen um ihre Hand noch einmal ihr Ohr zu leihen! Diese für mich entscheidend ins Gewicht fallende Rücksicht war es auch, was mich früher bewog, das Urtheil Manuela nicht mitzutheilen, als ich es, längere Zeit vor ihrer Flucht, erhielt.

Während dieser Erklärungen Alonso's hatte Manuela mit zitternden Händen das Blatt entfaltet, Margarethe trat neben sie und überblickte es mit ihr — sie verstand genug von dem fremden Idiom, in welchem es geschrieben war, um sogleich zu erkennen, daß Alonso die Wahrheit gesprochen; es trug ein Datum, das gerade um die Frist eines Monats dem voraus ging, an welchem Margarethe mit Maximilian am Altare gestanden hatte.

Margarethe nahm das Blatt leise aus der Spanierin Hand, sie sagte sanft:

Das gehört mir, Manuela!!

Und ganz überwältigt, außer sich vor Glück, stürzte sie laut schluchzend um Manuela's Hals, preßte sie im Drang ihrer übermächtigen Empfindung krampfhaft an ihre Brust, dann eilte sie aus dem Zimmer, über den Corridor, die Stiege hinunter in den Wagen und rief dem verwunderten Diener ein:

Zurück, zurück, zurück! laß fahren, daß die Pferde stürzen! zu.

Drinnen aber sank Manuela ohnmächtig in die Arme ihrer treuen Teresa.

Wir haben unserer Erzählung nur wenig noch hinzu zu fügen.

Einige Stunden später, und Margarethe lag weinend in den Armen ihres Gatten. Das Glück, welches Beide empfanden, war um so größer, je furchtbarer die Last gewesen war, die auf ihnen gelegen hatte, je hoffnungsloser Maximilian sein Weib hatte scheiden sehen; und um wie unendlich viel inniger und heiliger schienen ihnen jetzt die Bande, welche sie an einander knüpften! Ja, für Maximi-

lian war das liebeglühende Weib, welches jetzt an seiner Brust lag, gar die Margarethe nicht mehr, welche er noch vor wenigen Tagen sein genannt und in welcher ihm die geistige Lebhaftigkeit das Gemüth und das Herz verschleiert hatte — wie eine Heldin kam sie ihm jetzt vor, doch wie eine Heldin durch die echtesten Frauen-Tugenden, durch leidenschaftliche Hingabe, durch Treue bis zum Opfermuth.

Aber trotz dieses Glückes ist ein großer Ernst über Maximilian gekommen, ein Ernst, der zuweilen beinahe das Gepräge der Schwermuth hat. Und wie konnte es auch anders sein? Wie konnte Das, was er gelitten, spurlos an seinem Geiste vorübergegangen sein? Und die arme Manuela — der Gedanke an sie wird noch lange einen Schatten über seine glücklichsten Stunden werfen; und dann die bittere, bittere Erfahrung, die Maximilian über die Menschen, über seine nächsten Bekannten machen mußte: beinahe Alle hatten sie ihn für schuldig gehalten! So geneigt waren sie also, das Uebelste zu glauben — von solchem Argwohn erfüllt, wo sein früheres Leben ihnen auch nicht das leiseste Recht zum Argwohn gab, so jämmerlich dürftig war all ihre Menschenkenntniß, all ihr oft betheuerter Freundessinn!!

Es war Maximilian unerträglich, sein früheres

Leben inmitten dieser Menschen fortzusetzen. Er sehnte sich hinweg, er trat bald darauf mit Margarethen eine Reise nach dem Süden an. Wennemar begleitete sie — Margarethens und Maximilian's Wünsche trafen darin zusammen, und die unbegrenzte Freude, womit Onkel Wennemar in der Naivetät eines Kindes sich an allen Erscheinungen der Fremde ergötzt, wirft fortwährend ihren Wiederschein auf die ernstere Stimmung der beiden Gatten.

Mit Onkel Ruprecht war eine Zeit lang eine große Veränderung vorgegangen. Er war gebeugt, er war kein Schatten mehr von dem früheren gefürchteten Despoten, der nahe daran schien, sich das Recht über Leben und Tod seiner Hintersassen und Familienglieder eingeräumt zu wähnen. Der Kummer hatte ihn zahm gemacht. Er stellte Betrachtungen über das Kapitel von der Familientyrannei an; Alonso's Beispiel hatte ihn zu diesem Nachdenken bewogen; er dachte an Amalgunde, die er auch einst verhindert hatte, einem Manne zu folgen, den sie liebte — kurz, es regte sich etwas wie ein beschwertes Gewissen in ihm. Er mußte sich ja auch gestehen, daß alles Unglück ursprünglich aus der frevelhaften Anmaßung Alonso's entsprungen, die Vorsehung für Manuela spielen und eigenmächtig ihr

Schicksal lenken zu wollen: und daß dann das ganze Verhältniß nur deshalb sich so unendlich tragischer und schmerzlicher gestaltet, weil er, „Sultan Ruprecht", seinerseits wiederum dieselbe Rolle übernommen und despotisch eingegriffen, statt den Dingen ihren Lauf zu lassen und Maximilian das Recht zuzugestehen, selbst zu beschließen und zu handeln. Diese Moral des Ganzen erkannte Ruprecht sehr wohl und in dieser Stimmung suchte er sich mit Maximilian zu versöhnen, aber Maximilian wich ihm durch seine Abreise aus. Er that recht daran, sich um seinen Oheim keine Sorge zu machen. Ruprecht Mildenfurth's Aenderung hat nicht lange vorgehalten; Menschen seiner Art verwandeln sich nicht; er ist heute der Alte wie zuvor.

Margarethe hat sich einen Canal zu eröffnen gewußt, durch welchen ihr von Zeit zu Zeit Nachrichten über Manuela zufließen. Sobald sich Alonso erholt hatte, ist Manuela langsam mit ihm durch Frankreich und über Madrid in ihre Heimat zurück gekehrt. Die Eindrücke der Reise haben sie wunderbar zerstreut; ihr Bruder, welcher ihre Energie zu achten gelernt hat, ist auffallend rücksichtsvoll und zuvorkommend gegen sie. Doch ist eine Art von Kampf aufs Neue zwischen den Geschwistern ausgebrochen.

Manuela hat nämlich den Gedanken festgehalten, in ein Kloster zu gehen. Alonso will es nicht und bietet Alles auf, sie daran zu verhindern. Wir wissen nicht, wer siegen wird. Alonso hat bei dem Kampfe die Duenna Teresa auf seiner Seite — sie ist seine Kampfgenossin, weil sie — seine Feindin ist; denn sie fürchtet sich vor dem Alleinsein mit ihm, wenn Manuela den Schleier genommen habe; auf Manuela's Seite jedoch steht der würdige Frai Torribio, und ist Alonso schlimm, so ist Frai Torribio klug und — hartnäckig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt.